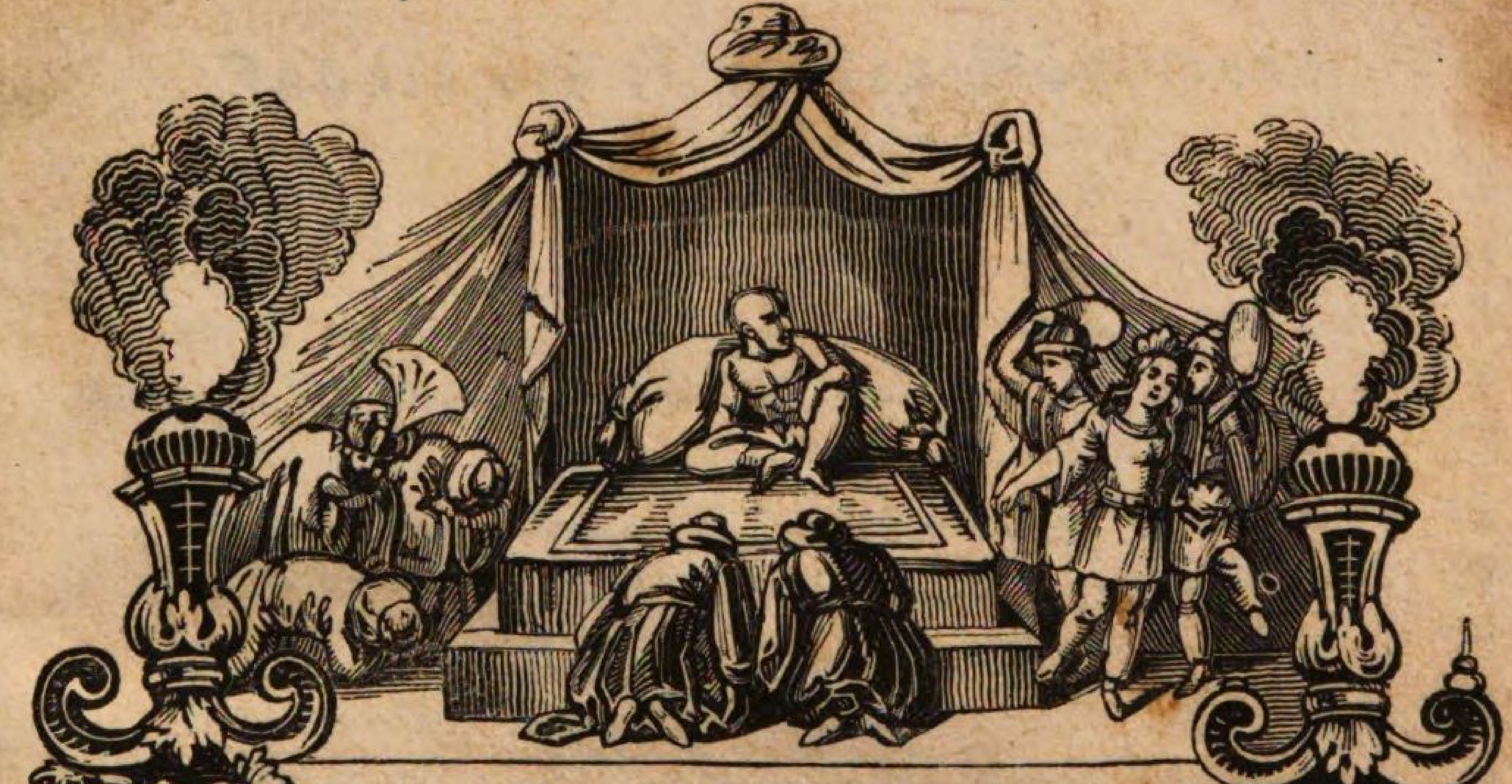
D. L. 454. fol: 78/81
L A 3573
7

7

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.



Deutsch
von
Max. Habicht,
Fr. H. von der Hagen
und
Carl Schall.

Siebentes Bändchen.

Dritte
unveränderte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1834.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Inhalt des siebenten Bändchens.

	Seite
292ste Nacht	3
Geschichte des erwachten Schläfers	4
293ste Nacht	12
294ste Nacht	18
295ste Nacht	22
296ste Nacht	26
297ste Nacht	31
298ste Nacht	35
299ste Nacht	42
300ste Nacht	48
301ste Nacht	52
302te Nacht	56
303te Nacht	60
304te Nacht	64
305te Nacht	72
306te Nacht	77
307te Nacht	88
308te Nacht	93
309te Nacht	97
310te Nacht	103
311te Nacht	106
312te Nacht	112
313te Nacht	119

	Seite
314te Nacht	124
315te Nacht	128
316te Nacht	132
Geschichte Aladdins, oder die Wunderlampe	134
317te Nacht	136
318te Nacht	144
319te Nacht	149
320ste Nacht	153
321ste Nacht	156
322ste Nacht	159
323ste Nacht	164
324ste Nacht	170
325ste Nacht	176
326ste Nacht	181
327ste Nacht	187
328ste Nacht	192
329ste Nacht	197
330ste Nacht	204
331ste Nacht	209
332ste Nacht	216
333ste Nacht	228
334ste Nacht	229
Anmerkungen	234

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Siebentes Bändchen.

Zweihundert zwei und neunzigste Nacht.

In der folgenden Nacht begann die Sultaninn Scheherasade, nachdem sie von ihrer Schwester Dirnarsade geweckt worden, ihre Erzählung folgendermaßen:

Geschichte
des erwachten Schläfers.

Unter der Regierung des Chalyfen Harun Arreschyd lebte zu Bagdad ein sehr reicher Kaufmann, dessen Frau schon alt war. Sie hatten einen einzigen Sohn, Namens Abu Hassan, der etwa dreißig Jahr alt und in der tiefsten Eingezogenheit auferzogen war.

Der Kaufmann starb, und Abu Hassan nahm, als einziger Erbe, die großen Reichthümer in Besitz, die sein Vater bei seinen Lebzeiten durch große Sparsamkeit und durch seine Betriebsamkeit im Handel aufgehäuft hatte. Der Sohn, der in seinen Ansichten und Neigungen ganz verschieden von seinem Vater war, handelte auch ganz anders als dieser. Da dieser ihm nämlich in seiner Jugend immer bloß so viel Geld gegeben hatte, als zu seinem Lebensunterhalte gerade hinreichte, und er daher immer die jungen Leute seines Alters beneidet hatte, denen es daran nicht fehlte, und die sich keine von den Vergnügungen versagten, deren sich die Jugend so leicht hingibt, so beschloß er, sich jetzt seinerseits durch einen Aufwand auszuzeichnen, der dem Vermögen, das er so eben ererbt hatte, angemessen wäre. Zu diesem Zweck theilte er sein Vermögen in

zwei Hälften. Die eine verwendete er zum Ankaufe von Landgütern und von Häusern in der Stadt, die ihm so viel einbrachten, daß er davon sehr bequem hätte leben können; allein er gelobte es sich, nie etwas von diesen Einkünften anzurühren, sondern die von daher einlaufenden Summen jedesmal aufzuheben. Die andere Hälfte, die in einer bedeutenden Summe baaren Geldes bestand, bestimmte er zu Wiedereinbringung aller der Zeit, die er unter dem strengen Zwange, worin ihn sein Vater bis an seinen Tod gehalten, verloren zu haben glaubte; zugleich aber machte er es sich zum unverbrüchlichen Gesetze, während dieses ausgelassenen Lebens, das er sich zu führen vorgenommen, nicht das geringste über diese Summe auszugeben.

Diesem Plane zufolge versammelte er binnen wenigen Tagen einen Kreis von jungen Leuten seines Alters und Standes um sich, und dachte von nun an bloß darauf, diesen die Zeit angenehm zu vertreiben. Zu diesem Zweck begnügte er sich nicht, sie bei Tag und Nacht gut zu bewirthen, und ihnen die glänzendsten Gastmahle zu geben, wo die köstlichsten Speisen und die ausgesuchtesten Weine in Fülle aufgetragen wurden, sondern er fügte dazu auch noch musikalische Unterhaltungen, indem er die beßten Sänger und Sängerinnen dazu einlud. Die junge Gesellschaft stimmte ihrerseits bisweilen, mit dem Glase in der Hand, in die Musik ein, und alle zusammen schienen mit den sie begleitenden Musik-Instrumenten einen harmonischen Einklang zu bilden. Diese Gastmahle endigten sich dann gewöhnlich mit Bällen, wozu die beßten Tänzer und Tänzerinnen aus ganz Bagdad gerufen wurden. Alle diese Belustigungen, die täglich durch andere erneuert wurden, stürz-

ten Abu Hassan in so ungeheure Ausgaben, daß er einen so großen Aufwand nicht über ein Jahr fortsetzen konnte. Die bedeutende Summe, die er für dieses verschwenderische Leben bestimmt hatte, ging mit dem Jahre zugleich zu Ende. Sobald er nicht mehr offene Tafel hielt, verschwanden auch seine bisherigen Freunde, und er konnte sie nirgends mehr antreffen, wohin er auch immer gehen mochte. In der That flohen sie vor ihm, wo sie ihn nur erblickten, und wenn er zufällig einem begegnete und mit ihm reden wollte, so entschuldigte sich dieser stäts mit allerlei Ausflüchten.

Abu Hassan empfand das seltsame Betragen seiner Freunde, die ihn nach so vielen Bezeigungen und Versicherungen von Freundschaft, die sie ihm gegeben, jetzt auf eine so unwürdige und undankbare Weise verließen, weit tiefer als den Verlust des ganzen Geldes, das er mit ihnen so unzweckmäßig vergeudet hatte. Traurig, nachdenkend, mit gesenktem Haupt und mit einem Gesichte, das düstern Kummer verrieth, trat er in das Zimmer seiner Mutter, und setzte sich ziemlich fern von ihr an das Ende des Sofa's.

»Was ist dir denn, mein Sohn?« fragte ihn seine Mutter, als sie ihn in diesem Zustande sah. »Warum bist du so verändert, so niedergeschlagen, so gar nicht mehr dir ähnlich? Wenn du alles, was du auf der Welt nur irgend hast, verloren hättest, so könntest du fast nicht anders aussehen. Ich weiß von dem entsetzlichen Aufwande, den du gemacht hast, und seitdem du dich ihm ganz hingegeben, magst du wohl nicht gar so viel Geld mehr übrig haben. Du warst übrigens Herr deines Vermögens, und wenn ich nie gegen deine unordentliche Lebensweise gesprochen habe, so geschah es darum, weil ich wußte, mit welcher weisen Vor-

sicht du dir die Hälfte deines Reichthums aufgehoben hast. Bei alle dem sehe ich nicht ab, was dich in eine so tiefe Schwermuth versenkt haben kann.«

Abu Hassan brach bei diesen Worten in Thränen aus, und mitten unter Thränen und Schluchzen rief er: »Meine Mutter, endlich habe ich durch eine sehr schmerzliche Erfahrung einsehen gelernt, wie unertäglich die Armuth ist. Ja, ich fühle es lebhaft, daß, so wie der Untergang der Sonne uns den Glanz dieses Himmelskörpers entzieht, eben so auch die Armuth uns jeder Freude beraubt. Sie macht, daß man alle die Lobsprüche und alles das Gute, das man uns vor unserm Verfalle sagte, gänzlich vergißt; sie bringt uns dahin, das wir nicht mehr ausgehen können, ohne Furcht, bemerkt zu werden, und daß wir die Nächte hindurch blutige Thränen vergießen; mit einem Worte, wer arm ist, wird selbst von seinen Verwandten und Freunden nur wie ein Fremder betrachtet. »Du weißt, meine Mutter,« fuhr er fort, »wie ich seit Jahr und Tag gegen meine Freunde gewesen bin. Ich habe sie immer so gut bewirthet, daß ich dadurch fast meine Mittel erschöpft habe; und nun, da ich das nicht mehr so fortsetzen kann, muß ich sehen, daß sie mich alle verlassen haben. Ich spreche hier nur von dem Gelde, welches ich für den Gebrauch, den ich davon gemacht, mir bei Seite gelegt hatte; denn was das übrige betrifft, das ich angelegt habe, so danke ich Gott dafür, daß er mir den Gedanken eingegeben, es mir aufzuheben, unter der Bedingung und dem Gelübde, es nie zum Behuf einer so thörichten Verschwendung anzugreifen. Ich will dieß Gelübde halten, und ich weiß schon, welchen guten Gebrauch ich von dem, was mir so glücklicher Weise übrig geblieben, machen

werde. Aber zuvor will ich noch eine Probe machen, wie weit wohl meine Freunde, wofern sie anders diesen Namen verdienen, ihre Undankbarkeit treiben werden. Ich will sie nach einander besuchen, und wenn ich ihnen das Aeußerste, das ich für sie gethan, werde vorgestellt haben, will ich sie bitten, unter sich eine Summe Geldes für mich zusammenzuschießen, wodurch ich mir einigermaßen aus dem unglücklichen Zustande, worin ich mich ihnen zu Liebe gestürzt, wieder aufhelfen könnte. Indeß will ich, wie gesagt, diesen Schritt bloß thun, um zu sehen, ob ich in ihnen irgend eine Spur von Dankbarkeit finden werde.«

»Mein Sohn,« erwiederte Abu Hassan's Mutter, »ich mag dir nicht von der Ausführung deines Vorhabens abreden; aber ich kann dir im voraus sagen, daß du dich in deiner Hoffnung täuschen wirst. Glaube mir, was du auch immer thun magst, es bedarf dieser Probe gar nicht erst; du wirst nirgends Unterstützung finden, als in dem, was du dir selber aufgehoben hast. Ich sehe wohl, daß du noch nicht diese Freunde kennst, die man unter Leuten deines Standes gewöhnlich so nennt; aber du wirst sie noch kennen lernen. Gebe Gott, daß es auf die Weise geschehe, wie ich es wünsche, daß heißt, zu deinem Beßten.« — »Meine Mutter,« antwortete Abu Hassan, »ich bin von der Wahrheit dessen, was du mir sagst, überzeugt; aber ich werde dieser Sache, die mich so nahe angeht, um so gewisser sein, wenn ich mich persönlich von ihrer Niederträchtigkeit und Gefühllosigkeit überzeugt habe.«

Abu Hassan ging nun sogleich fort, und nahm so gut die Zeit wahr, daß er alle seine Frunde zu Hause traf. Er stellte ihnen die große Noth vor, in welcher er sich befände,

und bat sie, ihm zu einer kräftigen Unterstützung ihre Börse zu öffnen. Er machte sich sogar gegen einen jeden von ihnen insbesondere anheischig, die Geldsummen, die sie ihm leihen würden, wieder zurückzuzahlen, sobald nur seine Umstände sich gebessert haben würden, ohne jedoch zu erwähnen, daß er hauptsächlich um ihretwillen so in der Klemme sei, um sie desto mehr zur Großmuth anzuspornen. Auch vergaß er nicht, sie mit der frohen Hoffnung zu locken, daß er wohl noch dereinst das frohe Schmausen mit ihnen wieder anfangen würde, das sie bei ihm früher genossen hätten.

Keiner von seinen Tafelfreunden ließ sich durch die lebhaften Schilderungen rühren, wodurch der unglückliche Abu Hassan sie zu bewegen suchte. Er erfuhr sogar die Kränkung, hören zu müssen, daß mehrere derselben ihm rund heraus erklärten, daß sie ihn gar nicht kennten und sich gar nicht besinnen könnten, ihn je gesehen zu haben. Mit einem Herzen voll Unwillen und Betrübnis kehrte er nach Hause zurück. »Ach, meine Mutter,« rief er aus, indem er in ihr Zimmer trat, »du hast wohl Recht gehabt; anstatt Freunde zu finden, habe ich bloß Treulose, Undankbare und Schurken gefunden! Es ist jetzt aus, ich sage mich von ihnen los, und verspreche dir, sie nie wiederzusehen.«

Abu Hassan blieb fest bei seinem Entschlusse. Er nahm zu diesem Zwecke die angemessensten Vorsichtsmaaßregeln, um alle Gelegenheiten, wo er demselben untreu werden könnte, zu vermeiden; und um nie mehr in diesen Fall zu kommen, that er den Schwur, daß er nie mehr in seinem Leben irgend jemand aus Bagdad bei sich bewirthen wollte. Hierauf zog er den Geldkasten, worin er seine Einkünfte niedergelegt hatte, aus seinem Verwahrungsorte hervor, und

stellte ihn an den Platz dessen, der so eben leer geworden war. Er beschloß, für seine tägliche Ausgabe immer nur eine bestimmte Summe herauszunehmen, die hinlänglich wäre, um eine einzige Person bei sich zu Abend zu bewirthen. Doch schwur er, daß diese Person nicht aus Bagdad sein dürfte, sondern ein Fremder sein müßte, der an demselben Tage erst angekommen, und daß er ihn schon am folgenden Morgen wieder entlassen wollte, nachdem er ihm eine einzige Abendmahlzeit gereicht hätte.

Diesem Plane zufolge besorgte Hassan jeden Morgen den zu dieser Mahlzeit nöthigen Speisevorrath. Gegen Abend ging er jedesmal und setzte sich an das Ende der Brücke von Bagdad, und wenn er einen Fremden erblickte, von welchem Stande oder Herkommen er auch immer sein mochte, so redete er ihn höflich an und lud ihn sofort ein, ein Abendbrot und Nachtherberge für die erste Nacht seines Hierseins bei ihm anzunehmen; und nachdem er ihn von dem, was er sich bei seiner Gastfreundlichkeit zum Gesetz und zur Bedingung gemacht, unterrichtet hatte, führte er ihn nach seiner Wohnung.

Die Mahlzeit, womit Abu Hassan seinen Gast bewirthete, war nicht prächtig, doch konnte man damit sehr wohl zufrieden sein. Besonders fehlte es dabei nicht an gutem Weine. [1]) Die Mahlzeit dauerte übrigens bis tief in die Nacht, und anstatt seinen Gast, wie man sonst wohl zu thun pflegt, von Angelegenheiten des Staats, der Familie, oder des Handels zu unterhalten, suchte er im Gegentheil bloß von gleichgültigen, angenehmen und ergötzlichen Dingen zu reden. Ueberhaupt war er von Natur scherzhaft, unterhaltend und von guter Laune, und, wovon auch immer die

Rede war, er wußte seinem Gespräche stäts eine Wendung zu geben, die auch den Traurigsten aufzuheitern vermochte.

Wenn Abu Hassan am folgenden Morgen seinen Gast entließ, sagte er zu diesem: »Wohin du auch immer gehest, möge Gott dich vor jeder Unannehmlichkeit bewahren! Als ich dich gestern Abend in mein Haus auf eine Mahlzeit einlud, erzählte ich dir zugleich auch, welches Gesetz ich mir auferlegt habe; du wirst es daher nicht übel nehmen, wenn ich dir sage, daß wir nie mehr mit einander trinken, ja daß wir uns sogar nie mehr wiedersehen werden, weder bei mir, noch anderswo. Ich habe meine guten Gründe, um so zu handeln. Gott geleite dich!«

Abu Hassan war in Befolgung dieser Regel sehr pünktlich. Die Fremden, welche er einmal bei sich aufgenommen, beachtete er nicht weiter, und redete auch mit ihnen nicht mehr. Wenn er ihnen auf den Straßen oder öffentlichen Plätzen begegnete, so that er, als sähe er sie nicht, und drehte sich wohl selbst hinweg, um zu vermeiden, daß sie ihn nicht anredeten. Mit einem Wort, er brach alle Gemeinschaft mit ihnen ab.

Er hatte diese Weise lange Zeit fortgesetzt, als eines Tags kurz vor Sonnenuntergang, da er eben wieder auf seinem gewöhnlichen Platze am Ende der Brücke saß, der Chalyf Harun Arreschyd gegangen kam, aber so verkleidet, daß er nicht zu erkennen war.

Obwohl dieser Herrscher sehr treue Diener und gewissenhafte Rechtspfleger hatte, so wollte er dennoch sich von allem persönlich unterrichten, und durchstreifte sehr oft, wie wir bereits gesehen haben, in allerlei Verkleidungen die Stadt Bagdad. Sogar die nächste Umgegend der Stadt

ließ er nicht unbeachtet, und er pflegte zu diesem Zweck am ersten Tage eines jeden Monats auf die Heerstraßen hinauszugehen, die von den verschiedenen Seiten her nach Bagdad führten. Diesen Tag, es war gerade der Erste, erschien er als Kaufmann von Mussul verkleidet, der so eben an der andern Seite der Brücke ans Land gestiegen war, und dem ein großer und starker Sklave folgte.

Zweihundert drei und neunzigste Nacht.

Da der Chalyf, ungeachtet seiner Verkleidung, ein sehr ernstes und ehrwürdiges Aussehen hatte, so stand Abu Hassan, der ihn für einen Kaufmann von Mussul hielt, von seinem Platze auf, begrüßte ihn freundlich, küßte ihm die Hand, und sagte dann zu ihm: »Herr, ich wünsche euch zu eurer glücklichen Ankunft Glück, und bitte euch, mir die Ehre zu erzeigen, bei mir zu Abend zu speisen und diese Nacht in meinem Hause zuzubringen, um euch von den Beschwerden der Reise etwas zu erholen.« Und um ihn noch mehr dazu zu bewegen, daß er ihm diese Gefälligkeit nicht abschlagen möchte, erzählte er ihm mit wenigen Worten, wie er es sich zur Gewohnheit gemacht habe, jeden Tag den ersten Fremden, der sich ihm zeigen würde, auf eine Nacht bei sich aufzunehmen und zu bewirthen.

Der Chalyf fand in dem seltsamen Geschmack Abu Hassan's so viel Sonderbares, daß er neugierig wurde, ihn näher kennen zu lernen. Ohne indeß aus der angenommenen Rolle eines Kaufmanns herauszutreten, sagte er ihm, er glaubte einer so großen Artigkeit, die er bei seiner Ankunft

in Bagdad gar nicht erwartet hätte, nicht besser entsprechen zu können, als wenn er dieß höfliche Anerbieten annähme, und er möchte ihm daher nur den Weg zeigen, er würde ihm dann sogleich folgen.

Abu Hassan, der nicht wußte, daß der Gast, welchen der Zufall ihm zugeführt hatte, so unendlich hoch über ihm stände, behandelte den Chalyfen ganz wie seinesgleichen. Er führte ihn in sein Haus, und ließ ihn in ein sehr reinlich ausgeschmücktes Zimmer treten, wo er ihn auf dem Sofa obenan Platz nehmen ließ. Das Abendessen war schon bereit, und der Tisch gedeckt. Abu Hassan's Mutter, die sich auf die Küche sehr gut verstand, hatte drei Schüsseln aufgesetzt: mitten nämlich eine mit einem guten Kapaun, umgeben von vier gemästeten Hühnchen; dann links und rechts noch zwei Schüsseln, die als Vorspeisen dienen sollten: nämlich eine mit einer fetten Gans, und dann noch eine mit jungen Tauben in einer Gewürzbrühe. Weiter gab es dießmal nichts, aber das Fleisch war sehr gut und von einem köstlichen Geschmack.

Abu Hassan setzte sich bei Tische seinem Gaste gegenüber, und er und der Chalyf fingen an, sich es schmecken zu lassen, indem jeder nach seinem Belieben zulangte, ohne ein Wort zu reden und selbst ohne zu trinken, nach der Sitte des Landes. Als sie abgegessen hatten, reichte ihnen der Sklave des Chalyfen Wasser zum Waschen, und unterdessen räumte Abu Hassan's Mutter ab, und setzte den Nachtisch auf, der aus verschiedenen Arten von Früchten, wie sie die Jahreszeit gerade mit sich brachte, bestand, nämlich aus Weintrauben, Pfirsichen, Aepfeln, Birnen, und mehreren Arten gebackenem Mandelteig. Bei Anbruch der Nacht

wurden Wachslichter angezündet, worauf Abu Hassan einige Flaschen Wein nebst Schalen neben sich setzen ließ, und seiner Mutter einen Wink gab, daß sie dem Sklaven des Chalyfen zu essen geben möchte.

Als der angebliche Kaufmann aus Mussul, nämlich der Chalyf, und Abu Hassan sich wieder zu Tische gesetzt hatten, nahm Abu Hassan, ehe er noch das Obst berührt hatte, eine Schale, schenkte sich zuerst darin ein, und sagte dann, die Schale in der Hand haltend, zum Chalyfen, der seiner Meinung nach ein bloßer Kaufmann aus Mussul war: »Herr, ihr wißt so gut wie ich, daß die Henne nie trinkt, ohne ihre Hühnchen zu rufen, um mit ihr zu trinken; ich lade euch daher ebenfalls ein, meinem Beispiele zu folgen. Ich weiß zwar nicht, wie ihr hierüber denkt; allein, was mich betrifft, so dünkt mich, daß ein Mann, der den Wein haßt und den Weisen spielen will, es gewiß nicht ist. Wir wollen diese Art von Leuten mit ihrer finstern und verdrießlichen Laune sich selber überlassen, und lieber die Freude aufsuchen; sie ist in der Schale allein zu finden, und die Schale theilt sie allen denen mit, die sie austrinken.«

Während Abu Hassan trank, sagte der Chalyf, indem er die Schale ergriff, die für ihn dastand: »Das gefällt mir, und das nenne ich mir einen wackern Mann. Ich schätze diese heitere Laune an euch, und erwarte bei dieser Fröhlichkeit, daß ihr mir ebenfalls einschenkt.«

Abu Hassan hatte kaum getrunken, als er auch schon die Schale, die ihm der Chalyf hinreichte, vollschenkte, und zu ihm sagte: »Herr, kostet nur, ihr werdet ihn recht gut finden.«

»Davon bin ich überzeugt,« erwiederte der Chalyf mit lächelnder Miene; »ein Mann wie ihr, kann bei der Aus-

wahl solcher Sachen keinen andern als den beßten Geschmack haben.«

Während der Chalyf trank, äußerte Abu Hassan: »Man darf euch nur ansehen, um gleich beim ersten Blicke zu wissen, daß ihr ein Mann seid, der die Welt gesehen hat, und der zu leben weiß.«

»Wenn mein Haus,« fügte er in Arabischen Versen hinzu, »Empfindung hätte, und die Freude über das Glück, euch zu besitzen, fühlen könnte, so würde es solche laut an den Tag legen, und vor euch niederfallend ausrufen: »Ach, welche Lust, welches Glück, daß mich ein so edler und gefälliger Mann mit seiner Gegenwart beehrt, und es nicht verschmäht, bei mir Nachtherberge zu nehmen!«

»Mit einem Worte, Herr, ich bin seelenvergnügt, daß ich heute einen Mann von eurem Werth angetroffen habe.«

Die sinnreichen Einfälle Abu Hassan's machten dem Chalyfen viel Vergnügen, der von Natur sehr heiter gestimmt war, und der sich ein Vergnügen daraus machte, seinen Wirth dadurch, daß er ihm häufig seine Schale zum Einschenken überreichte, zum Trinken aufzuforden, um ihn bei der Fröhlichkeit der Unterhaltung, die der Wein immer mehr weckte, noch besser kennen zu lernen. Um ein Gespräch einzuleiten, fragte er ihn, wie er hieße, womit er sich beschäftigte, und auf welche Weise er sein Leben hinbrächte? »Herr,« erwiederte jener, »mein Name ist Abu Hassan. Ich habe durch den Tod meinen Vater verloren, welcher Kaufmann war, wenn auch nicht gerade einer von den reichsten, doch wenigstens einer von denen, die in Bagdad am bequemsten leben. Als er starb, hinterließ er mir eine Erbschaft, die mehr als hinlänglich war, um ohne Ehrgeiz mei-

nem Stande gemäß leben zu können. Da sein Betragen gegen mich immer sehr streng gewesen war, und ich daher den größten Theil meiner Jugend unter einem drückenden Zwange verlebt hatte, so wollte ich die schöne Zeit, die ich verloren zu haben glaubte, wieder einzubringen suchen. »Indeß,« fuhr Abu Hassan fort, »benahm ich mich in diesem Punkt etwas anders, als sonst gewöhnlich junge Leute zu thun pflegen. Diese überlassen sich nämlich ohne Maaß den Ausschweifungen, und zwar so weit, bis sie zur tiefsten Armuth herabgekommen, und ihr ganzes übriges Leben Buße zu thun nothgedrungen sind. Um nun nicht in dasselbe Elend zu gerathen, theilte ich mein ganzes Vermögen in zwei Hälften; die eine legte ich auf Zinsen, die andere behielt ich in baarem Gelde. Das baare Geld bestimmte ich zu den Ausgaben, die ich vorhatte, und faßte zugleich den festen Entschluß, meine andern Einkünfte nie anzugreifen. Ich bildete mir einen Gesellschaftskreis von Leuten meiner Bekanntschaft und meines Alters, und für das baare Geld, das ich mit vollen Händen ausgab, bewirthete ich sie täglich sehr glänzend und dergestalt, daß uns zu unserer Belustigung nichts fehlte. Aber dieß dauerte nicht lange so fort. Am Ende des Jahres fand ich nichts mehr in meinem Geldkasten, und zu gleicher Zeit verschwanden auch alle meine Tischfreunde. Ich besuchte sie, einen nach dem andern; ich stellte ihnen meine traurige Lage vor: aber keiner bot mir irgend eine Unterstützung an. Ich leistete also auf ihre Freundschaft Verzicht, beschränkte von nun an meine Ausgaben bloß auf meine Einkünfte, und nahm mir vor, niemand weiter zur Gesellschaft zu haben, als den ersten Fremden, der mir jeden Tag bei seiner Ankunft in Bagdad auf-

stoßen würde; doch mit der Bedingung, daß ich ihn bloß diesen Tag bei mir bewirthen wollte. Das Uebrige wißt ihr, und ich danke meinem guten Glücke, daß es mir heute einen Fremdling von eurem Werthe zugeführt hat.«

Der Chalyf war mit der erhaltenen Aufklärung sehr zufrieden, und sagte zu Abu Hassan: »Ich kann euch wegen des Entschlusses, den ihr gefaßt habt, nicht genug loben, daß ihr nämlich, als ihr das ausschweifende Leben anfinget, mit so viel Klugheit handeltet und euch auf eine Weise benahmt, die der Jugend sonst nicht eigen ist; ferner achte ich euch, daß ihr selbst auf dem Punkte, auf welchem ihr standet, euch noch treu geblieben seid. Die Bahn war wenigstens sehr schlüpfrig, und ich kann mich nicht genug wundern, daß ihr, als ihr euer baares Geld zu Ende gehen sahet, euch noch so weit mäßigen konntet, um nicht auch eure Einkünfte und selbst eure Kapitale zu vergeuden. Um euch offen meine Meinung zu sagen, ich glaube, ihr seid der einzige Schwelger, dem dergleichen begegnet ist und überhaupt jemals begegnen kann. Mit einem Wort, ich gestehe es, ich beneide euch um euer Glück. Ihr seid der glücklichste Sterbliche, den es auf Erden gibt, da ihr jeden Tag die Gesellschaft eines Mannes habt, mit dem ihr euch angenehm unterhalten könnt, und dem ihr Anlaß gebt, überall die gute Aufnahme zu rühmen, die ihr ihm erzeigt. Aber wir bemerken beide nicht, daß wir schon zu lange mit einander gesprochen haben, ohne zu trinken. Trinket also, und schenket mir dann auch ein.«

Der Chalyf und Abu Hassan tranken noch lange fort, indem sie sich auf das angenehmste unterhielten.

Unterdessen war die Nacht schon weit vorgerückt, und

der Chalyf, der sich von den Beschwerden der zurückgelegten Reise sehr ermüdet stellte, sagte zu Abu Hassan, daß er der Ruhe bedürfte. »Ich meinerseits,« fuhr er fort, »will zugleich nicht, daß ihr euch aus Liebe zu mir irgend der eurigen beraubet. Ehe wir uns nun trennen, denn ich werde morgen früh, wenn ihr aufstehet, vielleicht schon fort sein, ist es mir sehr angenehm, euch an den Tag legen zu können, wie sehr ich für eure Höflichkeit, gute Bewirthung und Gastfreundlichkeit, die ihr auf eine so zuvorkommende Weise mir erzeigt habt, mich euch verpflichtet fühle. Das einzige, was mich bekümmert, ist, daß ich nicht weiß, wie ich euch meine Dankbarkeit bethätigen kann. Ich bitte euch, mich dieß wissen zu lassen, und ihr werdet sehen, daß ich kein Undankbarer bin. Es ist unmöglich, daß ein Mann, wie ihr, nicht irgend ein Geschäft, irgend ein Bedürfniß haben, oder nicht wenigstens sich etwas wünschen sollte, das ihm Vergnügen machen würde. Oeffnet mir euer Herz und sprechet offen mit mir. Wenn ich gleich nur ein Kaufmann bin, so bin ich deshalb doch nicht außer Stande, entweder persönlich oder durch Vermittelung meiner Freunde, jemand Gefälligkeiten zu erzeigen.«

Zweihundert vier und neunzigste Nacht.

»Herr,« erwiederte Abu Hassan, nachdem er die Anerbietungen des Chalyfen angehört hatte, »ich bin vollkommen überzeugt, daß ihr nicht aus bloßer Höflichkeit mir so großmüthige Anträge macht. Allein, so wahr ich ehrlich bin, ich kann euch versichern, daß ich weder irgend einen Kum-

mer, noch irgend einen Rechtshandel, noch irgend einen Wunsch habe, und daß ich überhaupt von niemand etwas verlange. Ich habe, wie ich euch schon gesagt, auch nicht den mindesten Ehrgeiz, und bin mit meinem Schicksale völlig zufrieden. Indeß muß ich euch doch sagen,« fuhr er fort, »daß eine einzige Sache mich verdrießt, ohne aber deshalb meine Ruhe zu trüben. Ihr werdet nämlich wissen, daß die Stadt Bagdad in mehrere Viertel eingetheilt ist, und daß es in einem jeden Viertel eine Moschee und einen Imam gibt, der zu den gehörigen Stunden an der Spitze der versammelten Bezirksbewohner das Gebet verrichtet. Unser Imam ist ein Greis von hoher Gestalt und von einer strengen Miene, und dabei ein so vollendeter Heuchler, dergleichen nur je in der Welt existirt haben mag. Als seine Rathgeber hat er sich noch vier andere mürrische Greise, die ungefähr von seinem Schlage sind, aus der Zahl meiner Nachbaren zugesellt; diese kommen nun regelmäßig jeden Tag zusammen, und es gibt keine Verläumdung, üble Nachrede oder Bosheit, die sie nicht von diesen Winkel-Zusammenkünften aus gegen mich und gegen das ganze Stadtviertel in Bewegung setzen, um die Ruhe desselben zu stören und Zwietracht darin auszustreuen. Einigen jagen sie Furcht ein, andern drohen sie, mit einem Worte, sie wollen die Herren spielen und es durchsetzen, daß jeder ihren Launen gemäß lebe, obwohl sie selber nicht zu leben wissen. Um euch die Wahrheit zu gestehen, es ärgert mich, wenn ich sehe, daß sie sich eher um alles andere kümmern, als um ihren Koran, und daß sie niemand in Frieden leben lassen.«

»Nun gut,« erwiederte der Chalyf, »ihr wünschtet also wohl ein Mittel oder einen Weg zu finden, um diesen Un-

ordnungen ein Ziel zu setzen?« — »Ja wohl,« antwortete Abu Hassan, und das einzige, um was ich Gott bitten möchte, wäre, nur einen einzigen Tag an der Stelle unsers Herrn und Gebieters, des Beherrschers der Gläubigen, Harun Arreschyd, Chalyf sein zu können.« — »Und was würdet ihr thun, wenn ihr je einmal in diesen Fall kämet?« fragte der Chalyf. »Ich würde ein Beispiel aufstellen,« erwiederte Abu Hassan, »das alle ehrlichen Leute zufrieden stellen sollte. Ich würde nämlich einem jeden der vier Alten hundert Stockschläge auf die Fußsohlen geben lassen, dem Imam aber vierhundert, damit er sie lehre, wie unschicklich es sei, ihre Nachbaren so zu beunruhigen und zu ärgern.« 2)

Der Chalyf fand den Einfall Abu Hassan's ganz artig, und da er von Natur zu seltsamen Abenteuern geneigt war, so bekam er Lust, darauf einen ganz einzigen Scherz zu gründen. »Euer Wunsch gefällt mir um so mehr,« sagte hierauf der Chalyf, »da ich sehe, daß er aus einem aufrichtigen Herzen und von einem Manne herkömmt, der es nicht leiden mag, daß die Bosheit der Bösen unbestraft bleibe. Es würde mir viel Vergnügen machen, die Erfüllung desselben zu sehen, und vielleicht ist diese so unmöglich nicht, als ihr denkt. Ich bin überzeugt, daß der Chalyf recht gern seine Herrschergewalt auf vier und zwanzig Stunden in eure Hände niederlegen würde, wenn er von eurer guten Absicht und von dem Gebrauche wüßte, den ihr davon machen wollt. Obwohl ich nur ein fremder Kaufmann bin, so habe ich dennoch Einfluß genug, um dazu etwas beitragen zu können.«

»Ich sehe wohl,« erwiederte Abu Hassan, »daß ihr euch über meinen närrischen Einfall lustig macht, und der Chalyf würde sich ebenfalls darüber lustig machen, wenn er

diese Narrheit erführe. Vielleicht würde es indeß die Folge haben, daß er über das Betragen des Imams und seiner Rathgeber Erkundigung einziehen und sie bestrafen ließe.«

»Ich mache mich durchaus nicht über euch lustig,« antwortete hierauf der Chalyf; »Gott behüte mich, daß ich einen so unziemlichen Gedanken gegen einen Mann, wie ihr seid, hegen sollte, der mich, wie unbekannt ich ihm auch war, so gut bewirthet hat; zugleich versichere ich euch, daß auch der Chalyf sich darüber nicht lustig machen würde. Aber lassen wir dieß Gespräch fallen; es fehlt nicht mehr viel zu Mitternacht, und es ist Zeit, daß wir uns schlafen legen.«

»So wollen wir denn damit unsere Unterhaltung abbrechen,« sagte Abu Hassan, »ich will euch nicht länger vom Schlaf abhalten. Allein, da noch etwas Wein in der Flasche übrig ist, so wollen wir zuvor, wenn's euch gefällt, dieselbe ausleeren, und uns nachher schlafen legen. Das einzige, was ich euch anempfehle, ist, daß ihr morgen früh beim Weggehen, im Fall ich noch nicht auf sein sollte, ja nicht die Thüre offen lasset, sondern sie sorgfältig verschließet.« Der Chalyf versprach, dieß pünktlich zu thun.

Während Abu Hassan noch sprach, hatte der Chalyf die Flasche und die beiden Schalen ergriffen. Zuerst schenkte er sich selber Wein ein, um sich, wie er zu Abu Hassan sagte, zu bedanken. Als er getrunken hatte, warf er unvermerkt in Abu Hassan's Schale ein Paar Finger voll von einem Pulver, das er bei sich führte, und goß darauf den Rest Wein aus der Flasche. Indem er sie Abu Hassan überreichte, sagte er: »Ihr seid den ganzen Abend hindurch bemüht gewesen, mir einzuschenken, und ich darf nun wohl das letztemal wenigstens euch diese Mühe ersparen. Ich

bitte euch also, diese Schale von meiner Hand anzunehmen, und dieß mir zu Liebe auszutrinken.«

Abu Hassan nahm die Schale, und um seinem Gaste noch mehr zu zeigen, mit wie viel Vergnügen er die ihm erwiesene Ehre aufnähme, trank er, und leerte sie fast in einem Zuge aus. Aber kaum hatte er die Schale wieder auf den Tisch hingesetzt, so äußerte das Pulver seine Wirkung. Er fiel in einen so tiefen Schlaf, daß ihm das Haupt fast bis auf die Knie herabsank, und zwar so plötzlich, daß der Chalyf sich des Lachens nicht enthalten konnte. Der Sklave, der ihn begleitete, war gleich nach dem Abendessen wieder ins Zimmer getreten, und stand schon seit einiger Zeit zu seinen Befehlen bereit. »Lade diesen Mann hier auf deine Schultern,« sagte der Chalyf zu ihm; »aber merke dir genau den Ort, wo dieß Haus liegt, damit du ihn, sobald ich es dir befehle, wieder hieher bringen kannst.«

Zweihundert fünf und neunzigste Nacht.

Der Chalyf ging in Begleitung des Sklaven, welcher den Abu Hassan trug, aus dem Hause, jedoch ohne, wie Abu Hassan ihn gebeten, die Thür zu schließen. Er that dieß absichtlich. Sobald er an seinem Palast angelangt war, trat er durch eine geheime Thür hinein, und der Sklave mußte ihn bis in sein Zimmer begleiten, wo seine Diener ihn erwarteten. Kleidet diesen Menschen aus,« sagte er zu ihnen, »und leget ihn in mein Bette; das Uebrige werde ich euch dann schon sagen.«

Die Diener kleideten Abu Hassan aus, legten ihm das

Nachtgewand des Chalyfen an, und brachten ihn seinem Befehle gemäß zu Bette. Im Palaste war noch niemand schlafen gegangen. Der Chalyf ließ nun alle seine übrigen Diener und alle seine Frauen kommen; und als sie vor ihm erschienen, sagte er zu ihnen: »Ich will, daß alle die, welche mir des Morgens früh bei meinem Aufstehen die Aufwartung zu machen pflegen, sich morgen früh zu diesem Manne, der hier in meinem Bette liegt, hinbegeben, und daß ein jeder ihm bei seinem Erwachen dieselbe Aufmerksamkeit erweise, die man mir gewöhnlich zu erweisen pflegt. Ferner will ich, daß man ihm ganz dieselbe Achtung erweise, wie meiner eigenen Person, und ihm in allem gehorche, was er irgend befehlen mag. Man soll ihm nichts verweigern, was er irgend verlangen, noch in irgend etwas ihm widersprechen, was er nur sagen oder wünschen mag. Bei allen Gelegenheiten, wo zu ihm geredet oder ihm geantwortet werden soll, wird man nicht unterlassen, ihn durchaus als Beherrscher der Gläubigen zu behandeln. Mit einem Wort, ich verlange, daß ihr die ganze Zeit über, wo ihr um ihn seid, so wenig an meine Person denket, als ob er das wäre, was ich bin, nämlich Chalyf und Beherrscher der Gläubigen. Vor allen Dingen aber nehmet euch in Acht, daß ihr euch nicht irgend einmal vergesset.«

Die Diener und Frauen, welche sogleich merkten, daß sich der Chalyf einen Scherz machen wollte, antworteten bloß durch eine tiefe Verbeugung, und jeder bereitete sich von nun an vor, seine Rolle gut zu spielen.

Der Chalyf hatte bei seiner Rückkehr in den Palast durch den ersten Diener, der ihm begegnete, den Großwesyr Giafar rufen lassen, und dieser kam jetzt eben. »Giafar,«

sagte der Chalyf zu ihm, »ich habe dich kommen lassen, um dir zu sagen, daß du dich nicht wundern darfst, wenn du morgen früh beim Eintritt in mein Empfang=Zimmer diesen Mann, der da im Bette liegt, in meinem Staatskleide auf dem Throne sitzen sehen wirst. Rede ihn mit derselben Achtung und Ehrerbietung an, die du mir gewöhnlich zu erweisen pflegst, und behandle ihn ganz als den Beherrscher der Gläubigen. Alles, was er dir befehlen wird, höre du so an und vollziehe es so pünktlich, als ob ich es dir befohlen hätte. Auch wenn er bedeutende Geschenke machen und dir die Austheilung derselben übertragen sollte, so thue du alles, was er dir in diesem Punkte befehlen wird, und wenn auch alle meine baaren Geldvorräthe dadurch erschöpft werden sollten. Ferner vergiß nicht, meinen Emiren, Thürstehern und allen denjenigen meiner Diener, die nicht zum innern Dienste des Palastes gehören, einen Wink zu geben, daß sie ihm morgen bei dem öffentlichen Zutritt dieselbe Ehre erweisen, wie mir selber, und zwar so ganz im Ernste, daß er auch nicht das mindeste merkt, was den lustigen Scherz, den ich mir machen will, stören könnte. Jetzt geh und entferne dich, ich habe dir nichts weiter aufzutragen; und verschaffe mir das Vergnügen, das ich wünsche.«

Nachdem sich der Großwesyr entfernt hatte, ging der Chalyf in ein anderes Zimmer, und gab, während er sich zu Bette legte, Mesrur, dem Oberhaupt der Verschnittenen, ebenfalls die nöthigen Befehle, damit alles so von Statten gehen möchte, als er es beabsichtigte, um Abu Hassan's Wunsch zu erfüllen, und zu sehen, wie er in der kurzen Frist, die er sich gewünscht hatte, die Gewalt und das Ansehn eines Chalyfen gebrauchen würde. Vor allen Dingen

schärfte er ihm ein, ihn zur gewohnten Stunde zu wecken, und zwar früher als den Abu Hassan, weil er hiebei durchaus zugegen sein wollte.

Mesrur unterließ nicht, den Chalyfen zur bestimmten Stunde zu wecken. Der Chalyf ging sofort in das Zimmer, worin Abu Hassan schlief, und trat da in ein kleines erhöhtes Seitenkabinet, von wo er durch eine Vergitterung alles sehen konnte, was vorging, ohne selber bemerkt zu werden. In derselben Zeit traten auch alle die Diener und Frauen herein, die beim Aufstehen Abu Hassan's zugegen sein sollten, und stellten sich der Reihe nach, im tiefsten Schweigen, jeder an seinen bestimmten Ort, ganz so, als ob der Chalyf selber aufstehen würde, und jeder schickte sich zu der ihm zugetheilten Verrichtung an.

Da der Tag bereits anzubrechen begann und es Zeit war, aufzustehen und das vor Sonnenaufgang übliche Gebet zu verrichten, hielt derjenige Diener, welcher dem Kopfende des Bettes am nächsten stand, einen in Weinessig getauchten Schwamm an Abu Hassan's Nase. Dieser drehte sogleich, ohne die Augen zu öffnen, den Kopf, nieste, und warf etwas wie Schleim aus, das man sogleich in einem goldenen Becken auffing, damit es nicht auf den Fußteppich fallen und diesen verunreinigen möchte. Es ist dieß die gewöhnliche Wirkung dieses Pulvers, welches der Chalyf ihm eingegeben, sobald nach Maßgabe der Dosis die einschläfernde Wirkung desselben zu Ende geht.

Abu Hassan lehnte das Haupt auf das Kopfkissen zurück, schlug die Augen auf, und sah sich, insoweit die anbrechende Morgendämmerung es gestattete, mitten in einem großen, prächtigen, reich ausgeschmückten Zimmer, dessen

Decke mit allerlei Figuren in erhobener Arbeit bedeckt und im Arabischen Style gemalt, und das überdies mit großen Vasen von gediegenem Golde, und mit golddurchwirkten seidenen Vorhängen und Fußteppichen verziert war. Er fand sich in einem Kreise junger, reizender Schönen, die zum Theil allerlei Musikinstrumente in den Händen hielten, und schwarzer Verschnittenen, die sehr reich gekleidet waren und in einer äußerst demüthigen Stellung da standen. Als er seine Augen auf die Bettdecke warf, sah er, daß sie von Goldbrokat mit rothem Grunde und mit Perlen und Diamanten besetzt war; neben dem Bette gewahrte er ein Kleid von demselben Stoff und Ausschmuck, und daneben auf einem Kissen eine Chalyfenmütze.

Zweihundert sechs und neunzigste Nacht.

Bei diesen schönen Sachen gerieth Abu Hassan in Erstaunen und in eine unbeschreibliche Verwirrung. Er betrachtete alles, wie in einem tiefen Traume, und doch erschien ihm dieser Traum wiederum so wahrscheinlich, daß er wünschte, es möchte keiner sein. »Gut,« sagte er bei sich selbst, »so bin ich denn also wirklich Chalyf! — aber nein,« fuhr er nach einer Pause des Nachdenkens fort, »ich täusche mich bloß, es ist ein Traum, die Wirkung des Wunsches, den ich gestern meinem Gast äußerte.« Und so schloß er wieder die Augen, um zu schlafen.

In diesem Augenblicke näherte sich ein Verschnittener und redete ihn ehrfurchtsvoll an: »Beherrscher der Gläubigen, möchte Euer Majestät nur nicht wieder einschlafen; es

ist Zeit aufzustehen und das Gebet zu verrichten; die Morgenröthe zeigt sich schon.«

Bei diesen Worten, welche Abu Hassan erstaunlich überraschten, sagte er wiederum bei sich selber: »Wache ich, oder schlafe ich? Doch nein, ich schlafe,« fuhr er fort, indem er die Augen immer noch fest zuhielt; »ich darf daran nicht zweifeln.«

Einen Augenblick darauf begann der Verschnittene, welcher sah, daß er gar nicht antwortete und auch keine Miene machte aufzustehen, von neuem: »Beherrscher der Gläubigen! Euer Majestät wird es gnädigst erlauben, daß ich noch einmal wiederhole, daß es Zeit aufzustehen ist, damit ihr nicht den gehörigen Zeitpunkt verfehlet, um euer Gebet zu verrichten. Die Sonne wird bald aufgehen, und Euer Majestät pflegt dieß nie zu versäumen.«

»Ich täuschte mich also,« sprach sogleich Abu Hassan; »ich schlafe nicht, sondern ich wache. Die, welche schlafen, hören ja nicht, und ich höre doch, daß man zu mir redet.« Er schlug die Augen wieder auf, und da es schon heller Tag geworden war, so sah er jetzt ganz deutlich das, was er zuvor nur undeutlich wahrgenommen hatte. Mit lächelnder Miene setzte er sich im Bette auf, wie ein Mann, der sich freut, sich so hoch über seinen Stand erhöht zu sehen. Der Chalyf, der ihn ungesehen beobachtete, las mit vielem Vergnügen, was in seinem Innern vorging.

Hierauf warfen sich die jungen Schönen des Palastes vor Abu Hassan auf ihr Angesicht, und die, welche Musik-Instrumente hatten, begrüßten ihn mit einem Konzert von sanften Flöten, [3]) von Hoboen, Theorben, und andern harmonischen Instrumenten, wovon er so bezaubert und entzückt

wurde, daß er gar nicht wußte, wo er war und überhaupt ganz außer sich gerieth. Gleichwohl kam er wieder auf seinen vorigen Gedanken, und zweifelte noch immer, ob alles das, was er sah und hörte, ein Traum oder Wirklichkeit wäre. Er hielt sich die Hände vor die Augen, senkte den Kopf niederwärts, und sagte bei sich selbst: »Was bedeutet dieß alles? wo bin ich? was ist mir begegnet? was ist dieß für ein Palast? was bedeuten diese Verschnittenen, diese so wohlgestalteten und gut gekleideten Diener? diese schönen Frauen und diese bezaubernden Tonspielerinnen? Ist es möglich, daß ich gar nicht unterscheiden kann, ob ich träume, oder ob ich bei vollem Verstande bin?« Endlich nimmt er seine Hände von den Augen hinweg, öffnet diese, hebt den Kopf in die Höhe und sieht, daß die Sonne bereits ihre ersten Strahlen durch die Fenster des Zimmers wirft, worin er sich befand.

In diesem Augenblicke trat Mesrur, das Oberhaupt der Verschnittenen, herein, warf sich vor Abu Hassan nieder und sagte dann beim Aufstehen: »Beherrscher der Gläubigen, Euer Majestät wird mir erlauben, euch aufmerksam zu machen, daß ihr sonst nie so spät aufzustehen pfleget und daß ihr die Stunde des Gebets versäumt habt. Wofern ihr nicht etwa eine üble Nacht gehabt oder sonst unpäßlich seid, so ist es jetzo Zeit, daß ihr auf den Thron steiget, um die Rathsversammlung zu halten und euch wie gewöhnlich zu zeigen. Die Befehlshaber eurer Heere, die Statthalter eurer Provinzen, und die übrigen hohen Beamten des Hofes warten nur auf den Augenblick, wo die Thüre des Rathssaales sich öffnen wird.«

Bei diesen Worten Mesrur's wurde Abu Hassan eini-

germaßen überzeugt, daß er nicht schliefe und daß der Zustand, worin er sich befand, kein Traum wäre. Er fühlte sich indeß eben so verwirrt als verlegen, bei der Ungewißheit, welchen Entschluß er jetzt fassen sollte. Endlich sah er dem Mesrur scharf ins Gesicht und fragte ihn im ernsthaften Tone: »Zu wem redet ihr, und wer ist der, den ihr Unbekannter, Beherrscher der Gläubigen nennt? Ihr müßt mich gewiß verkennen.«

Jeder andere als Mesrur würde durch Abu Hassan's Frage aus der Fassung gebracht worden sein; allein er spielte seine Rolle, wie sie ihm der Chalyf vorgeschrieben hatte, außerordentlich gut. »Mein verehrungswürdiger Herr und Gebieter,« rief er aus; »Euer Majestät spricht heute offenbar bloß darum so, um mich auf die Probe zu stellen. Ist Euer Majestät denn nicht Beherrscher der Gläubigen, Gebieter der Welt, des Ostens und Westens, und Stellvertreter des Propheten, den Gott, der Herr des Himmels und der Erde, gesandt hat? Mesrur, euer geringer Sklave, hat es seit so vielen Jahren her nicht vergessen, in denen er das Glück und die Ehre hatte, Euer Majestät seine Ehrfurcht und seine Dienste zu erweisen. Er würde sich für den unglücklichsten aller Sterblichen achten, wenn er sich eure Ungnade zugezogen haben sollte, und er bittet euch daher demüthigst, daß ihr ihn huldreichst beruhiget, indem er lieber glauben will, daß ein unangenehmer Traum eure Ruhe in dieser Nacht gestört habe.«

Abu Hassan lachte bei diesen Worten Mesrur's so mächtig auf, daß er rücklings auf das Kopfkissen zurücksank, zum großen Vergnügen des Chalyfen, welcher selber gelacht haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, der lustigen

Scene, die er hier eingeleitet hatte, dadurch gleich anfangs ein Ende zu machen.

Nachdem Abu Hassan in dieser Lage lange Zeit so fort gelacht hatte, setzte er sich wieder auf, und wandte sich an einen kleinen schwarzen Verschnittenen mit der Frage: »Höre einmal, sage du mir, wer bin ich?« — »Herr,« erwiederte der kleine Verschnittene mit einer ehrerbietigen Miene, »Euer Majestät ist Beherrscher der Gläubigen und irdischer Stellvertreter des Herrn der beiden Welten.« — »Du bist ein kleiner Lügner, du schwarzes Pechgesicht!« antwortete ihm Abu Hassan.

Abu Hassan rief hierauf eine von den Frauen, die ihm gerade näher stand als die anderen, hielt ihr die Hand hin und sagte: »Tritt näher, meine Schöne, und beiße mich hier in die Fingerspitze, damit ich fühle, ob ich schlafe oder wache.«

Das Mädchen, welche wußte, daß der Chalyf alles sähe, was im Zimmer vorging, freute sich, Gelegenheit zu haben, zu zeigen, was sie zu thun im Stande wäre, wenn es ihm zur Belustigung gereichen könnte. Sie näherte sich also Abu Hassan mit dem möglichsten Ernst, und klemmte seine ihr dargereichte Fingerspitze so zwischen ihre Zähne, daß es ihm einigen Schmerz verursachte.

Abu Hassan zog schnell seine Hand zurück und rief sogleich: »Nein, ich schlafe nicht, ich schlafe gewiß nicht. Durch welches Wunder bin ich denn aber in einer Nacht Chalyf geworden? das ist doch etwas höchst merkwürdiges und erstaunliches!« Hierauf wandte er sich wieder an dieselbe Schöne und sagte zu ihr: »Verhehle mir die Wahrheit nicht; ich beschwöre dich beim Schutz Gottes, auf den du so

gut vertrauest, wie ich. Ist es wirklich wahr, daß ich Beherrscher der Gläubigen bin?« — »Es ist so gewiß wahr,« erwiederte diese, »daß wir uns alle wundern müssen, daß ihr uns das Gegentheil glauben machen wollt.« — »Du bist eine Lügnerinn,« antwortete Abu Hassan; »ich weiß recht gut, wer ich bin.«

Zweihundert sieben und neunzigste Nacht.

Als das Oberhaupt der Verschnittenen bemerkte, daß Abu Hassan aufstehen wollte, reichte er ihm seine Hand und half ihm aus dem Bette steigen. Sobald er auf den Füßen war, hallte das ganze Zimmer von dem Morgengruße wieder, den ihm die sämmtlichen Diener und jungen Frauen mit diesen Worten zuriefen: »Beherrscher der Gläubigen, Gott verleihe Euer Majestät einen glücklichen Tag!«

»Himmel, welches Wunder!« rief Abu Hassan. »Gestern Abend war ich noch Abu Hassan, und diesen Morgen bin ich Beherrscher der Gläubigen? Ich begreife diese schnelle und überraschende Veränderung nicht.« Die hierzu bestimmten Diener kleideten ihn hierauf schnell an. Als sie fertig waren, hatten sich unterdeß die übrigen Diener, die Verschnittenen und Frauen, in zwei Reihen bis zu der Thüre aufgestellt, durch welche er in den Rathsversammlungssaal eintreten sollte. Mesrur ging jetzt voran, und Abu Hassan hinter ihm her. Der Thürvorhang ward in die Höhe gezogen, und die Thür durch einen Thürsteher geöffnet. Mesrur trat in den Rathsversammlungssaal und ging so vor ihm her bis an den Fuß des Thrones, woselbst er stehen blieb, um ihn beim Hin-

aufsteigen zu unterstützen, indem er ihn auf der einen Seite unter dem Arme faßte, während ein anderer Diener, der ihm folgte, ihn eben so auf der andern Seite beim Hinaufsteigen unterstützte.

Abu Hassan setzte sich unter dem Zurufe der Thürsteher, die ihm alles Glück und allen Segen wünschten, und indem er seine Augen links und rechts hin wendete, sah er die Befehlshaber der Leibwache in der schönsten Ordnung und in der besten Haltung aufgestellt.

Der Chalyf war unterdeß aus dem Kabinet, worin er sich bisher verborgen gehalten, in ein anderes getreten, welches die Aussicht nach dem Saale hatte, und von wo aus er alles sehen und hören konnte, was in der Rathsversammlung vorging, wenn er einmal Unpäßlichkeit halben nicht zugegen sein konnte und sein Groß-Wesyr darin an seiner Statt den Vorsitz führte. Was ihm gleich anfangs sehr gut gefiel, war, daß Abu Hassan auf seinem Throne sich fast mit eben so vieler Würde benahm, als er selber.

Sobald als Abu Hassan Platz genommen hatte, trat der Groß-Wesyr herein, warf sich am Fuße des Thrones nieder, stand wieder auf, und redete ihn mit den Worten an: »Beherrscher der Gläubigen, Gott möge Euer Majestät mit seiner Gunst in diesem Leben überhäufen, euch sodann im andern Leben in sein Paradies aufnehmen, und eure Feinde in die Flammen der Hölle stürzen!«

Abu Hassan konnte nach dem, was ihm seit seinem Erwachen begegnet war, und was er aus dem Munde des Groß-Wesyrs vernommen hatte, nicht mehr zweifeln, daß er wirklich Chalyf sei, so wie er sich es immer gewünscht hatte. Ohne daher erst lange zu fragen, wie oder durch

welchen Zufall eine so unerwartete Glücksveränderung mit ihm vorgegangen, faßte er auf der Stelle den Entschluß, von seiner Macht Gebrauch zu machen. Er sah also den Groß-Wesyr mit einer würdevollen Miene an und fragte ihn, ob er ihm etwas zu sagen hätte.

»Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte der Groß-Wesyr, »die Emire, die Wesyre, und die übrigen Staatsdiener, welche Sitz und Stimme in der Rathsversammlung Euer Majestät haben, sind vor der Thüre, und warten bloß auf den Augenblick, wo Euer Majestät ihnen erlauben wird, hereinzutreten und euch die gewöhnliche Ehrfurcht zu bezeigen.« Abu Hassan befahl sogleich, daß man ihnen öffnen sollte. Der Groß-Wesyr drehte sich um und wandte sich an den Ober-Thürsteher, der bloß auf Befehle wartete. »Ober-Thürsteher,« sagte er zu ihm, »der Beherrscher der Gläubigen befiehlt dir, deine Pflicht zu thun.«

Die Thüre wurde geöffnet, und in diesem Augenblick traten die Emire und höchsten Beamten des Hofes, alle in prächtigen Staaskleidern und in der schönsten Ordnung, herein, näherten sich dem Fuße des Thrones, und bezeigten, jeder nach der Reihe, Abu Hassan ihre Ehrfurcht, indem sie, wie vor der Person des Chalyfen, ein Knie zur Erde und ihre Stirn gegen den Fußteppich neigten, und ihn, der Anweisung des Groß-Wesyrs zufolge, mit dem Namen »Beherrscher der Gläubigen« begrüßten. Worauf jeder den ihm zugehörigen Platz einnahm.

Als diese Zeremonie geendigt war und sie sich alle gesetzt hatten, erfolgte eine tiefe Stille.

Nun begann der Groß-Wesyr, der immer noch vor dem Throne stand, seinen Bericht über verschiedene Angele-

genheiten, wie er sie der Reihe nach auf seinem Blatte stehen hatte. Diese Angelegenheiten waren freilich sehr alltäglich und von geringer Bedeutung. Gleichwohl benahm sich Abu Hassan bewundernswürdig. In der That, er stockte auch nicht einmal, und gerieth bei keiner in die mindeste Verlegenheit. Er erklärte sich über alles, den Eingebungen des gesunden Menschenverstandes gemäß, sehr richtig; mochte es nun der Fall sein, daß etwas zu bewilligen, oder daß etwas abzuschlagen war.

Ehe noch der Groß-Wesyr seinen Bericht geendet hatte, bemerkte Abu Hassan den Polizeirichter, den er von Gesicht kannte, auf seinem Platze. »Warte einen Augenblick,« unterbrach er den Groß-Wesyr, »ich habe dem Polirichter einen dringenden Befehl zu ertheilen.«

Der Polizeirichter, der seine Augen auf Abu Hassan gerichtet hatte und bemerkte, daß ihn Abu Hassan besonders ansah, hörte kaum seinen Namen nennen, als er sofort von seinem Platz aufstand, sich ehrerbietig dem Throne näherte, und sich am Fuße desselben mit dem Angesicht zur Erde warf. »Polizeirichter,« sagte Abu Hassan zu ihm, nachdem er wieder aufgestanden war, »geh augenblicklich und unverzüglich in das und das Viertel und in die und die Straße. In dieser Straße steht eine Moschee, worin du einen Imam und vier Greise mit silberweißen Bärten antreffen wirst. Bemächtige dich dieser Personen, und laß jedem der vier Greise hundert, dagegen dem Imam vierhundert Schläge mit dem Ochsenziemer geben. Sodann laß sie alle fünf, jeden auf ein Kameel setzen, und zwar in Lumpen gekleidet und mit dem Gesichte nach dem Schweife des Kameels hingewendet. In diesem Aufzuge laß sie durch

alle Viertel der Stadt führen, und einen Ausrufer vor ihnen her mit lauter Stimme ausrufen: Dies ist die Strafe derer, die sich in Anderer Angelegenheiten mischen, die sie nichts angehen, und die sich ein Geschäft daraus machen, die Familien ihrer Nachbaren zu beunruhigen und unter ihnen alles mögliche Unheil zu stiften!«

»Außerdem will ich auch noch, daß du ihnen ja einschärfest, in ein anderes Stadtviertel zu ziehen, mit dem Verbote, nie wieder einen Fuß in dasjenige zu setzen, aus dem sie fortgewiesen worden. Während nun dein Unter-Aufseher sie in dem erwähnten Zuge herumführt, kannst du hieher zurückkommen und mir von der Vollziehung meiner Befehle Bericht abstatten.«

Der Polizeirichter legte die Hand auf den Kopf, zum Zeichen, daß er bei Strafe des Verlusts desselben den so eben erhaltenen Befehl vollziehen werde. Dann warf er sich nochmals vor dem Throne nieder, stand wieder auf und entfernte sich.

Dieser mit so viel Festigkeit ertheilte Befehl machte dem Chalyfen ein um so größeres Vergnügen, weil er daraus ersah, daß Abu Hassan ohne Verzug die Gelegenheit, den Imam und jene Greise seines Viertels zu bestrafen, benutzte, indem ihre Bestrafung das erste war, woran er in seiner neuen Würde eines Chalyfen gedacht hatte.

Zweihundert acht und neunzigste Nacht.

Unterdessen fuhr der Groß-Wesyr in seinem Berichte fort, und war beinahe damit fertig, als der zurückkehrende

Polizeirichter erschien, um von seinem Auftrage Bericht abzustatten. Er näherte sich dem Throne, und sagte zu Abu Hassan, nachdem er sich dem üblichen Brauche gemäß niedergeworfen hatte: »Beherrscher der Gläubigen! ich habe den Imam und die vier Alten in der Moschee getroffen, welche Euer Majestät mir bezeichnete; und zum Beweise, daß ich den von Euer Majestät empfangenen Befehl treulich vollführt habe, überreiche ich euch hier das von mehreren Aeltesten des Viertels als Zeugen unterschriebene Protokoll.« Zugleich zog er vorn aus dem Busen ein Papier, und überreichte es dem angeblichen Chalyfen.

Abu Hassan nahm das Portokoll, las es ganz durch, selbst bis auf die Namen der Zeugen, die ihm sehr wohl bekannt waren. Als er fertig war, sagte er lächelnd zum Polizeirichter: »Ganz gut; ich bin zufrieden und du hast es mir zu Danke gemacht; nimm jetzt wieder deinen Platz ein. — Solche Scheinheilige,« sagte er dann mit zufriedener Miene zu sich selbst, »die sich einfallen ließen, sich über meine Handlungen aufzuhalten, und die es schlecht fanden, daß ich ehrliche Leute bei mir aufnahm und bewirthete, verdienten wohl diese Strafe und Beschimpfung.« Der Chalyf, der ihn beobachtete, las in seinem Innern, und fühlte selber eine unbeschreibliche Freude über eine so gute Abfertigung.

Abu Hassan wandte sich hierauf an den Groß-Wesyr. »Laß dir,« sagte er zu ihm, »vom Oberschatzmeister einen Beutel mit tausend Goldstücken geben, geh damit in das Stadtviertel, in welches ich so eben den Polizeirichter schickte, und übergib ihn der Mutter eines gewissen Abu Hassan, welcher den Beinamen des Liederlichen führt. Den Mann

kennt unter diesem Namen das ganze Viertel, und jeder wird dir sein Haus weisen. Jetzt geh, und komm bald wieder.«

Der Groß-Wesyr Giafar legte seine Hand auf seinen Kopf, zum Zeichen, daß er gehorchen werde, und nachdem er sich vor dem Throne niedergeworfen, ging er fort und begab sich zum Oberschatzmeister, der ihm den Beutel gab. Er ließ ihn durch einen der Sklaven, die ihm folgten, in Empfang nehmen, und ging dann zur Mutter Abu Hassan's. Er traf sie zu Hause, und sagte ihr, der Chalyf sendet ihr dieß Geschenk, ohne sich weiter darüber zu äußern. Sie empfing es mit um so größerer Ueberraschung, da sie gar nicht ahnen konnte, was den Chalyfen zu einem bedeutenden Geschenk an sie veranlaßt haben könnte, und da sie nicht wußte, was im Innern des Palastes vorging.

Während der Abwesenheit des Groß-Wesyrs stattete der Polizeirichter über mehrere Angelegenheiten, die in seinen Geschäftskreis einschlugen, Bericht ab, und dieser dauerte bis zur Rückkehr des Wesyrs. Sobald dieser wieder in den Versammlungssaal eingetreten war und Abu Hassan versichert hatte, daß er sich des erhaltenen Auftrags entledigt habe, kam Mesrur, das Oberhaupt der Verschnittenen, der sich unterdeß in das Innere des Palastes zurückbegeben hatte, wieder herein, und gab den Wesyren, Emiren, und allen übrigen Hofbeamten ein Zeichen, daß die Rathsversammlung geendigt wäre und daß jeder sich entfernen könnte. Dies thaten sie denn auch, nachdem sie durch eine tiefe Verbeugung am Fuße des Thrones sich beurlaubt, und zwar in derselben Ordnung, wie sie hereingetreten waren. Bei Abu Hassan blieb niemand zurück, als die Befehlshaber der Leibwache des Chalyfen und der Groß-Wesyr.

Abu Hassan blieb nun nicht länger auf dem Throne des Chalyfen. Er stieg auf dieselbe Weise, wie er hinaufgestiegen war, wieder herunter, das heißt, unterstützt von Mesrur und einem andern angesehenen Verschnittenen, die ihn unter dem Arme anfaßten und ihn bis an das Zimmer begleiteten, aus dem er herausgekommen war. Er trat hinein, und der Groß-Wesyr ging voran. Doch kaum hatte er einige Schritte gethan, als er andeutete, daß ihn ein dringendes Bedürfniß anwandelte. Sogleich öffnete man ihm ein sehr reinliches, mit Mormor gepflastertes Kabinet. Zugleich überreichte man ihm ein Paar seidene, mit Gold durchwirkte Pantoffeln, die man gewöhnlich anzog, ehe man in dies Kabinet eintrat. Er nahm sie, und da er den Gebrauch derselben nicht kannte, so steckte er sie in einen seiner Aermel, die ziemlich weit waren.

Da man sehr häufig wohl eher über eine Kleinigkeit als über etwas Wichtiges zu lachen pflegt, so fehlte diesmal wenig, daß nicht der Groß-Wesyr, Mesrur und alle übrigen Diener des Palastes, die in der Nähe waren, laut auflachten und den ganzen Scherz verdarben. Indeß sie unterdrückten diese Anwandlung, und der Groß-Wesyr mußte ihm endlich erklären, daß er die Pantoffeln vor dem Eintritt in das Kabinet anziehen möchte.

Während Abu Hassan im Kabinet war, suchte der Groß-Wesyr den Chalyfen auf, der sich bereits wieder an einen andern Ort begeben hatte, um fortwährend Abu Hassan ungesehen beobachten zu können, und erzählte ihm, was so eben vorgefallen war; was dem Chalyfen ein neues Vergnügen gewährte.

Abu Hassan trat wieder aus dem Kabinet. Mesrur

ging vor ihm her, um ihm den Weg zu zeigen, und führte ihn nach dem innern Zimmer, wo die Tafel bereits gedeckt war. Die Thür, die in dasselbe führte, ward geöffnet, und mehrere Verschnittene eilten voraus, um den Sängerinnen einen Wink zu geben, daß der angebliche Chalyf sich näherte. Sogleich begannen diese ein Konzert von melodischen Stimmen und Instrumenten, welches Abu Hassan so anmuthig dünkte, daß er ganz von Freude und Entzücken hingerissen wurde und gar nicht wußte, was er von dem Allen denken sollte. »Wenn dieß ein Traum ist,« sprach er bei sich selbst, »so dauert dieser Traum ziemlich lange. Doch nein, es ist kein Traum,« fuhr er fort; »ich fühle ja, ich denke, ich sehe, ich gehe, ich höre. Wie dem auch sein mag, ich will mich darin ganz auf Gott verlassen. Gleichwohl kann ich nicht zweifeln, daß ich wirklich Beherrscher der Gläubigen bin. Es gibt ja doch nur einen Beherrscher der Gläubigen, den der Glanz umgeben kann, der mich umgibt. Die Ehre und die Ehrfurchtsbezeigungen, die man mir erwiesen hat und noch erweiset, die Befehle, die ich ertheilt habe, und die vollzogen worden sind, — alles dieß beweiset es ja hinlänglich.«

Endlich hielt es Abu Hassan für gewiß, daß er Chalyf und Beherrscher der Gläubigen wäre, und er ward völlig davon überzeugt, als er sich in einem prächtigen und weiten Saale erblickte. Von allen Seiten strahlte ihm Gold und der lebhafteste Farbenglanz entgegen. Sieben Chöre von Sängerinnen, eine immer schöner als die andere, umgaben diesen Saal, und sieben goldene Kronleuchter hingen an verschiedenen Stellen von der Decke herab, an welcher

Gold und Azur so kunstreich angebracht war, daß es eine wundervolle Wirkung machte. In der Mitte stand eine Tafel, besetzt mit großen Schüsseln von gediegenem Golde, welche den Saal mit dem Dufte von Gewürzen und Ambra erfüllten, womit das Fleisch gewürzt war. Sieben junge Mädchen von hinreißender Schönheit und in den reichsten und glänzendsten Gewändern, standen um die Tafel her. Jede derselben hatte einen Fächer in der Hand, womit sie dem Abu Hassan, während er bei Tafel saß, Luft zufächeln sollten.

Wenn jemals ein Sterblicher entzückt gewesen ist, so war es Abu Hassan, als er in diesen prächtigen Saal trat. Bei jedem Schritte blieb er stehen, um alle die schönen Sachen, die sich seinem Blicke darboten, mit Muße zu betrachten. Er wandte sich jeden Augenblick, bald rechts, bald links, — zum großen Behagen des Chalyfen, der ihn sehr aufmerksam beobachtete. Endlich trat er bis in die Mitte vor, und setzte sich zur Tafel. Sogleich setzten die sieben schönen Mädchen, die umher standen, sämmtlich mit ihren Fächern die Luft in Bewegung, um ihm Kühlung zuzuwehen. Er betrachtete eine nach der andern, und nachdem er bewundert hatte, mit welcher Anmuth sie dieß Geschäft verrichteten, sagte er zu ihnen mit einem huldvollen Lächeln, er glaube, daß eine einzige von ihnen hinreichend sein würde, um ihm so viel frische Luft zuzufächeln, als er nur irgend bedürfte, und er wünsche, daß die sechs übrigen sich mit ihm zu Tafel setzen möchten, drei zu seiner Rechten, und drei zu seiner Linken, um ihm Gesellschaft zu leisten. Die Tafel war rund, und Abu Hassan hieß sie rings umher

Platz nehmen, damit er, wohin er auch immer den Blick wenden möchte, nur angenehmen und anziehenden Gegenständen begegnete.

Die sechs Mädchen gehorchten und setzten sich an die Tafel. Allein Abu Hassan bemerkte sehr bald, daß sie aus Ehrerbietung vor ihm nicht aßen. Dieß gab ihm denn Anlaß, ihnen selber vorzulegen und sie in den verbindlichsten Ausdrücken zum Essen einzuladen und zu nöthigen. Er fragte sie hierauf, wie sie denn hießen; und eine jede befriedigte seine Neugier. Ihre Namen waren: Alabasterhals, Korallenmund, Mondgesicht, Sonnenglanz, Augenweide, Herzenslust. Dieselbe Frage that er auch an die siebente, welche den Fächer hielt, und sie antwortete ihm, sie hieße: Zukerrohr. Die Artigkeiten, die er einer jeden über ihren Namen sagte, bewiesen, daß er sehr viel Verstand hatte; und man kann sich nicht vorstellen, wie sehr dieß die Achtung erhöhete, welche der Chalyf, dem nichts von allem dem entging, was gesprochen wurde, bereits für ihn empfand.

Als die schönen Frauen sahen, daß Abu Hassan nicht mehr aß, sagte die eine von ihnen zu den Verschnittenen, welche bei Tafel aufwarteten: »Der Beherrscher der Gläubigen will in den Saal des Nachtisches gehen; man bringe ein Handbecken.« Zugleich standen sie alle von der Tafel auf, und nahmen aus den Händen der Verschnittenen, die eine eine goldene Schale, die andere ein Handbecken von demselben Metall, und die dritte ein Handtuch. Sie ließen sich dann vor Abu Hassan, der noch dasaß, auf ein Knie nieder, und reichten ihm das Waschwasser. Als er sich gewaschen hatte, stand er auf, und in diesem Augenblick zog ein

Verschnittener den Thürvorhang auf und öffnete die Thür eines andern Saales, in den er eintreten sollte.

Zweihundert neun und neunzigste Nacht.

Mesrur, der Abu Hassan keinen Augenblick verlassen hatte, ging vor ihm her und führte ihn in einen Saal, der ganz so geräumig wie der vorige, aber mit verschiedenen Gemälden großer Meister und mit Vasen von allerlei Metall, mit Fußteppichen und kostbarem Geräth auf eine ganz andere Weise ausgeschmückt war. Es standen in diesem Saale sieben ganz andere Chöre von Sängerinnen, die, sobald als Abu Hassan erschien, ein neues Konzert begannen. Der Saal war übrigens mit sieben anderen großen Kronleuchtern geziert, und die Tafel in der Mitte war mit sieben andern großen goldenen Schalen besetzt, auf welchen alle Arten der schönsten und auserlesensten Früchte der Jahrszeit in Pyramidenform aufgethürmt waren; und rings umher standen sieben andere junge Mädchen, mit Fächern in den Händen, welche die vorigen an Schönheit noch übertrafen.

Diese ganz neuen Gegenstände setzten Abu Hassan in eine noch größere Verwunderung als vorher, und bewirkten, daß er stehen blieb und alle Zeichen des Staunens und der Ueberraschung von sich gab. Er trat endlich an die Tafel, und nachdem er sich daran hingesetzt und die sieben Mädchen eine nach der andern betrachtet hatte, ohne zu wissen, welcher von ihnen er den Vorzug geben solle, befahl er ihnen, daß eine jede ihren Fächer hinlegen, sich mit an die Tafel setzen und mit ihm essen sollte, indem er meinte, die

Hitze wäre nicht so groß, daß er ihres Dienstes bedürfte.

Als die schönen Frauen sich zur Rechten und Linken Abu Hassan's hingesetzt hatten, wollte er vor allen Dingen wissen, wie sie hießen; und er erfuhr, daß sie ganz andere Namen als die sieben Schönen im vorigen Saale hatten, und daß jeder dieser Namen irgend eine Gemüths- oder Geisteseigenschaft bezeichnete, wodurch sich eine von der andern unterschied. Dies gefiel ihm außerordentlich, und er gab dieß durch sinnreiche Bemerkungen zu erkennen, die er bei dieser Gelegenheit machte, indem er ihnen nach der Reihe aus jeder Schale Früchte überreichte. Der Chalyf, der auf alle seine Handlungen und Aeußerungen genau Acht gab, war immer mehr vergnügt darüber, daß er in ihm einen Mann gefunden hatte, der ihn belustigte und so viel Gelegenheit gab, ihn genau kennen zu lernen.

Als Abu Hassan von allen Früchten in den Schalen nach Belieben gegessen hatte, stand er auf. Mesrur, der ihn nicht verlassen hatte, ging sogleich vor ihm her und führte ihn in einen dritten Saal, der eben so prachtvoll verziert, ausgeschmückt und meublirt war, als die beiden vorigen.

Abu Hassan fand darin sieben andere Musikchöre und sieben andere Schönen um eine Tafel herum stehend, die mit sieben goldenen Schalen besetzt war, welche mit eingemachten Sachen von den mannigfaltigsten Farben und Formen angefüllt waren. Nachdem er mit neuer Verwunderung seine Augen nach allen Seiten hin geworfen hatte, näherte er sich der Tafel beim harmonischen Klange der sieben Musikchöre, welche sogleich schwiegen, als er sich gesetzt hatte. Die sieben Mädchen setzten sich auf seinen Befehl ebenfalls

an seine Seite, und da er ihnen nicht dieselbe Artigkeit erzeigen konnte, wie den vorigen, nämlich ihnen selber vorzulegen, so bat er sie, daß sie von diesem Eingemachten sich selber nach ihrem Geschmack auswählen möchten. Auch erkundigte er sich nach ihren Namen, die ihm um ihrer Mannigfaltigkeit willen nicht minder gefielen, als die der übrigen Schönen, und die ihm zugleich neuen Stoff an die Hand gaben, um sich mit ihnen zu unterhalten und ihnen Artigkeiten zu sagen, die ihnen eben so viel Vergnügen machten, als dem Chalyfen, dem nichts von allem, was gesprochen wurde, entging.

Der Tag neigte sich bereits zu Ende, als Abu Hassan in den vierten Saal geführt wurde. Er war wie die vorigen, mit dem prächtigsten und kostbarsten Geräth ausgeschmückt. Auch befanden sich darin sieben große goldene Kronleuchter mit brennenden Wachskerzen, und der ganze Saal war durch eine erstaunliche Menge von Lichtern erhellt, die eine wundervolle und überraschende Wirkung hervorbrachten. In den drei vorigen hatte man nichts Aehnliches der Art gesehen, weil dergleichen nicht nöthig gewesen war. Abu Hassan fand ferner in diesem letzten Saale, so wie in den drei früheren, sieben neue Musikchöre, die noch anmuthiger sangen und spielten als die vorigen und eine noch größere Heiterkeit einzuflößen schienen. Auch sah er da sieben andere Mädchen, die um eine Tafel herumstanden, die mit sieben goldenen Schalen besetzt war, worin sich Blätterkuchen, trockenes Konfekt von allen Gattungen und noch andere Sachen befanden, die zum Trinken reizen. Indeß Eines sah hier Abu Hassan, was er in den übrigen Sälen nicht gesehen hatte: nämlich einen Schenktisch mit sieben großen silbernen

Flaschen, voll des köstlichsten Weines, und sieben krystallenen Trinkgläsern von der schönsten Arbeit neben jeder Flasche.

Bis dahin, das heißt in den drei ersten Sälen, hatte Abu Hassan bloß Wasser getrunken — gemäß der Sitte, die zu Bagdad eben sowohl unter dem Volk und in den höheren Ständen beobachtet wird, als am Hofe des Chalyfen, wo man in der Regel nur des Abends Wein trinkt. Alle diejenigen, welche es anders halten, gelten für Schwelger und wagen sich nicht bei hellem Tage zu zeigen. Dieser Brauch ist um so löblicher, da man den Tag über seinen vollen Verstand nöthig hat, um seinen Geschäften nachgehen zu können, und da, wenn bloß des Abends Wein getrunken wird, man bei hellem Tage nie auf den Straßen der Stadt Berauschte erblickt, welche Unordnungen verursachen.

Abu Hassan trat also in den vierten Saal und näherte sich der Tafel. Als er sich daran hingesetzt hatte, blieb er eine lange Zeit in Entzücken versenkt und in Bewunderung der sieben Mädchen, die um ihn standen, und die er noch weit schöner fand, als die in den vorigen Sälen. Er war neugierig, den Namen einer jeden einzelen zu wissen. Allein der laute Klang der Musik und besonders die Handtrommel, die man bei jedem Chore schlug, gestatteten ihm nicht, sich vernehmlich zu machen; er schlug daher mit den Händen zusammen, um ein Zeichen zum Aufhören zu geben; und so entstand eine tiefe Stille.

Jetzt nahm er die Schöne, die ihm rechts am nächsten stand, bei der Hand, ließ sie neben ihn sich setzen, überreichte ihr etwas Blätterkuchen, und fragte sie dann, wie

sie hieße? »Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte die Schöne, »mein Name ist Perlenstrauß.« — »Man konnte in der That,» antwortete Abu Hassan, »dir keinen passenderen und deinem Werth entsprechenderen Namen geben. Ohne indeß dem, der ihn dir gegeben, im mindesten zu nahe zu treten, finde ich doch, daß deine schönen Zähne alle Perlen der Welt, auch die vom schönsten Wasser, weit hinter sich lassen. Perlenstrauß,« fuhr er fort, »da du denn so heißest, sei so gefällig, ein Glas dort zu nehmen und mir mit deiner schönen Hand zu trinken zu reichen.«

Die Schöne trat sogleich zu dem Schenktische hin, und kam mit einem vollen Glase Wein zurück, welches sie Abu Hassan mit dem feinsten Anstand überreichte. Er nahm es mit vielem Vergnügen, sah sie voll Zärtlichkeit an, und sagte dann zu ihr: »Perlenstrauß, ich trinke jetzt auf deine Gesundheit, und bitte, daß du dir ebenfalls einschenkest und mir Bescheid thuest.« Sie eilte schnell zum Schenktische hin, und kam mit einem Glase in der Hand zurück; allein ehe sie trank, sang sie ein Lied, welches ihn eben so sehr durch die Neuheit des Inhalts, als durch den Zauber der Stimme, womit sie es absang, entzückte.

Nachdem Abu Hassan getrunken hatte, wählte er aus den Schalen einiges aus und überreichte es einer anderen von diesen Schönen, die er ebenfalls sich neben ihn setzen hieß. Er fragte sie ebenfalls nach ihrem Namen. Sie hieß, wie sie sagte, Morgenstern. »Deine schönen Augen,« erwiederte er, »haben mehr Glanz und Feuer als der Stern, dessen Namen du führest. Geh und mache mir das Vergnügen, mir zu trinken zu bringen.« Sie that dies auf der Stelle und zwar auf die artigste Weise von der Welt.

Er benahm sich nun ebenso gegen die dritte, welche Tageslicht hieß, und so fort bis zur siebenten, die ihm alle, zur großen Belustigung des Chalyfen, zu trinken einschenkten.

Nachdem Abu Hassan so viel Gläser getrunken hatte, als junge Mädchen da standen, ging die erste von ihnen, Namens Perlenstrauß, zum Schenktische, nahm ein Glas, schenkte es voll Wein, warf einige Finger voll von dem Pulver hinein, dessen sich der Chalyf am gestrigen Tage bedient hatte, und überreichte es dann Abu Hassan mit den Worten: »Beherrscher der Gläubigen, ich bitte Euer Majestät um eurer Gesundheit willen noch dies Glas anzunehmen und noch vor dem Trinken ein Lied gnädigst anzuhören, welches, wie ich mir schmeichle, euch nicht mißfallen wird. Ich habe es wenigstens erst heute fertig gedichtet und es noch niemand vorgesungen.«

»Ich bewillige dir diese Gnade sehr gern,« sagte zu ihr Abu Hassan, indem er das Glas aus ihrer Hand nahm, »und ich befehle, als Beherrscher der Gläubigen, in der Ueberzeugung, daß ein so schönes Mädchen, wie du, nur sehr angenehme und sinnreiche Lieder dichten kann, daß du mir es singest.« Die Schöne nahm eine Laute, spielte und sang zu dem Instrument mit so viel Richtigkeit, Anmuth und Ausdruck, daß sie Abu Hassan von Anfang bis zu Ende in Entzücken erhielt. Er fand es so schön, daß er es sich von ihr noch einmal wiederholen ließ, und es mit eben so viel Vergnügen als das erstemal hörte.

Als die Schöne geendigt hatte, leerte Abu Hassan, der sie nach Verdienst loben wollte, zuvor das Glas mit einem Zuge aus. Sodann wandte er das Gesicht nach dem Mädchen hin, um mit ihr zu sprechen, ward aber durch das ein=

genommene Pulver daran verhindert, welches so plötzlich wirkte, daß er seinen Mund bloß lallend öffnete. Sogleich schlossen sich auch seine Augen, er ließ den Kopf wie ein Schlaftrunkener auf die Tafel herabsinken, und schlief so fest ein, als er den Tag zuvor um dieselbe Stunde gethan hatte, wo der Chalyf ihm dasselbe Pulver eingegeben. In diesem Augenblicke fing eines von den Mädchen, die neben ihm standen, sorgfältig das Glas auf, das er aus der Hand fallen ließ. Der Chalyf, welcher an diesem ganzen Scherze mehr Vergnügen gefunden, als er je gehofft, und der auch diese letzte Scene mit angesehen hatte, so wie alle früheren, trat jetzt aus seinem verborgenen Orte hervor und erschien im Saale, ganz vergnügt darüber, daß ihm sein Einfall so gut geglückt war. Er befahl zuerst, dem Abu Hassan das Gewand auszuziehen, womit man ihn diesen Morgen bekleidet hatte, und ihm dafür wieder das anzulegen, was er vor vier und zwanzig Stunden angehabt hatte, als der ihn begleitende Sklave ihn nach dem Palaste trug. Er ließ sogleich denselben Sklaven rufen, und sagte zu ihm, als er kam: »Da, nimm diesen Mann, und trag ihn in der Stille in sein Haus und auf sein Sofa zurück, und laß beim Weggehen die Thür offen stehen.«

Dreihundertste Nacht.

Der Sklave ergriff Abu Hassan, trug ihn durch die verborgene Thür aus dem Palaste, legte ihn, wie der Chalyf befohlen, in seinem Hause nieder, und kehrte sodann eilfertig zurück, um ihm von dem, was er gethan, Rechenschaft

abzustatten. »Abu Hassan,« sagte hierauf Harun, »hatte sich gewünscht, bloß einen Tag lang Chalyf sein zu können, um den Imam der Moschee seines Viertels und die vier Scheich's + oder Greise, deren Betragen ihm nicht gefiel, bestrafen zu können. Ich habe ihm diese Gelegenheit verschafft, und er kann damit zufrieden sein.«

Abu Hassan schlief auf seinem Sofa, auf welchen ihn der Sklave niedergelegt, bis tief in den folgenden Tag hinein, und erwachte nicht eher, als bis das Pulver, welches man ihm in das letzte Glas geworfen, seine Wirkung gethan hatte. Da nun schlug er die Augen auf und war nicht wenig überrascht, sich wieder auf seinem Zimmer zu sehen. »Perlenstrauß, Morgenstern, Korallenmund, Morgenröthe, Mondgesicht!« rief er ganz laut, indem er eine jede von den Schönen des Palastes, die ihm Gesellschaft geleistet hatte, so weit er sich ihrer noch erinnern konnte, bei ihrem Namen rief. »Wo seid ihr? Kommt doch hieher!«

Abu Hassan schrie aus allen Kräften. Seine Mutter, die ihn auf ihrem Zimmer hörte, lief auf das Rufen sogleich herbei, trat in sein Zimmer, und fragte ihn: »Was ist dir denn, mein Sohn? was ist dir zugestoßen?«

Bei diesen Worten hob Abu Hassan den Kopf in die Höhe, sah seine Mutter stolz und verächtlich an, und fragte sie: »Gute Frau, wen nennst du denn deinen Sohn?«

»Dich!« erwiederte die Mutter mit vieler Freundlichkeit. »Bist du nicht Abu Hassan, mein Sohn? Das wäre doch höchst seltsam, wenn du es in so kurzer Zeit vergessen haben solltest.«

»Ich, dein Sohn? Abscheuliche Alte,« antwortete Abu

Hassan, »du weißt nicht, was du redest, du bist eine Lügnerinn! Ich bin nicht Abu Hassan, von dem du da sprichst; ich bin der Beherrscher der Gläubigen.«

»Sei doch still, mein Sohn!« fuhr die Alte fort; »du bist nicht klug; man könnte dich für einen Narren halten, wenn es jemand hörte.«

»Du bist selber eine alte Närrinn,« erwiederte Abu Hassan; »ich aber bin kein Narr, wie du behauptest. Ich wiederhole dir nochmals, daß ich der Beherrscher der Gläubigen und der irdische Stellvertreter des Herrn der beiden Welten [5] bin.«

»Ach, mein Sohn!« rief die Mutter aus. »Ist es möglich, daß ich solche Worte von dir höre, die eine so große Geistesabwesenheit verrathen? Welcher böse Geist hält dich besessen, und läßt dich solche Reden führen? Gottes Gnade komme über dich, und befreie dich von der Macht des Satans. Du bist mein Sohn Abu Hassan, und ich bin deine Mutter.«

Nachdem sie ihm alles mögliche, was ihr nur irgend einfiel, gesagt hatte, um ihn wieder zu sich zu bringen und ihm zu zeigen, daß er im Irrthume wäre, fuhr sie weiter fort: »Siehst du nicht, daß dieß Zimmer, worin du dich befindest, das deinige ist, und nicht das Zimmer eines Palastes, wie es sich für einen Beherrscher der Gläubigen ziemen würde, und daß du es, seitdem du auf der Welt bist, nie vertauscht, sondern immer bei mir gewohnt hast? Ueberlege alles wohl, was ich dir sage, und bilde dir nicht Dinge ein, die nicht sind und die auch gar nicht sein können. Noch einmal, mein Sohn, denke ernsthaft darüber nach.«

Abu Hassan hörte diese Ermahnungen seiner Mutter ruhig an, schlug die Augen nieder, und stützte sich die Hand unter das Gesicht, wie einer, der in sich geht, um die Wahrheit dessen, was er sieht und hört, zu prüfen. »Ich glaube, du hast Recht,« sagte er einige Augenblicke nachher, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend, doch ohne seine Stellung zu ändern; »es kömmt mir selbst so vor, daß ich Abu Hassan bin, und du meine Mutter, und dieß mein Zimmer. Noch einmal,« fuhr er fort, indem er die Augen auf sie und auf alles warf, was sich seinen Blicken darbot, »ich bin Abu Hassan, ich zweifle nicht mehr daran, und begreife nicht, wie ich mir diese Einbildung in den Kopf setzen konnte.«

Die Mutter glaubte nun wirklich, daß ihr Sohn von seiner Geistesverwirrung, die sie einem Traume zuschrieb, geheilt wäre; sie war sogar schon im Begriff, mit ihm darüber zu lachen und ihn über den Traum zu befragen, als er sich plötzlich aufsetzte, sie von der Seite ansah und ausrief: »Alte Hexe, alte Zauberinn, du weißt nicht was du redest; ich bin weder dein Sohn, noch bist du meine Mutter. Du täuschest dich selber, und willst mich es ebenfalls überreden. Ich sage dir, ich bin Beherrscher der Gläubigen, und du wirst mir nicht das Gegentheil weißmachen.«

»Ich bitte dich, mein Sohn, befiehl dich Gott, und enthalte dich solcher Reden, damit dich nicht der Himmel strafe. Laß uns lieber von etwas anderem reden. Ich will dir erzählen, was gestern in unserem Viertel dem Imam unserer Moschee und vier Scheich's unter unseren Nachbaren begegnet ist. Der Polizeirichter ließ sie verhaften, und nachdem er ihnen vor seinen Augen einem jeden, ich weiß

nicht, wie viel Schläge mit dem Ochsenziemer hatte geben lassen, ließ er durch einen Ausrufer bekannt machen, dieß sei die Strafe für diejenigen, die sich in Angelegenheiten mischten, die sie nichts angingen und die es sich zum Geschäfte machten, die Familien ihrer Nachbaren zu beunruhigen. Endlich ließ er sie unter demselben Ausrufe durch alle Stadtviertel führen und verbot ihnen, jemals wieder einen Fuß in unser Stadtviertel zu setzen.«

Die Mutter Abu Hassan's, die sich nicht einbilden konnte, daß ihr Sohn an dem Abenteuer, welches sie erzählte, irgend Antheil gehabt, hatte absichtlich das Gespräch auf etwas anderes geleitet, und betrachtete die Erzählung dieses Vorfalls als ein Mittel, ihn aus dem Irrthume zu reißen, worin er sich befand.

Dreihundert und erste Nacht.

Allein es erfolgte gerade das Gegentheil. Anstatt in ihm den Gedanken, daß er Beherrscher der Gläubigen sei, auszulöschen, diente diese Erzählung gerade dazu, denselben wieder zurückzurufen und nur noch tiefer seiner Einbildungskraft einzuprägen, so daß er ihm zur völligen Gewißheit ward.

Sobald daher Abu Hassan diese Erzählung angehört hatte, antwortete er: »Ich bin also weder dein Sohn, noch Abu Hassan, sondern gewiß der Beherrscher der Gläubigen; nach dem, was du mir selber da erzählt hast, kann ich nicht mehr daran zweifeln. Vernimm nur, daß der Imam und die vier Scheich's auf meinen Befehl so bestraft

worden sind, wie du eben sagtest. Ich bin daher, sage ich dir, wahrhaftig der Beherrscher der Gläubigen; und höre deshalb auf, mir vorzureden, daß es ein bloßer Traum sei. Ich schlafe nicht, auch war ich damals so wach, als ich es in diesem Augenblicke bin, wo ich mit dir rede. Es ist mir sehr angenehm, daß du mir bestätigest, was der Polizeirichter, dem ich die Sache übertragen, mir darüber berichtet hat, das heißt, daß mein Befehl pünktlich vollzogen worden ist, und ich freue mich um so mehr darüber, da dieser Imam und die vier Scheich's offenbare Heuchler sind. Ich möchte nur wissen, wer mich an diesen Ort hieher gebracht hat. Indeß, Gott sei gelobt! so viel ist gewiß, daß ich wirklich Beherrscher der Gläubigen bin, und alle Gründe sollen mich nicht vom Gegentheil überreden.«

Die Mutter, welche weder ahnen noch sich denken konnte, warum ihr Sohn so fest und zuversichtlich behauptete, daß er Beherrscher der Gläubigen wäre, zweifelte jetzt gar nicht mehr daran, daß er den Verstand verloren, da sie ihn Dinge reden hörte, die ihrem Verstande ganz unglaublich vorkamen, obwohl sie Abu Hassan gar wohl begründet schienen. In dieser Meinung sagte sie zu ihm: »Mein Sohn, ich bitte Gott, daß er sich deiner erbarme. Höre auf, solche Reden zu führen, die so ganz ohne allen Menschenverstand sind. Wende dich an Gott, und bitte ihn, daß er dir vergebe und dir die Gnade widerfahren lasse, daß du wieder wie ein vernünftiger Mensch reden könnest. Was würde man von dir sprechen, wenn man dich so reden hörte? weißt du nicht, daß die Wände Ohren haben?«

Anstatt daß so schöne Ermahnungen das Gemüth Abu Hassan's hätten beruhigen sollen, erbitterten sie ihn nur

noch mehr. Er fuhr heftig gegen seine Mutter auf und sagte zu ihr: »Alte, ich habe dir schon einmal Stillschweigen geboten; wenn du jetzo noch ein Wort weiter sprichst, so werde ich aufstehen und dich so behandeln, daß du es dein Lebelang fühlen sollst. Ich bin Chalyf und Beherrscher der Gläubigen, und du mußt mir es glauben, wenn ich dir es sage.«

Die gute Frau, welche sah, daß ihr Sohn, anstatt wieder zur Besinnung zu kommen, dieselbe vielmehr nur noch mehr verlor, überließ sich jetzt ganz ihren Thränen und Wehklagen, schlug sich ins Gesicht und an die Brust, und that Aeußerungen, die ihre Bestürzung und ihre tiefe Betrübnis über die Geistesabwesenheit ihres Sohnes verriethen.

Abu Hassan, anstatt sich zu beruhigen und sich durch die Thränen seiner Mutter rühren zu lassen, vergaß im Gegentheil sich so weit, daß er sogar die natürliche Achtung gegen sie aus den Augen setzte. Er sprang mit Ungestüm auf, ergriff einen Stock, und drang mit emporgehobenem Arme wie ein Rasender auf sie ein. »Verwünschte Alte,« rief er ihr in seiner Narrheit in einem Tone zu, der jeden andern außer seiner Mutter erschreckt haben würde; »sage mir auf der Stelle, wer ich bin?«

»Mein Sohn,« antwortete die Mutter, ohne zu erschrecken, indem sie ihn zärtlich ansah, »ich glaube nicht, daß Gott dich so sehr verlassen hat, daß du diejenige, welche dich geboren hat, und dich selber nicht mehr kennen solltest. Ich täusche dich nicht, wenn ich dir sage, daß du mein Sohn Abu Hassan bist, und daß du sehr Unrecht daran thust, dir einen Titel anzumaßen, der bloß deinem und meinem Herrn und Gebieter, dem Chalyfen Harun Arreschyd,

zukömmt, der noch dazu uns beide, mich und dich, mit Wohlthaten überhäuft, wie das Geschenk beweiset, welches er mir gestern übersandt hat. Denn du mußt nur wissen, daß der Großwesyr Giafar gestern persönlich sich bemühte, mich aufzusuchen, mir einen Beutel mit tausend Goldstücken einhändigte, und mir zugleich sagte, ich möchte für den Beherrscher der Gläubigen, der mir dieses Geschenk sendete, zu Gott beten. Und ist dieß Geschenk nicht weit mehr für dich, als für mich, die ich nur noch ein paar Tage zu leben habe?«

Bei diesen Worten konnte sich Abu Hassan nicht länger halten. Die näheren Umstände des Geschenks vom Chalyfen, die ihm seine Mutter so eben mitgetheilt hatte, zeigten ihm, daß er sich nicht täuschte, und überredeten ihn nur noch mehr, daß er wirklich der Chalyf wäre, da der Wesyr den Beutel ja nur auf seinen Befehl gebracht hatte. »Wohlan denn, alte Hexe!« rief er aus; »wirst du dich endlich überzeugen, wenn ich dir sage, daß ich es war, der dir durch den Großwesyr Giafar die tausend Goldstücke überbringen ließ, welcher letztere bloß meinen ihm gegebenen Befehl vollzog? Indeß, anstatt mir zu glauben, suchst du bloß durch Widersprechen und durch hartnäckiges Behaupten, als sei ich dein Sohn, mich verwirrt zu machen. Allein ich werde deine Bosheit nicht lange mehr unbestraft lassen.« Als er diese Worte gesprochen, war er im Uebermaße seiner Raserei so unmenschlich, sie mit dem Stocke, den er in der Hand hielt, auf das unbarmherzigste zu mishandeln.

Dreihundert und zweite Nacht.

Die arme Mutter, welche nicht geglaubt hatte, daß ihr Sohn so schnell von Drohungen zu Thätlichkeiten übergehen würde, fing beim ersten Schlage an, aus Leibeskräften um Hülfe zu rufen. Doch Abu Hassan hörte, bis die Nachbaren herbeigelaufen kamen, nicht auf, sie zu schlagen, indem er sie bei jedem Schlage fragte: »Bin ich Beherrscher der Gläubigen?« worauf die Mutter denn jedesmal sehr liebevoll antwortete: »Du bist mein Sohn.«

Die Wuth Abu Hassan's begann ein wenig nachzulassen, als die Nachbaren in sein Zimmer geeilt kamen. Der erste, welcher hereintrat, warf sich sogleich zwischen seine Mutter und ihn, riß ihm den Stock aus der Hand, und sagte zu ihn: »Was thust du, Abu Hassan? Hast du deine Vernunft und alle Furcht vor Gott verloren? Hat es wohl je ein wohlgezogener Sohn, wie du bist, gewagt, seine Hand gegen seine Mutter aufzuheben, und schämst du dich nicht, die deinige, welche dich so zärtlich liebt, so zu behandeln?«

Abu Hassan, der noch ganz voll Wuth war, sah denjenigen, der mit ihm redete, stillschweigend an, und fragte hierauf, indem er auf die übrigen mitgekommenen Nachbaren unstäte Blicke warf: »Wer ist dieser Abu Hassan, von dem ihr sprecht? Meint ihr mich mit diesem Namen?«

Diese Frage brachte die Nachbaren etwas aus der Fassung. »Wie?« erwiederte derselbe, der zuerst gesprochen; »du willst diese Frau da nicht mehr für diejenige anerkennen, die dich erzogen hat und bei der du seither fortwährend gewohnt hast, mit einem Worte, nicht für deine Mutter?« —

»Du bist ein Unverschämter,« antwortete Abu Hassan; »ich kenne sie so wenig, als dich, und ich mag sie auch nicht kennen. Ich bin nicht Abu Hassan, sondern der Beherrscher der Gläubigen, und wenn ihr das noch nicht wißt, so werde ich es euch auf eure Unkosten lehren lassen.«

Bei diesen Reden Abu Hassan's zweifelten die Nachbaren nicht mehr an seiner Geistesabwesenheit, und um zu verhindern, daß er sich nicht noch einmal wieder an seiner Mutter vergreifen möchte, packten sie ihn ungeachtet seines Widerstrebens ganz fest und banden ihm Arme, Hände und Füße. Obwohl er nun in einem Zustande war, wo er nicht mehr schaden zu können schien, hielten sie es gleichwohl nicht für angemessen, ihn mit seiner Mutter allein zu lassen. Zwei von der Gesellschaft entfernten sich, gingen schleunigst nach dem Narrenhause, und gaben dem Aufseher desselben einen Wink von dem, was da vorging. Dieser begab sich sogleich mit den Nachbaren und in zahlreicher Begleitung seiner Leute mit Ketten, Handschellen und einem Ochsenziemer dahin.

Abu Hassan, der auf nichts weniger als auf so schreckliche Anstalten gefaßt war, strengte sich bei Ankunft dieser Leute aufs äußerste an, um sich seiner Bande zu entledigen; allein der Narrenwärter ließ sich den Ochsenziemer reichen und brachte ihn durch zwei bis drei tüchtige Hiebe, die er ihm auf die Schultern gab, sehr bald wieder zur Vernunft. Diese Behandlung wirkte auf Abu Hassan so gut, daß er sich mäßigte, und daß der Narrenhaus-Aufseher und seine Leute mit ihm machen konnten, was sie wollten. Sie banden ihn mit Ketten, legten ihm Hand- und Fußschellen an,

und als sie fertig waren, schleppten sie ihn aus seiner Wohnung und führten ihn ins Narrenhaus.

Abu Hassan war kaum auf der Straße, als er sich auch schon von einer Menge Volks umringt sah. Der eine gab ihm einen Faustschlag, ein anderer eine Ohrfeige, noch andere überhäuften ihn mit Schmähworten, indem sie ihn als einen Unsinnigen, Narren und Verrückten behandelten.

Bei all dieser schlechten Behandlung sagte er: »Es gibt keine Größe und keine Kraft, als in dem höchsten und allmächtigen Gott! Man will mich zum Narren machen, obwohl ich bei gesundem Verstande bin; ich erdulde indeß diese Schmach und diese Beschimpfungen um Gottes Barmherzigkeit willen.«

Abu Hassan wurde nun auf diese Weise ins Narrenhaus geführt. Man brachte ihn da unter, und sperrte ihn in einen eisernen Käfig. Ehe er indeß da hinein verschlossen wurde, begrüßte ihn der Narrenwärter, der zu dergleichen gewaltsamen Verfahren schon ganz abgehärtet war, ganz unbarmherzig mit funfzig Hieben mit dem Ochsenziemer auf die Schultern und den Rücken, und fuhr länger als drei Wochen lang so fort, daß er ihm täglich dieselbe Tracht Schläge ertheilte und ihm jedesmal die Worte wiederholte: »Komm wieder zu Verstande, und sage, ob du noch Beherrscher der Gläubigen bist.«

»Ich brauche deinen guten Rath nicht,« erwiederte Abu Hassan; »ich bin kein Narr; aber wenn ich es werden sollte, so würde nichts so sehr im Stande sein, mich in dieses Unglück zu stürzen, als die Schläge, womit du mich mishandelst.«

Die Mutter Abu Hassan's besuchte unterdeß ihren

Sohn regelmäßig jeden Tag. Sie konnte sich der Thränen nicht enthalten, wenn sie seine Leibesfülle und seine Kräfte so hinschwinden sah und ihn über die Schmerzen, die er empfand, klagen und seufzen hörte. In der That waren seine Schultern, Seiten und Rücken braun und blau geschlagen, und er wußte nicht, auf welche Seite er sich wenden und legen sollte, um Ruhe zu finden; auch schälte sich ihm während seiner Verhaftung in diesem abscheulichen Aufenthaltsorte mehreremale die Haut ab. Seine Mutter wollte ihm Trost zusprechen und ihn auszuforschen suchen, ob er in Hinsicht seiner angeblichen Chalyfenwürde noch immer in derselben Geistesstimmung sich befände; allein so oft sie den Mund öffnete, um etwas der Art zu berühren, wies er sie mit so viel Ungestüm zurück, daß sie sich genöthigt sah, ihn zu lassen und untröstlich über eine solche Hartnäckigkeit heimzukehren.

Die tiefen und mächtigen Eindrücke, welche in Abu Hassan's Seele von jenem Tage zurückgeblieben waren, wo er sich im Staatskleide des Chalyfen gesehen, alle Geschäfte desselben verrichtet, die Gewalt desselben ausgeübt und ganz so wie ein Chalyf Gehorsam gefunden hatte, diese Eindrücke, die ihm bei seinem Erwachen vorgespiegelt hatten, er wäre es wirklich, und die ihm so lange Zeit in diesem Irrthume festgehalten hatten, fingen allmählig an, in seiner Seele zu erlöschen.

»Wenn ich wirklich Chalyf und Beherrscher der Gläubigen wäre,« sprach er bisweilen zu sich selbst, »warum befand ich mich denn bei meinem Erwachen auf meinem Zimmer und in meiner gewöhnlichen Kleidung? warum sah ich nicht mehr das Oberhaupt der Verschnittenen, alle die übri-

gen Verschnittenen und jene Menge von schönen Frauen um mich? warum sollten der Großwesyr Giafar, den ich zu meinen Füßen sah, so viele Emire, so viele Statthalter der Provinzen, und so viele andere Hofbeamte, von denen ich mich umgeben sah, mich auf einmal verlassen haben? Gewiß, wenn ich die mindeste Gewalt über sie hätte, würden sie mich längst aus dem jämmerlichen Zustande, worin ich mich befinde, befreit haben. Aber alles war bloßer Traum, ich muß mich schon dazu bequemen, es zu glauben. Freilich habe ich wohl dem Polizeirichter befohlen, den Imam und die vier Greise, die seine Rathgeber sind, zu bestrafen; ich habe ferner dem Großwesyr Giafar aufgetragen, meiner Mutter tausend Goldstücke zu überbringen: und meine Befehle sind vollzogen worden. Dieß macht mich wieder stutzig, und ich kann es nicht begreifen. Aber wie viele andere Dinge gibt es nicht, die ich ebenfalls nicht begreife, und nie begreifen werde? Ich will mich also hierin der Hand Gottes übergeben, der alles weiß und alles kennt.«

Dreihundert und dritte Nacht.

Abu Hassan war noch ganz in diese Betrachtungen und Gedanken vertieft, als seine Mutter hereintrat. Als sie ihn so mager und abgezehrt sah, flossen ihre Thränen reichlicher, als es bis dahin der Fall gewesen war. Mitten unter ihrem Schluchzen begrüßte sie ihn mit dem gewöhnlichen Gruße, und Abu Hassan erwiederte ihn, ganz gegen seine bisherige Gewohnheit, zum erstenmale wieder. Sie nahm dieß für eine günstige Vorbedeutung, trocknete sich die

Thränen aus den Augen, und sagte zu ihm: »Nun, mein Sohn, wie geht es dir? in welcher Gemüthsstimmung befindest du dich? hast du die Einbildungen und Reden, welche der böse Geist dir eingegeben hat, wieder fahren lassen?«

»Meine Mutter,« erwiederte Abu Hassan mit einer ruhigen und gesetzten Stimmung und in einem Tone, worin der tiefe Schmerz über das, was er gegen sie begangen, sich ausdrückte, »ich erkenne meine Verirrung; aber ich bitte dich, mir jenes abscheuliche und verruchte Verbrechen zu verzeihen, dessen ich mich gegen dich schuldig gemacht habe. Ein Gleiches bitte ich von meinen Nachbaren, wegen des Aergernisses, das ich ihnen gegeben habe. Ich bin durch einen Traum verführt worden, aber durch einen so außerordentlichen und wahrscheinlichen, daß ich für gewiß behaupten kann, jeder andere, dem er begegnet wäre, würde davon nicht minder ergriffen worden sein, und würde vielleicht noch größere Narrheiten, als ihr von mir gesehen habt, begangen haben. Selbst in dem gegenwärtigen Augenblicke bin ich noch so verwirrt davon, daß ich mich kaum überreden kann, es sei ein Traum gewesen, so viel Aehnlichkeit hat er mit dem, was unter Leuten, die wach sind, vorgeht. Wie dem auch sein mag, ich halte es für einen Traum und für eine Täuschung, und will es fortwährend dafür halten. Ich bin selbst überzeugt, daß ich nicht jene Traumgestalt von Chalyf und Beherrscher der Gläubigen, sondern dein Sohn Abu Hassan bin. Ja, ich bin der Sohn einer Mutter, die ich stäts geehrt habe, bis zu jenem unglücklichen Tage, dessen Andenken mich mit Beschämung erfüllt, einer Mutter, die ich ehre, und mein ganzes Leben hindurch ehren werde, wie sich's gebührt.«

Bei diesen verständigen und vernünftigen Aeußerungen verwandelten sich die Thränen der Betrübnis, des Mitleids und der Bekümmernis, welche Abu Hassan's Mutter seit langer Zeit geweint hatte, in Thränen der Freude, des Trostes, und der Zärtlichkeit für ihren theuern Sohn, den sie wiedergefunden hatte. »Mein Sohn,« rief sie ganz außer sich, »indem ich dich, nach dem allen, was vorgegangen ist, wieder so vernünftig reden höre, fühle ich mich fast eben so vergnügt und entzückt, als ob ich dich noch einmal zur Welt geboren hätte. Ich muß dir jetzt nur meine Ansicht über dein Abenteuer aus einander setzen und dich auf einen Umstand aufmerksam machen, den du bis jetzo vielleicht nicht beachtet hast. Der Fremde, den du eines Abends zum Abendessen mitbrachtest, ging fort, ohne daß er, wie du es ihm doch anempfahlst, die Thür deines Gemachs zuschloß, und dieß, glaube ich, gab dem bösen Geiste Gelegenheit, in dasselbe hinein zu gelangen und dich in die entsetzliche Täuschung zu versetzen, worin du dich befandest. Du mußt daher, mein Sohn, Gott danken, daß er dich davon befreit hat, und ihn bitten, daß er dich ins künftige vor den Fallstricken des bösen Geistes bewahre.«

»Du hast die Quelle meines Unglücks richtig entdeckt,« antwortete Abu Hassan, »gerade die Nacht war es, wo ich diesen Traum hatte, der mein Gehin so zerrüttete. Ich hatte dem fremden Kaufmann ausdrücklich den Wink gegeben, daß er die Thüre hinter sich zumachen möchte, und ich merke jetzt, daß er es nicht gethan hat. Ich bin nun mit dir davon überzeugt, daß der böse Geist die Thür offen gefunden hat, hereingedrungen ist, und mir alle diese Einbildungen in den Kopf gesetzt hat. Man mag vermuthlich zu

Mussul, wo dieser Kaufmann her war, das nicht wissen, was uns hier in Bagdad nur zu wohl bekannt ist, daß nämlich der böse Geist alle die bösen Träume veranlaßt, die uns des Nachts beunruhigen, wenn man die Thüre des Schlafzimmers offen gelassen hat. Da ich nun durch Gottes Gnade von der Geistesverwirrung, worin ich mich befand, völlig wieder hergestellt bin, so bitte ich dich um Gottes willen und so inständig, als nur ein Sohn eine so gute Mutter, wie du bist, bitten kann, bringe mich so schnell als möglich aus dieser Hölle und befreie mich aus den Händen dieses Henkers, der, wenn ich noch länger hier bleibe, mein Leben unfehlbar abkürzen wird.«

Abu Hassan's Mutter, die jetzt völlig getröstet und gerührt darüber war, als sie ihren Sohn von seiner thörichten Einbildung gänzlich hergestellt sah, ging auf der Stelle hin und suchte den Aufseher des Hauses auf, der ihn dahin gebracht und bisher unter seiner Leitung gehabt hatte. Sobald sie diesen versichert hatte, daß ihr Sohn jetzt wieder ganz bei Verstande wäre, kam er herein, untersuchte ihn, und setzte ihn vor ihren Augen in Freiheit.

Abu Hassan kehrte in seine Wohnung zurück, und blieb mehrere Tage zu Hause, um seine Gesundheit durch kräftigere Nahrungsmittel, als er bisher im Narrenhause genossen hatte, wieder zu stärken. Indeß, sobald er wieder zu seinen Kräften gelangt war, und von der in seiner Gefangenschaft erlittenen schlechten Behandlung keine Beschwerden mehr empfand, fing es an, ihm langweilig zu werden, die Abende so ganz ohne Gesellschaft hinzubringen. Daher säumte er denn nicht, seine vorige Lebensweise wieder anzufangen, das heißt, sich täglich einen hinreichenden Speisevor-

rath zu besorgen, um des Abends einen neuen Gast bewirthen zu können.

Der Tag, wo er seine alte Weise wieder anfing, nämlich gegen Sonnenuntergang an das Ende der Brücke von Bagdad zu gehen, und den ersten Fremden, dem er begegnete, anzureden, und zur Abendmahlzeit einzuladen, war gerade der Erste des Monats, an welchem Tage, wie schon gesagt, der Chalyf jedesmal zum Zeitvertreib verkleidet, zu einem der Thore hinaus zu gehen pflegte, um persönlich nachzusehen, ob irgend etwas vorginge, was der guten Ordnung zuwider liefe, die er gleich zu Anfang seiner Regierung eingeführt hatte.

Dreihundert und vierte Nacht.

Abu Hassan war kaum dort angelangt und hatte sich auf eine Bank am Brückengeländer gesetzt, als er auch schon vom andern Ende der Brücke her den Chalyfen, wie das erstemal, als Kaufmann von Mussul verkleidet und in Begleitung desselben Sklaven, wieder auf sich zukommen sah. In der Ueberzeugung, daß all das Unglück, welches er erlitten, einzig davon hergekommen wäre, daß dieser angebliche Kaufmann von Mussul beim Weggehen die Thüre des Zimmers offen gelassen, überlief ihn beim Anblicke desselben ein kalter Schauder. »Gott behüte mich!« sprach er bei sich selbst, »da kömmt ja, wo ich nicht irre, der Zauberer wieder, der mich neulich so beherte!« Er lehnte sich daher über das Brückengeländer und wandte das Gesicht nach dem Strome

des Flusses hin, um ihn nicht ansehn zu dürfen, bis er vorüber gegangen wäre.

Der Chalyf, der den Scherz, den er sich mit Abu Hassan gemacht, noch weiter treiben wollte, hatte sich sorgfältig nach allem erkundigen lassen, was er den folgenden Tag bei seinem Erwachen gesagt und gethan, und was ihm überhaupt nach seiner Rückkunft nach Hause begegnet wäre. Das, was er über ihn vernommen, so wie auch die schlimme Behandlung, die er im Narrenhause erfahren, hatten ihn sehr belustigt. Da er indeß ein sehr großmüthiger und gerechtigkeitsliebender Fürst war, und an Abu Hassan einen Mann gefunden zu haben glaubte, der ihm noch viel Unterhaltung gewähren könnte, und da er ferner zweifelte, ob wohl Abu Hassan nach Niederlegung seiner angeblichen Chalyfen-Würde seine gewohnte Lebensweise noch fortsetzen würde, so hielt er es, um ihn wieder an sich zu ziehen, am angemessensten, sich am Ersten des Monats wieder in einen Kaufmann von Mussul zu verkleiden, um seinen gefaßten Entschluß besser ausführen zu können. Er erblickte also Abu Hassan fast in demselben Augenblick, als er von ihm erblickt wurde, merkte aber sehr bald aus seinem Benehmen, daß er mit ihm unzufrieden wäre, und daß er die Absicht hätte, ihm auszuweichen. Demzufolge ging er an der Seite des Brückengeländers hin, wo Abu Hassan saß. Als er ihm ganz nahe gekommen war, neigte er den Kopf und sah ihm ins Gesicht. »Bist du es, mein Bruder Hassan?« rief er aus. »Sei mir gegrüßt! und erlaube mir, daß ich dich umarme.«

»Und ich,« erwiederte Abu Hassan ganz kalt, ohne den angeblichen Kaufmann aus Mussul anzusehen, »ich

grüße dich nicht. Ich brauche weder deinen Gruß, noch deine Umarmungen. Geh deines Weges.«

»Ei, wie?« fragte ihn hierauf der Chalyf; »kennst du mich denn nicht? Erinnerst du dich nicht mehr jenes Abends, den wir heute vor einem Monat auf deinem Zimmer zubrachten, wo du mir die Ehre erzeigtest, mich so freigebig zu bewirthen?« — »Nein,« erwiederte Abu Hassan in dem nämlichen Tone wie zuvor; »ich kenne dich nicht, und weiß nicht, wovon du da mit mir sprechen willst. Fort, ich sag' es dir noch einmal, geh deines Weges!«

Der Chalyf ließ sich durch die Unhöflichkeit Abu Hassan's nicht abschrecken. Er wußte wohl, daß es sich Abu Hassan unter anderm zum Gesetze gemacht hatte, mit keinem der Fremden, die er einmal bewirthet hatte, noch irgend weiter Gemeinschaft zu haben, Abu Hassan hatte es ihm selbst gesagt; allein er wollte sich stellen, als wüßte er es nicht. »Ich kann es gar nicht glauben,« fuhr er fort, »daß du mich nicht mehr wiederkennen solltest; es ist noch gar nicht so lange her, daß wir uns gesehen, und es ist nicht möglich, daß du mich so leicht vergessen haben solltest. Es muß dir irgend etwas begegnet sein, was in dir diese Abneigung gegen mich erweckt hat. Du wirst dich indeß erinnern, daß ich dir meine Dankbarkeit durch die beßten Wünsche an den Tag gelegt, und dir sogar in Hinsicht eines gewissen Punktes, der dir sehr am Herzen lag, meinen Einfluß anbot, der gar nicht zu verachten ist.«

»Ich weiß nicht,« antwortete Abu Hassan, »von welcher Art dein Einfluß sein mag, und ich habe auch nicht die mindeste Lust, ihn auf die Probe zu stellen; ich weiß bloß so viel, daß deine guten Wünsche weiter keinen Er-

folg gehabt haben, als den, daß ich beinahe ein Narr geworden wäre. Ich bitte dich daher nochmals um Gotteswillen, geh deine Straße und ärgere mich nicht weiter.«

»Ach, mein Bruder Hassan,« erwiederte der Chalyf und umarmte ihn, »ich möchte nicht gern auf diese Art von dir scheiden! Da mein Glücksstern gewollt hat, daß ich dich noch einmal treffen sollte, so mußt du mir schon noch einmal dieselbe Gastfreundschaft erzeigen, wie heute vor einem Monat, und mich noch eine Flasche Wein mit dir trinken lassen.«

»Davor werde ich mich gar sehr hüten,« antwortete Abu Hassan. »Ich habe schon noch so viel Gewalt über mich, um jedes fernere Zusammensein mit einem Manne, wie du bist, zu vermeiden, der einem nur Unglück ins Haus bringt. Du kennst ja wohl das Sprichwort: Nimm deine Trommel auf die Schultern und packe dich! Wende es jetzt auf dich an. Soll ich dir es denn so oft wiederholen? Gott geleite dich! du hast mir Unheil genug zuwege gebracht, ich mag mich dergleichen nicht ferner aussetzen.«

»Mein guter Freund Abu Hassan,« fuhr der Chalyf fort, und umarmte ihn nochmals, »du behandelst mich mit einer Härte, die ich mir nicht erwartet hätte. Ich bitte dich, nicht länger so beleidigende Reden gegen mich zu führen, sondern im Gegentheile von meiner Freundschaft überzeugt zu sein. Thu mir den Gefallen und erzähle mir, was dir begegnet ist, — mir, der ich dir bloß Gutes gewünscht habe, und noch wünsche, und der ich gern eine Gelegenheit finden möchte, dir es durch die That zu erzeigen, um einigermaßen das Unheil wieder gut zu machen, was ich dir, wie du sagst, zugezogen habe, wofern es anders wirklich meine

Schuld ist.« Abu Hassan gab endlich den inständigen Bitten des Chalyfen nach, und nachdem er ihn neben sich sitzen geheißen, sagte er zu ihm: »Deine Ungläubigkeit und Zudringlichkeit haben meine Geduld aufs äußerste gebracht. Was ich dir jetzt erzählen werde, wird dir leicht begreiflich machen, ob ich Unrecht habe, wenn ich mich über dich beklage.«

Der Chalyf setzte sich neben Abu Hassan, und dieser erzählte ihm nun alle die Abenteuer, die ihm, von seinem Erwachen im Palaste an bis zu seinem zweiten Erwachen in seinem Gemache, begegnet waren, und zwar erzählte er ihm dieß alles, als ob es ein lebhafter Traum gewesen, mit einer Menge von einzelen Umständen, die der Chalyf eben so gut wußte, wie er, und die das Vergnügen jenes Scherzes in ihm erneuerten. Er schilderte ihm sodann auf eine übertriebene Weise den Eindruck, den dieser Traum in seiner Seele zurückgelassen, daß er Chalyf und Beherrscher der Gläubigen wäre. »Dieser Eindruck,« fuhr er fort, »stürzte mich in so große Narrheiten, daß meine Nachbaren genöthigt waren, mich wie einen Wüthenden zu binden und mich ins Narrenhaus zu führen, wo man mich auf eine Art behandelt hat, die wahrhaft grausam, barbarisch und unmenschlich zu nennen ist. Aber was dich am meisten überraschen wird und worauf du gewiß nicht gefaßt bist, ist, daß mir das alles bloß durch deine Schuld begegnet ist. Du erinnerst dich wohl noch der Bitte, die ich damals an dich that, daß du doch beim Weggehen von mir die Thüre des Gemachs gut zuschließen möchtest. Du hast es indeß nicht gethan, sondern im Gegentheil sie offen gelassen, und so ist denn der böse Geist hereingekommen und hat mir jenen Traum in

den Kopf gesetzt, der, so angenehm er mir auch vorkam, mir doch alle die Leiden zugezogen hat, über die ich mich beklage. Du bist also durch deine Nachlässigkeit schuld und verantwortlich für jenes abscheuliche und veruchte Verbrechen, welches ich beging, indem ich nicht bloß die Hand gegen meine Mutter erhob, sondern es beinahe dahin brachte, daß sie zu meinen Füßen den Geist aufgegeben und ich einen Muttermord begangen hätte, und das alles um einer Ursache willen, über die ich, so oft ich daran denke, erröthen muß, weil sie mich nämlich ihren Sohn nannte, der ich wirklich bin, und mich nicht für den Beherrscher der Gläubigen anerkennen wollte, wofür ich mich gegen sie ausgab. Du bist ferner schuld an dem Aergernis, das ich meinen Nachbaren gegeben, als sie auf das Geschrei meiner armen Mutter herbeiliefen und mich im Begriff fanden, sie halbtodt zu schlagen; welches alles gar nicht vorgefallen wäre, wenn du beim Weggehen die Thüre meines Zimmers, so wie ich dich gebeten, sorgfältig verschlossen hättest. Sie hätten dann ohne meine Erlaubnis gar nicht in mein Haus kommen können, und wären dann also auch nicht, was mich am meisten verdrießt, Zeugen meiner Narrheit gewesen. Ich hätte sie ferner in meiner Gegenwehr dann nicht geschlagen, und sie hätten mich nicht mishandelt und gebunden, um mich ins Narrenhaus zu führen und einzusperren, wo man mir, wie ich dich versichern kann, die ganze Zeit über, die ich darin war, täglich eine tüchtige Tracht Hiebe mit dem Ochsenziemer zu geben nicht unterlassen hat.«

Abu Hassan erzählte diese Anlässe zu Beschwerden dem Chalyfen mit vieler Wärme und Heftigkeit. Der Chalyf wußte besser als er, was mit ihm vorgegangen war, und

freute sich im Stillen über das Gelingen seines lustigen Einfalls und der Täuschung, indeß konnte er die unbefangene Erzählung des ganzen Vorfalls nicht anhören, ohne laut aufzulachen.

Abu Hassan, welcher glaubte, daß seine Geschichte wohl Mitleid verdiente, und daß jedermann so viel Antheil daran nehmen müßte, als er selber, ärgerte sich sehr über dieß laute Auflachen des angeblichen Kaufmann's von Mussul. »Du machst dich wohl über mich lustig?« sagte er zu ihm, »da du mir so geradezu ins Gesicht lachst; oder denkst du etwa, ich scherze, wenn ich ganz ernsthaft mit dir rede? Willst du augenscheinliche Beweise von dem, was ich dir sage? Da, sieh einmal her, und sage dann selbst, ob ich bloß scherze.« Bei diesen Worten bückte er sich, entblößte sich die Schultern und die Brust, und zeigte dem Chalyfen die Narben und die blauen Flecke, welche ihm die erhaltenen Schläge verursacht hatten.

Der Chalyf konnte dieß nicht ohne Entsetzen ansehen. Er fühlte Mitleid gegen den armen Abu Hassan, und es that ihm sehr leid, seinen Scherz so weit getrieben zu haben. Er ging sofort in sich, umarmte Abu Hassan herzlich, und sagte zu ihm ganz ernsthaft: »Steh auf, mein Bruder, ich bitte dich; komm, laß uns nach deiner Wohnung gehen. Ich möchte gern noch das Vergnügen haben, diesen Abend angenehm mit dir hinzubringen. Morgen wirst du, so Gott will, sehen, daß alles recht gut gehen wird.«

Abu Hassan, ungeachtet seines Entschlusses und seines gethanen Gelübdes, keinen Fremden öfter als einmal bei sich zu bewirthen, konnte dennoch dem einschmeichelnden Zureden des Chalyfen, den er immer noch für einen Kauf-

mann aus Mussul hielt, nicht widerstehen. »Ich will es wohl thun,« sagte er zu ihm; »aber nur unter der Bedingung, daß ihr mir mit einem Eidschwure versprechet, beim Weggehen aus meiner Wohnung die Thüre gefälligst zu verschließen, damit der böse Geist nicht wieder kömmt und mein Gehirn zerrüttet, wie er es schon einmal gethan hat.« Der angebliche Kaufmann versprach alles. Sie standen nun beide auf und nahmen den Weg nach der Stadt. Um sich den Abu Hassan noch mehr zu verbinden, sagte der Chalyf zu ihm: »Fasse Zutrauen zu mir; ich werde mich gewiß nicht treulos beweisen; ich verspreche es dir als ehrlicher Mann. Demnach darfst du keinen Anstand nehmen, dein Zutrauen einem Manne zu schenken, der dir alles mögliche Glück und Wohl wünscht, wovon du den Erfolg bald sehen wirst.«

»Ich verlange dergleichen gar nicht von dir,« erwiederte Abu Hassan ganz kurz; »ich gebe gern deinem Andringen nach, aber ich erlasse dir alle guten Wünsche, und bitte dich um Gottes willen, keinen dergleichen zu äußern. Alles Unheil, was mir bisher begegnet ist, rührt bloß von dem Offenlassen der Thür und von den Wünschen her, die du schon früher gegen mich geäußert hast.«

»Nun gut,« antwortete der Chalyf, indem er bei sich selbst über die noch immer kranke Einbildungskraft Abu Hassan's lächelte, »da du es wünschest, so will ich dir gehorchen, und verspreche, dir nie etwas zu wünschen.« — »Wenn du so sprichst, so freue ich mich,« sagte hierauf Abu Hassan; »ich verlange von dir nichts weiter, und bin zufrieden, wenn du Wort hältst; das übrige erlasse ich dir gern.« Während Abu Hassan und der Chalyf, den sein Sklave

begleitete, sich so unterhielten, näherten sie sich unvermerkt dem Orte ihrer Bestimmung. Der Tag fing bereits an sich zu neigen, als sie bei Abu Hassan's Hause anlangten. Dieser rief sogleich seine Mutter, und ließ Licht bringen. Dann bat er den Chalyfen, auf dem Sofa Platz zu nehmen und setzte sich neben ihn. Binnen kurzer Zeit ward hierauf das Abendessen aufgetragen, nachdem man den Tisch vor sie hin gestellt hatte. Sie aßen ohne alle Umstände. Als sie abgegessen hatten, trug Abu Hassan's Mutter alles vom Tische ab, setzte Früchte auf, und stellte Wein mit Schalen neben ihren Sohn; dann entfernte sie sich und erschien nicht weiter.

Dreihundert und fünfte Nacht.

Abu Hassan schenkte zuerst sich selber und sodann dem Chalyfen Wein ein. Sie tranken jeder etwa fünf bis sechs Becher, und unterhielten sich dabei von gleichgültigen Sachen. Als der Chalyf bemerkte, daß Abu Hassan anfing vom Weine erhitzt zu werden, so brachte er das Gespräch auf Liebesgeschichten und fragte ihn, ob er wohl jemals geliebt habe.

»Mein Bruder,« erwiederte ganz zutraulich Abu Hassan, der bloß mit einem seinesgleichen zu reden wähnte, »ich habe die Liebe oder — wenn ihr es so nennen wollt — die Ehe immer nur wie ein Joch betrachtet, dem ich mich zu unterwerfen niemals Lust gehabt habe. Bis diesen Augenblick, muß ich euch gestehen, habe ich stäts nur die Freuden der Tafel, gutes Essen, und besonders guten Wein, mit ei-

nem Wort, angenehme Unterhaltungen und Zusammenkünfte mit guten Freunden geliebt. Gleichwohl kann ich euch versichern, daß ich weder gegen die Ehe gleichgültig noch für Zuneigung unempfänglich sein würde, sobald ich nur eine Frau fände, die so schön und so liebenswürdig als die wäre, die ich jene Nacht im Traume gesehen, wo ich euch hier zum erstenmal aufnahm und wo ihr zu meinem Unglücke die Thüre des Zimmers offen ließet, — eine Frau, die mit mir die Abende beim Weine hinbrächte, zu singen verstände, ein oder mehrere Instrumente spielte, und mich angenehm zu unterhalten wüßte, mit einem Worte, die bloß darauf dächte, mir zu gefallen und mich zu erheitern. Ich glaube sogar, daß sich meine Gleichgültigkeit in die höchste Anhänglichkeit an eine solche Person verwandeln und daß ich mit ihr sehr glücklich leben würde. Aber wo sollte ich eine Frau der Art, wie ich sie so eben geschildert habe, wohl in aller Welt finden können, außer in dem Palaste des Beherrschers der Gläubigen, oder im Hause des Großwesyrs Giafar, oder bei den mächtigsten Großen des Hofes, welche Gold und Silber genug haben, um sich dergleichen verschaffen zu können? [6]) Ich will mich also nur lieber an die Weinflasche halten; dieß ist ein Vergnügen, das mich wenig kostet, und das ich so gut haben kann, wie jene.« Bei diesen Worten ergriff er die Schale, schenkte sich Wein ein, und sagte zum Chalyfen: »Nehmet nur eure Schale, damit ich euch ebenfalls einschenken kann; wir wollen im Genuß eines so angenehmen Vergnügens nicht lässig sein.«

Als der Chalyf und Abu Hassan getrunken hatten, fuhr der erstere wieder fort: »Es ist doch recht Schade, daß ein so artiger Mann, wie ihr, der gegen die Liebe nicht

gleichgültig ist, ein so einsames und zurückgezogenes Leben führt.«

»Es ist für mich keine Aufopferung,« erwiederte Abu Hassan, »dieß ruhige Leben, welches ich, wie ihr sehet, führe, der Gesellschaft einer Frau vorzuziehen, die vielleicht nicht einmal schön genug wäre, um mir zu gefallen, und die außerdem durch ihre Fehler und ihre üble Laune mir tausend Verdrießlichkeiten verursachen könnte.«

Sie führten ihr Gespräch über diesen Gegenstand ziemlich weit, und als der Chalyf den Abu Hassan auf dem Punkt erblickte, wo er ihn wünschte, sagte er zu ihm: »Laß mich nur machen; da du den richtigen Geschmack hast, wie ihn alle rechtschaffene Männer haben, so will ich dir schon, was du wünschest, ausfindig machen, ohne daß es dir etwas kosten soll.« Zugleich nahm er die Weinflasche und Abu Hassan's Schale, in welche er sehr geschickt zwei Finger voll von dem Pulver, das er sonst schon gebraucht hatte, hineinwarf, schenkte sie ihm bis oben voll, überreichte sie ihm und sagte: »Da nimm und trink im voraus auf die Gesundheit der Schönen, die das Glück deines Lebens vollenden soll; ich denke, du wirst zufrieden sein.«

Abu Hassan nahm lächelnd die Schale, schüttelte den Kopf, und sagte: »Nun aufs Gerathewohl, da du es denn einmal so willst! Ich möchte nicht gern gegen dich eine Unhöflichkeit begehen, noch auch einen so schätzbaren Gast, wie du bist, um einer solchen Kleinigkeit willen vor den Kopf stoßen. Ich will also auf die Gesundheit der Schönen trinken, die du mir verheißest, obwohl ich mit meinem Schicksale ganz zufrieden bin und auf dein Versprechen gar keine Hoffnung weiter gründe.«

Abu Hassan hatte kaum den vollen Becher getrunken, als auch schon eine tiefe Schläfrigkeit, wie die beiden vorigen male, seine Sinne umnebelte und dem Chalyfen Gelegenheit gab, über ihn ganz nach seinem Belieben zu verfügen. Dieser befahl daher sogleich dem Sklaven, den er mitgebracht hatte, Abu Hassan zu nehmen, und ihn nach dem Palaste zu tragen. Der Sklave hob ihn auf seine Schultern, und der Chalyf, der nicht die Absicht hatte, den Abu Hassan wie das erstemal zurückzuschicken, schloß beim Weggehen die Thüre des Zimmers zu.

Der Sklave ging mit seiner Bürde hinter ihm her, und als der Chalyf im Palast angekommen war, ließ er den Abu Hassan auf ein Sofa im vierten Saale legen, aus welchem er ihn vor einem Monat im tiefsten Schlafe hatte in seine Wohnung zurücktragen lassen. Ehe man ihn da ruhig fortschlummern ließ, befahl er, daß man ihm wieder dasselbe Kleid anziehen sollte, welches er damals als angeblicher Chalyf getragen hatte. Sodann befahl er, daß jeder schlafen gehen sollte, und dem Aufseher und der Dienerschaft des Innern des Palastes, den Sängerinnen und allen den Mädchen, welche sich damals im Saal befunden, als er das letzte Glas Wein mit dem Schlaftrunke zu sich genommen, trug er auf, den andern Tag ganz früh bei seinem Erwachen unfehlbar gegenwärtig zu sein, und schärfte noch einem jeden ein, seine Rolle gut zu spielen.

Der Chalyf legte sich jetzt auch zu Bette, nachdem er an Mesrur hatte melden lassen, daß er ihn etwas früher wecken möchte, ehe noch die andern in den Saal träten.

Mesrur unterließ nicht, den Chalyfen pünktlich zu der Stunde zu wecken, die er ihm bezeichnet hatte. Dieser ließ

sich schnell ankleiden, und begab sich in den Saal, wo Abu Hassan noch schlief. Er traf da die Verschnittenen, die Diener des innern Palasts, die Frauen und die Sängerinnen bereits an der Thüre stehend und auf seine Ankunft wartend. Nachdem er ihnen ganz kurz angedeutet, welches eigentlich seine Absicht sei, ging er hinein und setzte sich in das dichtvergitterte Kabinet. Mesrur, die Palastdienerschaft, die Frauen und die Sängerinnen traten nach ihm hinein und reiheten sich um das Sofa, auf welchem Abu Hassan lag, doch so, daß der Chalyf dadurch nicht verhindert wurde, ihn zu sehen und alle seine Handlungen zu beobachten.

Nachdem alles so angeordnet und die Wirkung des Schlafpulvers vorüber war, erwachte Abu Hassan, ohne die Augen aufzuschlagen, und warf etwas Schleim aus, welches wie das erste Mal in einem kleinen goldenen Becken aufgefangen wurde. In diesem Augenblick ließen die sieben Chöre von Sängerinnen ihre reizenden Stimmen zum Klange der Hoboen, Flöten und anderen Instrumente ertönen, und machten das angenehmste Konzert.

Das Erstaunen Abu Hassan's war außerordentlich, als er eine so harmonische Musik hörte. Er schlug die Augen auf, und sein Erstaunen verdoppelte sich, als er die Frauen und Hofdiener bemerkte, welche um ihn her standen und die er zu kennen glaubte. Der Saal, worin er sich befand, schien ganz der nämliche zu sein, den er in seinem früheren Traume gesehen hatte, auch fand er ihn ganz eben so erleuchtet, ausmeublirt und verziert.

Das Konzert hörte auf, damit der Chalyf auf die ganze Haltung seines Gastfreundes und auf alles, was er etwa in der Ueberraschung sagen möchte, aufmerksam sein konnte.

Die Frauen, Mesrur und alle Diener der inneren Gemächer beobachteten das tiefste Stillschweigen und blieben ein jeder voll Ehrerbietung auf seinem Platze. »Ach!« rief Abu Hassan, indem er sich in die Finger biß, mit lauter Stimme, daß es der Chalyf hören konnte, »da bin ich schon wieder in denselben Traum und in dieselbe Täuschung, wie vor einem Monat, verfallen. Jetzt kann ich mich nur wieder auf die Schläge mit dem Ochsenziemer, auf das Narrenhaus und auf den eisernen Käfig gefaßt halten. »Allmächtiger Gott,« fügte er hinzu, »ich übergebe mich in die Hände deiner göttlichen Vorsehung! Es war ein höchst unredlicher Mann, den ich gestern Abend in meinem Hause aufnahm und der mir wiederum diese Täuschung und die davon zu erwartenden Unannehmlichkeiten zugezogen hat. Dieser Treulose und Verräther hatte mir mit einem Eidschwure versprochen, daß er beim Weggehen die Thüre meines Gemachs zuschließen wollte; aber er hat es nicht gethan, und so ist denn der Teufel hereingedrungen, der mir jetzo den Kopf ganz zerrüttet durch diesen verwünschten Traum von einem Beherrscher der Gläubigen und durch so viele andere Hirngespinste, womit er meine Augen verblendet und bezaubert. Gott mache dich zu Schanden, Satan, und möchte doch ein großer Berg von Steinen auf dich geschüttet werden!«

Dreihundert und sechste Nacht.

Nach diesen Worten schloß Abu Hassan wieder die Augen und blieb ganz in sich gekehrt und in der größten Verwirrung des Geistes. Einen Augenblick nachher schlug er

sie wieder auf, und warf sie links und rechts auf alle die Gegenstände, die sich seinem Blicke darboten. »Großer Gott!« rief er noch einmal, obwohl mit geringerem Erstaunen und lächelnd aus; »ich übergebe mich ganz in die Hände deiner Vorsehung, beschütze mich vor den Anfechtungen des Satans!« Dann schloß er wieder die Augen und fuhr fort: »Ich weiß schon, was ich thun werde; ich will schlafen, bis der Satan mich verläßt und wieder dahin fährt, woher er gekommen ist, und sollte ich auch bis zum Mittage so liegen bleiben müssen.«

Man ließ ihm indeß nicht Zeit, um, wie er es sich vorgenommen, wieder einzuschlafen. Herzensnahrung [7]), so hieß nämlich eine von den Frauen, die er schon das erste Mal gesehen hatte, näherte sich ihm und sagte zu ihm ehrfurchtsvoll: »Beherrscher der Gläubigen, ich bitte Euer Majestät um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit nehme, euch zu erinnern, daß ihr doch ja nicht wieder einschlafen, sondern wo möglich erwachen und aufstehen möchtet, weil der Tag schon anzubrechen beginnt.« — »Hebe dich weg, Satan!« erwiederte Abu Hassan, als er diese Stimme vernahm. Dann sah er das Mädchen an und sagte: »Nennst du mich Beherrscher der Gläubigen? Du verkennst mich gewiß.«

»Ich gebe Euer Majestät,« antwortete das Mädchen, »diesen Titel, der euch gebührt, als dem erhabenen Gebieter aller Moslemin, dessen niedrigste Sklavinn ich bin und mit dem ich zu reden mich unterstehe. Euer Majestät will sich vielleicht einen Scherz machen,« fügte sie hinzu, »und sich stellen, als vergäße sie sich selber; wofern es nicht etwa die Folge irgend eines bösen Traumes ist. Allein, wenn ihr

nur die Augen öffnen wollt, werden die Wolken, die eure Einbildungskraft vielleicht trüben, verschwinden, und ihr werdet sehen, daß ihr in eurem Palast, und von euren Dienern und Sklaven umgeben seid, die bereit sind, euch die gewöhnlichen Dienste zu erzeigen. Uebrigens darf Euer Majestät sich nicht darüber wundern, daß sie sich in diesem Saale und nicht in ihrem Bette befindet. Ihr schlieft nämlich gestern so plötzlich ein, daß wir euch nicht erst wecken und in euer Schlafgemach bringen wollten, sondern wir begnügten uns damit, euch ganz bequem auf dieses Sofa hinzulegen.«

Das Mädchen sagte Abu Hassan noch vieles andere, das ihm wahrscheinlich vorkam, so daß er sich endlich aufsetzte. Er schlug die Augen auf, und erkannte sowohl sie, die sprechende, als auch die schöne Perlenstrauß und alle die andern Schönen, die er bereits gesehen hatte. Nun näherten sie sich ihm sämmtlich, und die schöne Herzensnahrung nahm wieder das Wort und sagte: »Beherrscher der Gläubigen und Stellvertreter des Propheten auf Erden! Euer Majestät wird es nicht ungnädig aufnehmen, wenn wir euch aufmerksam machen, daß es Zeit zum Aufstehen ist; schon bricht der Tag an.«

»Was seid ihr doch für wunderliche und zudringliche Leute,« erwiederte Abu Hassan, indem er sich die Augen rieb, »ich bin nicht der Beherrscher der Gläubigen, ich bin Abu Hassan, ich weiß es recht gut, und ihr werdet mir nie das Gegentheil einreden.« — »Wir kennen den Abu Hassan gar nicht, von welchem Euer Majestät redet,« antwortete Herzensnahrung, »wir wollen ihn auch gar nicht erst kennen lernen. Wir erkennen Euer Majestät für den

Beherrscher der Gläubigen, und ihr werdet uns niemals überreden können, daß ihr es nicht seid.«

Abu Hassan warf seine Augen nach allen Seiten hin, und war ganz entzückt, sich in demselben Saale wieder zu sehen, worin er sich früher bereits befunden hatte; aber er schrieb dieß alles wieder einem Traume zu, wie der war, den er schon früher gehabt, und dessen schlimme Folgen er fürchtete. »Gott sei mir gnädig!« rief er mit emporgehobenen Augen und Händen aus, gleich einem Menschen, der nicht weiß, wo er ist; »ich gebe mich ganz in deine Hand! Nach dem allen, was ich da sehe, kann ich nicht mehr daran zweifeln, daß der Teufel, der in mein Gemach gedrungen ist, mich besitzt und meine Phantasie mit diesen Traumgesichten beunruhigt.« Der Chalyf, der ihn betrachtete und alle seine Ausrufungen hörte, fing so herzlich an zu lachen, daß er Mühe hatte, den lauten Ausbruch desselben zu unterdrücken.

Abu Hassan hatte sich indeß wieder gelegt und die Augen geschlossen. Sogleich sagte Herzensnahrung zu ihm: »Beherrscher der Gläubigen! Da Euer Majestät, obwohl wir, unserer Pflicht gemäß, sie benachrichtigt haben, daß es Tag ist, noch nicht aufsteht, und da es durchaus nöthig ist, daß ihr den Regierungsgeschäften oblieget, so werden wir uns der Erlaubniß bedienen, die ihr uns für Fälle der Art ertheilt habt.« Zugleich faßte sie ihn bei dem einen Arm, und rief die andern Mädchen herbei, die ihn aus dem Bette heben halfen und ihn, so zu sagen, bis in die Mitte des Saales trugen, wo sie ihn dann hinsetzten. Hierauf faßten sie sich bei den Händen, und tanzten und hüpften um ihn herum, beim Klange aller Instrumente und Hand-

trommeln, die man über seinem Kopfe und vor seinen Ohren erschallen ließ.

Abu Hassan befand sich in einer unbeschreiblichen Verlegenheit. »Sollte ich wirklich Chalyf und Beherrscher der Gläubigen sein?« sagte er bei sich selbst. Endlich wollte er in der Ungewißheit, worin er sich befand, etwas sprechen; allein der laute Schall aller der Instrumente hinderte ihn, sich verständlich zu machen. Er gab also den Schönen Perlenstrauß und Morgenstern, die um ihn herum tanzend sich bei den Händen gefaßt hielten, einen Wink, daß er sprechen wollte. Sogleich ließen sie den Tanz und das Spiel der Instrumente einstellen, und näherten sich ihm. »Lüget ja nicht,« sagte er ganz offen zu ihnen, »und saget mir die Wahrheit, wer ich eigentlich bin.«

»Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte die schöne Morgenstern, »Euer Majestät will uns gewiß durch diese Frage bloß überraschen, als ob ihr nicht selber wüßtet, daß ihr der Beherrscher der Gläubigen seid, und der irdische Stellvertreter des Propheten Gottes, des Herrn beider Welten, sowohl der diesseitigen, worin wir leben, als auch der jenseitigen nach dem Tode. Wo nicht, so muß ein ganz besonderer Traum euch haben vergessen lassen, was ihr seid. Es kann dieß vielleicht nicht ganz ohne Grund sein, wenn man bedenkt, daß Euer Majestät diese Nacht länger, als gewöhnlich, geschlafen hat; gleichwohl, wenn ihr es mir erlauben wollet, so werde ich euch an alles erinnern, was ihr gestern den ganzen Tag gethan habt.« Sie erzählte ihm nun seinen Gang in die Rathsversammlung, die Bestrafung des Imam's und der vier Greise durch den Polizeirichter, die Schenkung von tausend Goldstücken, wel-

che durch den Großwesyr der Mutter eines gewissen Abu Hassan überbracht worden, ferner, was im Innern des Palastes vorgegangen, und bei den drei Mahlzeiten, die ihm in den drei Sälen vorgesetzt worden, bis zuletzt. »In diesem Saale,« fuhr sie fort, war es, wo Euer Majestät uns an ihrer Seite bei Tafel Platz nehmen ließ, und uns die Ehre erwies, unsern Gesang anzuhören und aus unsern Händen Wein anzunehmen, bis Euer Majestät auf die von meiner Vorgängerinn erzählte Weise einschlief. Seitdem habt ihr wider eure Gewohnheit ununterbrochen in einem tiefen Schlafe gelegen, bis diesen Augenblick, wo es schon Tag ist. Perlenstrauß nebst allen übrigen Sklavinnen und Dienern, die hier zugegen sind, werden dieß bestätigen. Möge daher Euer Majestät sich in den Stand setzen, das Gebet zu verrichten; denn es ist bereits Zeit dazu.«

»Gut, gut,« erwiederte Abu Hassan, indem er den Kopf schüttelte,« ihr würdet mich es zuletzt wohl noch überreden, wenn ich euch anhören wollte. Was mich indeß betrifft, so sage ich euch, daß ihr Thörinnen seid und euren Verstand verloren habt; was freilich sehr schade ist, da ihr so hübsche Mädchen seid. Ihr müßt wissen, daß ich, seitdem ich euch nicht gesehen, zu Hause gewesen bin, meine Mutter daselbst schlecht behandelt habe, darauf ins Narrenhaus geführt worden und darin wider meinen Willen länger als drei Wochen geblieben bin, während welcher der Aufseher des Hauses nicht unterlassen hat, mir täglich eine Tracht von funfzig Hieben mit dem Ochsenziemer geben zu lassen. Und ihr meint dennoch, daß dieß alles nur ein Traum gewesen sei? Ihr spottet meiner bloß.«

»Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Morgen-

stern, »wir alle, so viel unser hier sind, erbieten uns, bei allem, was euch irgend theuer ist, zu schwören, daß alles, was Euer Majestät da erzählt, bloß ein Traum ist. Seit gestern seid ihr nicht aus diesem Saale gekommen und ihr habt die ganze Nacht bis diesen Augenblick ohne Unterlaß geschlafen.«

Die Zuversichtlichkeit, womit das Mädchen betheuerte, daß alles, was sie ihm sagte, wahr wäre, und daß er gar nicht aus dem Saale herausgekommen, versetzte ihn nochmals in einen solchen Zustand, daß er nicht wußte, was er von sich und von dem, was er sah, glauben sollte. Er blieb eine Weile in Gedanken versenkt. »O Himmel,« sagte er bei sich selbst, »bin ich Abu Hassan? Bin ich Beherrscher der Gläubigen? Allmächtiger Gott, kläre meinen Verstand auf; laß mich die Wahrheit erkennen, damit ich weiß, woran ich mich halten soll.« Er entblößte hierauf seine Schultern, die von den empfangenen Schlägen noch ganz braun und blau waren, zeigte sie den Mädchen, und sagte: »Da sehet und urtheilet, ob solche Wunden einem im Traum oder im Schlafe kommen können. Ich meinerseits kann euch versichern, daß sie nur zu wirklich sind, und der Schmerz, den ich noch jetzt davon empfinde, ist mir ein sicherer Bürge, der mich nicht daran zweifeln läßt. Wenn dieß dennoch mir im Schlafe begegnet sein sollte, so wäre das die seltsamste und erstaunenswürdigste Sache von der Welt, und ich gestehe es, das übersteigt meine Begriffe.«

In der Ungewißheit, worin sich Abu Hassan hinsichtlich seines Zustandes befand, rief er einen von den Dienern des Chalyfen, die gerade in seiner Nähe standen, herbei, und sagte zu ihm: »Komm her und beiße mich ins Ohrläppchen,

damit ich daraus abnehmen kann, ob ich schlafe oder wache.« Der Diener näherte sich, faßte das Ohrläppchen mit den Zähnen, und kniff ihn so stark, daß Abu Hassan laut aufschrie.

Bei diesem Schrei spielten auf einmal wieder alle Instrumente, und die Mädchen und Diener des Hofes fingen an, um Abu Hassan herum so rauschend zu tanzen, zu singen und zu hüpfen, daß er in eine Art von Entzückung gerieth, die ihn zu tausend Thorheiten verleitete. Er fing an zu singen, wie die andern; er riß sich das Chalyfenkleid ab, das man ihm angelegt hatte, warf die Mütze zu Boden, die er auf dem Kopf hatte, und im bloßen Hemde und in Unterbeinkleidern sprang er ungestüm auf, warf sich zwischen zwei Mädchen, die er bei den Händen faßte, und fing an, mit einem so lebhaften Gebärdenspiel und mit so lustigen und possenhaften Verdrehungen des Leibes zu tanzen und zu springen, daß der Chalyf an dem Orte, wo er sich befand, sich nicht mehr halten konnte. Die plötzliche Lustigkeit Abu Hassan's brachte ihn zu einem so lauten Lachen, daß er ganz außer sich gerieth, und den Klang der Instrumente und Handtrommeln weit übertönte. Es dauerte lange, ehe er wieder zu sich kommen konnte, und es fehlte nicht viel, so hätte er Beschwerde davon empfunden. Endlich ermannte er sich, öffnete das Gitterfenster, streckte den Kopf hervor, und rief, noch immerfort lachend: »Abu Hassan, Abu Hassan, willst du denn, daß ich vor Lachen sterben soll?

Auf diesen Ruf des Chalyfen schwieg alles, und der Lärm hörte auf. Abu Hassan blieb gleich den übrigen stehen, und wandte sein Gesicht nach der Seite hin, wo die Stimme herkam. Er erkannte in dem Chalyfen den Kaufmann von Mussul. Dieß brachte ihn indeß nicht aus der

Fassung. Im Gegentheil sah er jetzt ein, daß er wach sei und daß alles, was ihm begegnet war, kein Traum, sondern Wirklichkeit war. Er ging also auf den Scherz des Chalyfen ein, sah ihn dreist an und rief: »Ah, da bist du ja wieder, mein guter Kaufmann von Mussul! Wie? du beklagst dich, daſt du wegen meiner dich zu Tode lachen müßtest, du, der du allein schuld bist an der schlechten Behandlung, die ich meiner Mutter angethan, und an jener, die ich während meines langen Aufenthalts im Narrenhause erfahren, du, der den Imam der Moschee meines Stadtviertels und die vier Scheichs, meine Nachbaren, so sehr hat mishandeln lassen, — denn ich bin es nicht gewesen, sondern ich wasche meine Hände in Unschuld, — der du ferner mir so viele Leiden der Seele und so viele widrige Zufälle verursacht hast? Mit einem Worte, bist du nicht der angreifende Theil und ich der beleidigte?«

»Du hast Recht, Abu Hassan,« antwortete der Chalyf unter fortwährendem Lachen; »aber um dich für alle deine Leiden zu trösten und zu entschädigen, bin ich bereit, und nehme Gott dabei zum Zeugen, daß ich dir ganz nach deinem Belieben jede Genugthuung geben will, die du nur irgend verlangen kannst.«

Der Chalyf stieg nach diesen Worten aus dem Kabinet herab, und trat in den Saal. Hierauf ließ er eines seiner schönsten Kleider bringen und befahl den Mädchen, die Dienste von Kammerdienern zu verrichten und dieß Kleid Abu Hassan anzuziehen. Als sie ihn angekleidet hatten, umarmte ihn der Chalyf, und sagte zu ihm: »Du bist mein Bruder; verlange von mir alles, was dir nur irgend Vergnügen machen kann, ich werde dir es gewähren.«

»Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte Abu Hassan, »ich bitte Euer Majestät um die Gnade, mir mitzutheilen, was ihr gethan habt, um mir meinen Kopf so zu verwirren, und welches eure Absicht dabei gewesen ist. Daran liegt mir gegenwärtig mehr, als an allem anderen, um meinen Verstand wieder in die gewohnte Ordnung zu bringen.«

Der Chalyf war so gütig, ihm dieß zu gewähren. »Erstlich mußt du nur wissen,« begann der Chalyf, daß ich mich sehr oft verkleide, besonders während der Nachtzeit, um persönlich nachzusehen, ob auch wohl in der Stadt Bagdad alles in beßter Ordnung ist; und da ich ferner auch gern wissen möchte, was in der Umgegend vorgeht, so habe ich mir einen Tag festgesetzt, und zwar den Ersten eines jeden Monats, um außer der Stadt, bald auf dieser, bald auf jener Seite, die Runde zu machen, und ich kehre dann jedesmal über die Brücke zurück. An dem Abende, wo du mich zur Abendmahlzeit in dein Haus einludest, kam ich gerade von einem solchen Spaziergange zurück. In unserer Unterhaltung äußertest du, dein einziger Wunsch wäre, bloß auf vier und zwanzig Stunden einmal Chalyf und Beherrscher der Gläubigen zu sein, um den Imam der Moschee deines Stadtviertels und die vier Scheichs, seine Rathgeber, zur Vernunft bringen zu können. Dein Wunsch schien mir sehr dazu geeignet, mir eine angenehme Belustigung zu verschaffen, und mir fiel sogleich ein Mittel ein, dir ihn zu erfüllen. Ich hatte etwas von dem Pulver bei mir, das einen in dem Augenblick, wo man es eingenommen, sogleich in einen festen Schlaf versenkt, von welchem man erst nach Ablauf einer gewissen Frist wieder erwacht. Ich warf, ohne daß du es bemerktest, etwas davon in die letzte Schale

Wein, die ich dir überreichte, und du trankst es. Augenblicklich befiel dich der Schlaf, und ich ließ dich durch meinen Sklaven aufheben, und nach meinem Palaste tragen, indem ich beim Weggehen die Thüre deines Gemachs offen ließ. Ich darf dir wohl nicht erst sagen, was in meinem Palaste, bei deinem Erwachen, und den ganzen Tag hindurch, mit dir vorging, bis am Abend, nach vollendeter Mahlzeit, eine meiner Sklavinnen, die dir aufwartete, auf meinen Befehl wieder etwas von dem Pulver in das letzte Glas, das sie dir reichte, hineinwarf, und du es trankst. Sogleich fielst du in einen tiefen Schlaf, und ich ließ dich durch denselben Sklaven, der dich hergetragen hatte, wieder in deine Wohnung zurücktragen, mit dem Befehle, daß er beim Weggehen die Thüre deines Zimmers offen lassen möchte. Was dir den Tag darauf und die folgenden Tage begegnet ist, hast du mir selber erzählt. Ich hatte nicht gedacht, daß du so viel deshalb leiden würdest, als du bei dieser Gelegenheit wirklich gelitten hast; allein, wie ich dir bereits mein Wort darauf gegeben habe, ich werde alles mögliche thun, um dich zu trösten, und dich alle Leiden vergessen zu lassen. Ueberlege nun wohl, wodurch ich dir irgend eine Freude machen kann, und verlange dreist, was du dir wünschest.«

»Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Abu Hassan, »wie groß auch immer die Leiden gewesen sein mögen, die ich ausgestanden, so sind sie doch in dem Augenblick aus meinem Gedächtnisse vertilgt, wo ich erfahre, daß sie mir von Seiten meines erhabenen Herrn und Gebieters veranlaßt sind. Was übrigens das großmüthige und gütige Anerbieten Euer Majestät anbetrifft, so zweifle ich nicht im mindesten an der Unwiderruflichkeit eures Wortes; allein,

da der Eigennutz nie über mich irgend eine Gewalt gehabt hat, so wage ich, da ihr mir diese Freiheit gestattet, bloß um die Gnade zu bitten, daß ich stäts Zutritt zu eurer Person haben, und mein ganzes Leben hindurch Bewunderer eurer Größe sein darf.«

Dreihundert und siebente Nacht.

Dieser letztere Beweis von Abu Hassans Uneigennützigkeit gewann ihm vollends die Hochachtung des Chalyfen. »Ich weiß dir vielen Dank für deine Bitte,« sagte der Chalyf zu ihm; »ich gewähre sie dir, nebst dem freien Eintritt in meinen Palast zu jeder Stunde, wo ich mich auch immer gerade befinden mag.« Zugleich wies er ihm eine Wohnung in dem Palast an. In Hinsicht auf seine künftige Besoldung sagte er ihm, daß er nichts mit seinen Schatzmeistern, sondern bloß mit ihm persönlich zu thun haben sollte, und er ließ ihm auf der Stelle durch den Aufseher seines Privatschatzes einen Beutel mit tausend Goldstücken auszahlen. Abu Hassan stattete dafür dem Chalyfen seinen ehrerbietigsten Dank ab; worauf ihn dieser verließ, um sich, seiner Gewohnheit nach, in die Rathsversammlung zu begeben.

Abu Hassan benutzte diese Zeit, um aufs schleunigste seine Mutter von allem, was vorgefallen war, zu unterrichten, und ihr sein großes Glück zu melden.

Er zeigte ihr, daß alles, was ihm begegnet war, kein Traum, sondern daß er wirklich Chalyf gewesen, und einen ganzen Tag lang die Geschäfte desselben verrichtet und die

demselben gebührenden Ehrenbezeigungen genossen, und daß sie daran nicht mehr zweifeln dürfte, da der Chalyf selber ihn persönlich dessen versichert hätte.

Die Nachricht von dem Glück Abu Hassans verbreitete sich sehr bald in ganz Bagdad, in die benachbarten Provinzen, und selbst bis in die entferntesten, nebst allen den seltsamen und ergötzlichen Einzelheiten, die dabei im Spiele gewesen waren.

Die neue Gunst, zu welcher Abu Hassan emporgestiegen, machte, daß er sehr häufig bei dem Chalyfen war. Da er von Natur sehr heiterer Laune war, und durch seine Einfälle und Scherze überall, wo er war, die Freude weckte, so konnte der Chalyf fast gar nicht gut ohne ihn sein, und machte sich nie ein Vergnügen, wozu er ihn nicht eingeladen hätte. Er nahm ihn sogar bisweilen zu seiner Gemahlinn Sobeïde mit, welcher er seine Geschichte erzählt, und die sie sehr ergötzlich gefunden hatte. Sobeïde sah ihn sehr gern; indeß bemerkte sie jedesmal, wenn er den Chalyfen zu ihr begleitete, daß er seine Augen unverwandt auf eine ihrer Sklavinnen, Namens Nushatulawadat [8]) richtete. Sie beschloß, dem Chalyfen darüber einen Wink zu geben. »Beherrscher der Gläubigen,« sagte die Fürstinn eines Tages zu dem Chalyfen, »ihr habt es vielleicht nicht so bemerkt, wie ich, daß jedesmal, wenn Abu Hassan euch hieher begleitet, seine Augen unverwendet auf Nushatulawadat ruhen, und daß sie jedesmal darüber roth wird. Ihr zweifelt gewiß nicht, daß dieß ein sicheres Zeichen sei, daß sie ihm nicht gram ist, und wenn ihr mir hierin beipflichten wollt, so werden wir zwischen beiden eine Heirat stiften können.«

»Meine Gemahlinn,« erwiederte der Chalyf, »ihr er-

innert mich an etwas, das ich längst schon gethan haben sollte. Ich kenne den Geschmack Abu Hassans im Punkte des Heiratens, und zwar aus seinem eigenen Munde, und ich habe ihm versprochen, ihm eine Frau zu verschaffen, womit er alle Ursache haben solle, zufrieden zu sein. Ich bin sehr froh, daß ihr mir das gesagt habt, und ich begreife nicht, wie mir die Sache so ganz entfallen konnte. Allein es ist besser, daß Abu Hassan seiner Neigung gefolgt ist, und selbst gewählt hat. Uebrigens müssen wir, damit Nushatulawadat nicht etwa ihm wieder abgeneigt werde, mit dieser Verbindung nicht lange zögern. Doch, da sind sie ja beide; es fehlt jetzt bloß, daß sie ihre Einwilligung dazu geben.«

Abu Hassan warf sich zu den Füßen des Chalyfen und Sobeïdens, um ihnen an den Tag zu legen, wie sehr er ihre Güte gegen ihn anerkenne. »Ich kann,« fuhr er fort, indem er aufstand, »niemals eine Gattinn aus besseren Händen empfangen; allein ich darf nicht hoffen, daß Nushatulawadat mir eben so gern ihre Hand geben wird, als ich ihr die meinige anzubieten bereit bin.« Bei diesen Worten sah er die schöne Sklavinn der Fürstin an, die ihrerseits durch ihr ehrerbietiges Schweigen und durch das Erröthen ihres Gesichts hinlänglich an den Tag legte, wie sehr sie geneigt wäre, dem Willen des Chalyfen und ihrer Gebieterinn Sobeïde zu willfahren.

Die Heirat kam zu Stande, und die Hochzeit wurde in dem Palaste mit den größten Lustbarkeiten begangen, die mehrere Tage lang währten. Sobeïde machte ihrer Sklavinn, dem Chalyfen zu Gefallen, sehr reiche Geschenke, und der Chalyf handelte seinerseits, aus Rücksicht auf Sobeïde, eben so freigebig gegen Abu Hassan.

Die Neuvermählte wurde nach der Wohnung geführt, welche der Chalyf ihrem Manne Abu Hassan, der sie mit Ungeduld erwartete, angewiesen hatte. Er empfing sie beim Klange aller Instrumente und der Chöre der Sänger und Sängerinnen des Palastes, welche die Luft mit der Harmonie ihrer Stimmen und ihres Tonspiels erfüllten.

Mehrere Tage verstrichen unter Festen und Lustbarkeiten, die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sind, worauf man die Neuvermählten dem ungestörten Genuß ihrer Liebe überließ. Abu Hassan und seine junge Gattinn waren gegenseitig von einander bezaubert. Sie lebten in einer so vollkommenen Eintracht, daß sie, mit Ausnahme der Zeit, wo sie dem Chalyfen und der Fürstinn Sobeïde ihre Aufwartung machten, stäts bei einander waren, und sich nie einen Augenblick verließen. Freilich besaß aber auch Nushatulawadat alle Eigenschaften einer Frau, welche Abu Hassan Liebe und Zuneigung einzuflößen vermochte, da sie, wie er gegen den Chalyfen gewünscht hatte, ihm bei Tafel die Spitze zu bieten im Stande war. Bei solchen Eigenschaften konnte es nicht fehlen, daß sie ihre Zeit mit einander sehr angenehm hinbrachten. Auch war ihre Tafel jedesmal mit den köstlichsten und leckerhaftesten Speisen besetzt, die ihnen ein Speisewirth sorgfältig bereitete und lieferte, und der Schenktisch stäts mit den auserlesensten Weinen versehen, und so eingerichtet, daß er ihnen beiden sehr bequem zur Hand war. So genossen sie denn da eines traulichen Beisammenseins und unterhielten sich mit tausend heiteren Scherzen. Besonders war die Abendmahlzeit dem Vergnügen gewidmet. Sie ließen sich da bloß seltene Früchte, Kuchen und Mandelgebackenes vorsetzen, und bei jedem Becher

Wein, den sie tranken, ermunterten sie sich gegenseitig durch neue Lieder, die oft aus dem Stegereife auf die Gegenstände ihres Gespräches gedichtet waren. Bisweilen wurden diese Lieder auch mit der Laute oder mit irgend einem anderen Instrument begleitet, welches sie beide zu spielen verstanden.

Abu Hassan und Nushatulawadat verlebten so eine ziemlich lange Zeit unter guten Malzeiten und Vergnügungen. Um die Ausgaben für ihre Mundküche hatten sie sich nie gekümmert, und der Speisewirth, den sie dafür gewählt hatten, hatte alle Vorschüsse gemacht. Es war billig, daß er endlich etwas Geld in die Hände bekam, und er überreichte ihnen zu diesem Zweck eine Berechnung alles dessen, was er ihnen vorgeschossen hatte. Die Summe war, wie sich ergab, sehr bedeutend. Dazu kamen nun noch die Ausgaben für die beiderseitigen Hochzeitkleider, von den reichsten Stoffen und für das kostbare Geschmeide der Neuvermählten. Die Summe ward so ungeheuer groß befunden, daß sie nur zu spät bemerkten, von dem ganzen Gelde, welches sie bei Gelegenheit ihrer Vermählung von dem Chalyfen und von Sobeïde zum Geschenk erhalten, bliebe ihnen gerade nur so viel übrig, um diese Vorschüsse decken zu können. Dieß brachte sie denn zu sehr ernsthaften Betrachtungen über das Vergangene, die indeß der gegenwärtigen Verlegenheit nicht abhalfen. Abu Hassan war der Meinung, den Speisewirth zu bezahlen, und seiner Frauen Ansicht stimmte damit überein. Sie ließen ihn also kommen, und bezahlten ihm alles, was sie ihm schuldig waren, ohne die mindeste Verlegenheit darüber zu verrathen, was sie nach dieser geleisteten Zahlung beginnen sollten.

Der Speisewirth entfernte sich, sehr vergnügt darüber, daß er seine Bezahlung in schönen blanken Goldstücken — man sah keine andere Münze im Palast des Chalyfen — erhalten hatten; Abu Hassan und Nushatulawadat dagegen waren es nicht im geringsten, daß sie in ihrem Geldbeutel bis auf den Boden sahen. Sie blieben in tiefes Schweigen versenkt, mit niedergeschlagenen Augen, und in der höchsten Verlegenheit über die Lage, worein sie sich gleich im ersten Jahr ihrer Ehe versetzt sahen.

Dreihundert und achte Nacht.

Abu Hassan erinnerte sich recht wohl, daß der Chalyf, als er ihn in den Palast aufnahm, ihm versprochen hatte, er wollte es ihm an nichts fehlen lassen. Allein, wenn er überlegte, in wie kurzer Zeit er die Schenkungen seiner freigebigen Hand vergeudet, so hatte er einerseits nicht Lust zu bitten, andererseits wollte er sich nicht der Schande aussetzen, dem Chalyfen den schlechten Gebrauch, den er von seinen Gaben gemacht und das Bedürfnis, neue Gaben anzunehmen, an den Tag zu legen. Sein Erbtheil hatte er übrigens von dem Augenblick an, wo ihn der Chalyf in seine Umgebung aufgenommen hatte, seiner Mutter überlassen, und er war weit entfernt, zu dem Geldbeutel derselben seine Zuflucht zu nehmen, wodurch er zu erkennen gegeben hatte, daß er wieder in dasselbe unordentliche Leben verfallen s[illegible] wie nach dem Tode seines Vaters.

Nushatulawadat, welche die Geschenke Sobeïdens, und die Freiheit, die sie ihr bei ihrer Vermählung ertheilt hatte,

hatte, als eine mehr als hinreichende Belohnung für ihre Dienste und Anhänglichkeit betrachtete, glaubte ihrerseits ebenfalls kein Recht zu haben, sie noch um irgend etwas zu bitten.

Endlich unterbrach Abu Hassan dieß Schweigen, sah Nushatulawadat mit aufgeheiterter Miene an, und sagte zu ihr: »Ich sehe wohl, daß du in derselben Verlegenheit bist, wie ich, und daß du nachsinnest, was wir in einer so traurigen Lage, wie diese, wo uns auf einmal, ohne daß wir es vorhergesehen, das Geld ausgeht, für einen Entschluß fassen sollen. Ich weiß zwar nicht, was du für eine Ansicht hast; allein ich für mein Theil bin der Meinung, es komme, wie es wolle, in unserer täglichen Ausgabe auch nicht die mindeste Einschränkung zu treffen, und ich glaube, daß du deinerseits mir darin nicht entgegen sein wirst. Es kömmt hiebei bloß darauf an, uns die Mittel dazu zu verschaffen, ohne uns etwas zu vergeben und den Chalyfen oder Sobeïden irgend ansprechen zu dürfen; und ich glaube, einen Weg gefunden zu haben. Allein wir müssen dabei uns beide gegenseitig unterstützen.«

Diese Aeußerung Abu Hassan's gefiel Nushatulawadat gar sehr, und sie schöpfte daraus einige Hoffnung. »Ich war nicht minder, als du,« sagte sie zu ihm, »mit diesem Gedanken beschäftigt, und wenn ich nichts äußerte, so war es bloß darum, weil ich kein Auskunftsmittel sah. Ich muß gestehen, die Eröffnung, die du mir so eben gethan hast, macht mir die größte Freude von der Welt; allein, da du ein Mittel gefunden zu haben versicherst, wozu du meiner Hülfe bedarfst, so darfst du nur sagen, was ich thun

soll, und du wirst sehen, wie gut ich mich dazu anstellen werde.«

»Ich hatte es wohl erwartet,« erwiederte Abu Hassan, »daß du dieser Sache, die dich eben so nahe angeht, als mich, dich nicht entziehen würdest. Das Mittel, welches ich mir ausgesonnen habe, um zu bewirken, daß es uns in dieser gegenwärtigen Verlegenheit, wenigstens einige Zeit hindurch, nicht an Gelde fehle, ist folgendes. Es beruht nämlich auf einem kleinen Betruge, den wir beide — ich gegen den Chalyfen, du gegen Sobeïde — spielen müssen, und der, wie ich gewiß überzeugt bin, sie belustigen und für uns nicht ohne Vortheil sein wird. Dieser Betrug besteht darin, daß wir alle beide sterben.«

»Daß wir alle beide sterben?« unterbach ihn Nushatulawadat. »Stirb, wenn du Lust hast, ganz allein; was mich betrifft, so bin ich des Lebens gar nicht überdrüssig, und mag auch nicht, nimm mir es nicht übel, so gar bald sterben. Wenn du mir kein anderes Mittel vorzuschlagen hast, als dieses, so magst du es nur selber anwenden, denn ich versichere dich, daß ich mich nicht damit befassen will.«

»Du bist eine Frau,« antwortete Abu Hassan, »das heißt, eine Person von erstaunlicher Lebhaftigkeit und Uebereilung, und lässest mir kaum Zeit, mich zu erklären. Höre mich nur einen Augenblick mit Geduld an, und du wirst sehen, daß du wohl selber gern den Tod wirst sterben wollen den ich sterben will. Du kannst dir wohl denken, daß ich hier nicht einen wirklichen, sondern bloß einen Scheintod meine.«

»Ah, sehr schön!« unterbrach ihn wiederum Nushatulawadat; »wenn es hier bloß auf einen Scheintod ankömmt,

so bin ich gern dabei. Du kannst jetzt ganz auf mich rechnen, und du wirst Zeuge sein, mit welchem Eifer ich dich in dieser Art des Sterbens unterstützen werde; denn, um es dir offen zu gestehen, ich habe einen unüberwindlichen Widerwillen davor, jetzt augenblicklich auf die Art zu sterben, wie ich es vorhin verstand.«

»Nun gut!« erwiederte Abu Hassan; »du sollst schon damit zufrieden sein. Ich meine die Sache so. Ich werde mich todt stellen, und du wirst ein Leichentuch nehmen, und mich ganz so bestatten, als ob ich es wirklich wäre. Du wirst mich nach dem herkömmlichen Brauch in die Mitte des Zimmers legen, mit dem Turban auf dem Gesicht, und die Füße nach Mekka hingekehrt, ganz so, als ob ich auf den Begräbnisplatz hinausgetragen werden sollte [9]). Sobald alles so angeordnet ist, so fang an zu weinen, das übliche Klagegeschrei zu erheben, deine Kleider zu zerreißen, und dir die Haare auszuraufen, oder stelle dich wenigstens so, als thätest du es, und geh dann ganz in Thränen und mit fliegenden Haaren zu Sobeïde'n. Die Fürstinn wird nach der Ursache deiner Thränen fragen, und sobald du es ihr unter Schluchzen entdeckt hast, so wird sie dich gewiß beklagen, und dir eine Summe Geldes zu den Kosten meines Begräbnisses, und ein Stück Brokat, theils zum Leichentuche für mich, theils zum Kleide für dich, an die Stelle des zerrissenen schenken. Sobald du nun mit diesem Gelde und dem Stück Brokat zurückgekehrt bist, werde ich von meinem Lager in der Mitte des Zimmers aufstehen, und du wirst dich an meine Stelle hinlegen, und dich todt stellen. Ich werde dich dann als Leiche ankleiden, und hierauf meinerseits zum Chalyfen hingehen, um bei ihm dieselbe Rolle zu

spielen, die du bei Sobeïden gespielt hast, und ich darf wohl hoffen, daß der Chalyf gegen mich nicht minder freigebig sein wird, als es Sobeïde gegen dich gewesen ist.«

Nachdem Abu Hassan seine Ansicht über den von ihm entworfenen Plan auseinander gesetzt hatte, erwiederte sogleich Nushatulawadat: »Ich glaube, daß diese Täuschung sehr belustigend sein wird, und ich müßte mich sehr irren, wenn der Chalyf und Sobeïde uns nicht dafür Dank wissen sollten. Es kömmt jetzt bloß darauf an, die Sache gut auszuführen. Was mich betrifft, so laß mich nur machen; ich werde mich meiner Rolle zum wenigsten eben so gut entledigen, als ich es von dir erwarte, und zwar mit um so mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit, je größer der Vortheil ist, den ich und du davon einärnten müssen. Laß uns daher keine Zeit verlieren. Während ich das Leichentuch nehme, entkleide dich bis aufs Hemde und die Unterbeinkleider; ich verstehe es so gut, wie irgend einer, jemand als Leiche anzukleiden.«

Dreihundert und neunte Nacht.

Abu Hassan säumte nicht, das zu thun, was ihm Nushatulawadat gesagt hatte. Er streckte sich rücklings die Länge lang auf das Leichentuch hin, welches mitten im Zimmer auf den Fußteppich hingebreitet war, kreuzte die Beine, und ließ sich so einhüllen, daß es schien, als dürfte man ihn bloß noch auf die Todtenbahre legen und zur Beerdigung forttragen. Seine Frau kehrte seine Füße nach Mekka hin, bedeckte ihm das Gesicht mit einem sehr feinen Musselin-

Schleier, und legte ihm seinen Turban oben darüber, doch so, daß er frei athmen konnte. Hierauf legte sie ihren Kopfputz ab, und mit Thränen in den Augen und mit aufgelöstem und fliegenden Haare, welches sie sich unter lautem Geschrei scheinbar ausraufte, schlug sie sich auf Wangen und Brust, und gab alle übrigen Zeichen eines heftigen Schmerzes von sich. In diesem Aufzuge eilte sie fort, und flog über den sehr geräumigen Hof des Palastes, um sich nach den Zimmern der Fürstinn Sobeïde zu begeben.

Nushatulawadat stieß ein so durchdringendes Geschrei aus, daß Sobeïde es auf ihrem Zimmer hören konnte. Sie befahl ihren Sklavinnen, die um sie waren, nachzusehen, woher denn dieß Wehklagen und dieß Schreien käme. Diese eilten schnell an die Fenstergitter, und meldeten Sobeïden, es wäre Nushatulawadat, die ganz in Thränen sich näherte. Die Fürstinn, voll Ungeduld, zu wissen, was ihr begegnet wäre, stand sogleich auf, und ging ihr bis an die Thür ihres Vorzimmers entgegen.

Nushatulawadat spielte hier ihre Rolle ganz vortrefflich. Sobald sie Sobeïden erblickte, welche selber den Thürvorhang ihres Vorzimmers geöffnet in der Hand hielt, und sie erwartete, verdoppelte sie ihr Geschrei und ihre Schritte, raufte sich mit den Händen die Haare aus, schlug sich heftiger an Brust und Wangen, und warf sich ihr sodann zu Füßen, und benetzte dieselben mit Thränen.

Sobeïde, die ganz überrascht war, ihre Sklavinn in so tiefer Betrübnis zu erblicken, fragte sie, was es denn gäbe, und welcher Unfall ihr begegnet wäre?

Anstatt zu antworten, fuhr die fälschlich Betrübte noch einige Zeit zu schluchzen fort, indem sie sich scheinbar Ge-

walt anthat, es zu unterdrücken. »Ach, meine theure Gebieterinn,« rief sie endlich, immer noch von Schluchzen unterbrochen, aus; »welches größere und traurigere Unglück konnte mir begegnen, als das, welches mich jetzt nöthigt, mich in meiner höchst traurigen Lage zu den Füßen Euer Majestät zu werfen? Gott verlängere eure Tage, meine verehrungswürdigste Fürstinn, bei der vollkommensten Gesundheit, und schenke euch noch lange und glückliche Jahre! Abu Hassan, der arme Abu Hassan, den ihr mit eurer Gnade beehrtet, den ihr und der Beherrscher der Gläubigen mir zum Ehegatten gabet, ist nicht mehr!«

Bei diesen letzten Worten verdoppelte Nushatulawadat ihre Thränen und ihr Schluchzen, und warf sich noch einmal zu den Füßen der Fürstinn. Sobeïde erschrak über diese Nachricht außerordentlich. »Also Abu Hassan ist todt?« rief sie aus; »dieser so gesunde, so angenehme und unterhaltende Mann? In der That, ich hätte es nicht erwartet, so schnell den Tod eines solchen Mannes vernehmen zu müssen, der ein längeres Leben verhieß, und es so sehr verdient hatte.« Sie konnte sich nicht enthalten, ihrem Schmerze durch Thränen Luft zu machen. Ihre Sklavinnen, die sie begleiteten, und mehrmals an den Scherzen Abu Hassans theilgenommen hatten, wenn er zu den vertraulichen Unterhaltungen Sobeïdens und des Chalyfen zugelassen worden war, legten ebenfalls durch ihre Thränen ihren Antheil und ihr Bedauern über seinen Verlust an den Tag.

Sobeïde, ihre Sklavinnen und Nushatulawadat weinten eine ganze Weile lang über diesen Todesfall. Endlich unterbrach die Fürstinn Sobeïde das Schweigen, und rief, zu der angeblichen Wittwe gewendet, aus: »Du Böse,

vielleicht bist du selber die Ursache seines Todes! Du hast ihm vielleicht durch deine üble Laune so viel Verdruß gemacht, daß du ihn endlich dadurch bis ans Grab gebracht hast.«

Nushatulawadat schien über den Vorwurf, den Sobeïde ihr machte, sehr gekränkt. »Ach, Euer Majestät,« rief sie aus, »ich glaube euch nie, während der ganzen Zeit, wo ich eure Sklavinn zu sein das Glück hatte, Anlaß gegeben zu haben zu einer so unvortheilhaften Meinung über mein Betragen gegen einen so geliebten Gatten. Ich würde mich für die unglückseligste aller Frauen halten, wenn ihr dieß glaubtet. Ich habe Abu Hassan so unaussprechlich lieb gehabt, als eine Frau ihren Mann, den sie leidenschaftlich anbetet, nur irgend haben kann, und ich kann sagen, daß ich für ihn alle die Zärtlichkeit empfunden habe, die seine zuvorkommende Gefälligkeit, womit er mir seine zärtliche Liebe an den Tag legte, nur irgend verdiente. Ich bin überzeugt, wenn er noch lebte, so würde er mich vor Euer Majestät deshalb vollkommen rechtfertigen; aber, ach!« fuhr sie mit einem neuen Strome von Thränen fort, »seine Stunde ist gekommen, und dieß ist die einzige Ursache seines Todes.«

Sobeïde hatte wirklich stäts an ihrer Sklavinn eine immer gleiche Laune, eine unveränderliche Sanftheit, eine große Folgsamkeit, und einen Eifer in allen ihren Dienstleistungen bemerkt, welcher anzeigte, daß sie mehr aus Neigung, als aus Pflichtzwang handelte. Daher nahm sie keinen Anstand, ihr aufs Wort zu glauben, und befahl ihrer Schatzmeisterinn, aus ihrem Schatze einen Beutel mit hundert Goldstücken und ein Stück Brokat zu holen.

Die Schatzmeisterinn kam bald mit dem Beutel und dem Stück Brokat zurück, und händigte es, auf Sobeïdens Befehl, Nushatulawadat ein.

Diese warf sich, beim Empfange dieses schönen Geschenks, zu den Füßen der Fürstinn, und sagte ihr den ehrerbietigsten Dank, indem sie über den glücklichen Erfolg innerlich sehr vergnügt war. »Geh,« sagte Sobeïde zu ihr, »laß aus dem Stück Brokat ein Leichentuch über die Bahre deines Mannes machen, und verwende das Geld dazu, ihm ein ehrenvolles und seiner würdiges Leichenbegängnis zu veranstalten. Sodann mäßige deine Betrübnis; ich werde für dich sorgen.«

Nushatulawadat war kaum aus den Augen Sobeïdens, als sie auch schon ihre Thränen freudig abtrocknete, und eiligst zurückkehrte, um Abu Hassan von dem Gelingen ihrer Rolle Bericht abzustatten.

Als sie in ihr Zimmer trat, lachte sie laut auf, als sie Abu Hassan noch in derselben Lage antraf, in der sie ihn verlassen hatte, das heißt, mitten im Zimmer im Sterbekleide. »Steh auf,« sagte sie lachend zu ihm, »und sieh hier die Früchte meiner Lüge gegen Sobeïde. Wir werden heute noch nicht Hungers sterben.«

Abu Hassan stand schnell auf, und freute sich sehr nebst seiner Frau über den Anblick des Geldbeutels und des Stückes Brokat.

Nushatulawadat war über das glückliche Gelingen der Täuschung, die sie an der Fürstinn begangen hatte, so vergnügt, daß sie ihre Freude nicht zurückhalten konnte. »Das ist noch nicht genug,« sagte sie lachend zu ihrem Manne; jetzt werde ich meinerseits ebenfalls die Todte spielen, und

zusehen, ob du auch so geschickt sein wirst, eben so viel vom Chalyfen zu bekommen.«

»Daran erkenne ich recht den Charakter der Frauen,« erwiederte Abu Hassan; »man hat wohl recht, wenn man sagt, daß sie beständig die Eitelkeit haben, zu glauben, daß sie mehr als die Männer vermögen, obwohl sie meist nur auf Eingeben derselben etwas Gutes leisten. Das wäre schön, wenn ich nicht wenigstens eben so viel, als du, bei dem Chalyfen ausrichten sollte, ich, der ich der Erfinder dieses Betruges bin! Doch, wir wollen nicht die Zeit mit unnützen Reden verlieren. Spiele du die Todte, wie ich, und du wirst sehen, ob ich nicht dasselbe Glück haben werde.«

Abu Hassan zog seine Frau als Leiche an, legte sie auf dieselbe Stelle, wo er gelegen hatte, kehrte ihre Füße nach Mekka hin, und ging ganz verstört, mit verkehrt aufgesetztem Turban, wie ein Mensch, der in der höchsten Betrübnis ist, aus dem Zimmer. In diesem Zustande begab er sich nach den Zimmern des Chalyfen, der so eben mit dem Großwesyr Giafar und mit andern Wesyren, auf die er großes Vertrauen setzte, eine geheime Berathung hielt. Er zeigte sich an der Thüre, und der Thürsteher, welcher wußte, daß er freien Zutritt hatte, öffnete sie ihm. Er trat also hinein, das Schnupftuch mit einer Hand vor die Augen haltend, um die verstellten Thränen zu verbergen, die er reichlich fließen ließ, während er sich mit der andern Hand heftig vor die Brust schlug, unter Ausrufungen, die das Uebermaß des höchsten Schmerzes ausdrückten.

Dreihundert und zehnte Nacht.

Der Chalyf, welcher gewohnt war, Abu Hassan ståts mit einer heiteren Miene, welche nur Frohsinn erweckte, zu erblicken, war sehr überrascht, als er ihn in einem so traurigen Zustande vor sich sah. Er unterbrach die Aufmerksamkeit, womit er das in der Berathung verhandelte anhörte, und fragte ihn um die Ursache seines Schmerzes.

»Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Abu Hassan unter Schluchzen und wiederholtem Seufzen, »es hätte mir kein größeres Unglück begegnen können, als das ist, welches gegenwärtig meine Betrübnis veranlaßt. Gott lasse Euer Majestät noch lange auf dem Throne leben, den ihr so glorreich ausfüllt! Nushatulawadat, die ihr mir gnädigst zur Ehe gegeben habt, um meine noch übrigen Tage mit ihr zu verleben, ach!« — —

Bei diesem Ausrufe stellte sich Abu Hassan, als wäre sein Herz so beklommen, daß er nicht weiter sprechen könnte, und brach in Thränen aus.

Der Chalyf, welcher merkte, daß Abu Hassan ihm den Tod seiner Frau zu melden kam, schien darüber außerordentlich gerührt zu sein. »Gott sei ihrer Seele barmherzig!« sagte er mit einer Miene, welche sein Bedauern deutlich verrieth. »Sie war eine gute Sklavinn, und wir, Sobeïde und ich, gaben sie dir, um dich zu erfreuen; sie hätte es verdient, noch länger zu leben.« Thränen flossen hierauf aus seinen Augen, und er mußte sein Schnupftuch nehmen, um sie zu trocknen.

Der Schmerz Abu Hassans und des Chalyfen Thränen erweckten die des Großwesyrs Giafar und der übrigen

Wesyre. Sie beweinten sämmtlich den Tod der Nushatulawadat, die ihrerseits in der höchsten Ungeduld schwebte, zu erfahren, in wiefern es Abu Hassan geglückt wäre.

Uebrigens hatte der Chalyf denselben Gedanken, den seine Frau gehabt, und bildete sich ein, daß er vielleicht die Ursache ihres Todes gewesen wäre. »Unglücklicher,« sagte er daher zu ihm, im Tone des Unwillens, »warst du es nicht, der deiner Frau durch seine schlechte Behandlung den Tod zuzog? Ach, ich zweifle daran fast nicht. Du hättest wenigstens auf meine Gemahlinn Sobeïde einige Rücksicht nehmen sollen, die sie mehr liebte, als alle ihre übrige Sklavinnen, und die aus Güte sich ihrer beraubte, um sie dir zu überlassen.«

»Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Abu Hassan, indem er sich stellte, als weinte er noch bitterer, als zuvor, »kann Euer Majestät auch nur einen Augenblick den Gedanken hegen, daß Abu Hassan, den ihr mit Gnadenbezeigungen und Wohlthaten überhäuft, und dem ihr Ehrenbezeigungen erwiesen habt, die er kaum zu hoffen gewagt, einer solchen Undankbarkeit fähig sein sollte? Ich liebte meine Gattinn Nushatulawadat sowohl um deswillen, als auch um ihrer vielen andern liebenswürdigen Eigenschaften willen, welche bewirkten, daß ich für sie stäts alle die Anhänglichkeit, Zärtlichkeit und Liebe empfand, die sie verdiente. Allein, Herr,« fuhr er fort, »sie hat nun einmal sterben sollen, und Gott hat nicht gewollt, daß ich ein solches Glück, das ich durch die Güte Euer Majestät und eurer Gemahlinn Sobeïde besaß, länger genießen sollte.«

Mit einem Worte, Abu Hassan wußte durch alle mögliche Zeichen einer wirklichen Betrübnis so gut den Schmerz

zu erheucheln, daß der Chalyf, der übrigens nie gehört hatte, daß sie mit einander übel gelebt hätten, allem dem, was er sagte, Glauben beimaß, und nicht mehr an seiner Aufrichtigkeit zweifelte. Der Schatzmeister des Palastes war eben zugegen, und der Chalyf befahl ihm, nach dem Schatze zu gehen, und Abu Hassan einen Beutel mit hundert Goldstücken nebst einem Stück Brokat zu reichen. Abu Hassan warf sich sogleich zu den Füßen des Chalyfen, um ihm seine Erkenntlichkeit und Dankbarkeit für das Geschenk an den Tag zu legen. »Folge meinem Schatzmeister,« sagte der Chalyf zu ihm; »das Stück Brokat soll für die Todte zum Leichentuche, und das Geld dazu, um ihr ein würdiges Leichenbegängnis zu veranstalten. Ich erwarte gewis, daß du ihr diesen letzten Beweis deiner Liebe nicht versagen wirst.«

Abu Hassan beantwortete diese verbindlichen Worte des Chalyfen durch eine tiefe Verneigung, und entfernte sich. Er folgte dem Schatzmeister, und sobald dieser ihm den Beutel und das Stück Brokat eingehändigt hatte, kehrte er nach Hause zurück, zufrieden und in sich vergnügt darüber, daß er so schnell und so leicht ein Mittel gefunden hatte, um der Verlegenheit, worin er sich befand, und die ihm so viel Unruhe gemacht, abzuhelfen.

Nushatulawadat, die des langen Zwanges schon ganz müde war, wartete blos, bis Abu Hassan ihr sagen würde, sie sollte ihre traurige Lage wieder verlassen. Sobald sie daher die Thür öffnen hörte, lief sie ihm entgegen, und fragte ihn: »Nun, hat der Chalyf sich eben so leicht täuschen lassen, als Sobeïde?«

»Du siehst,« antwortete Abu Hassan scherzend, indem er ihr den Beutel und das Stück Brokat zeigte, »daß ich

es nicht minder gut verstehe, den Betrübten um den Tod einer Frau, der ganz wohl ist, zu spielen, als du die Trauernde um den Tod eines Mannes, der noch ganz frisch und gesund ist.«

Indeß zweifelte Abu Hassan, daß diese doppelte Täuschung ohne Folgen bleiben würde. Daher gab er seiner Frau vorläufig einen Wink über alles, was etwa vorfallen könnte, um mit ihr desto besser im Einverständnisse handeln zu können. »Je besser es uns gelingt,« fügte er hinzu, »den Chalyfen und Sobeïden in eine Art von Verlegenheit zu setzen, desto mehr Vergnügen werden sie am Ende darüber empfinden, und vielleicht werden sie uns ihre Zufriedenheit darüber durch neue Beweise ihrer Freigebigkeit bezeigen.« Diese letzte Rücksicht ermunterte sie mehr, als irgend eine andere, die Verstellung so weit als möglich zu treiben.

Dreihundert und elfte Nacht.

Obwohl es in der gegenwärtigen Sitzung noch mehreres anzuordnen und zu berathen gab, so stand dennoch bald nach Abu Hassans Weggange der Chalyf, voll Ungeduld, zu Sobeïde hinzugehen und ihr seinen Beileidsbesuch wegen des Todes ihrer Sklavinn abzustatten, von seinem Sitze auf, und verschob die weitere Berathung auf den folgenden Tag. Der Großwesyr und die übrigen Wesyre nahmen Abschied von ihm, und entfernten sich.

Sobald sie weggegangen waren, sagte der Chalyf zu Mesrur, dem Oberhaupte der Verschnittenen seines Palastes, der von seiner Person fast unzertrennlich war, und außer=

dem an allen seinen Berathungen Theil hatte: »Folge mir, und bezeige gleich mir, der Fürstinn deine Theilnahme über den Tod ihrer Sklavinn.«

Sie gingen nun mit einander zu den Zimmern Sobeïdens. Als der Chalyf an der Thür war, öffnete er den Thürvorhang, und sah die Fürstinn in der tiefsten Betrübnis, und die Augen voll Thränen, auf dem Sofa sitzen.

Der Chalyf trat hinein, näherte sich ihr, und sagte: »Meine Gemahlinn, ich darf euch wohl nicht erst sagen, wie großen Antheil ich an eurer Betrübnis nehme, da euch nicht unbekannt ist, wie sehr ich alles das mitfühle, was euch Schmerz oder Freude verursacht; aber wir sind alle sterblich, und müssen Gott das Leben, das er uns verliehen hat, zurückgeben, sobald er es verlangt. Nushatulawadat, eure treue Sklavinn, besaß in der That Eigenschaften, die sie eurer Achtung würdig machten, und ich billige es sehr, daß ihr noch nach ihrem Tode ihr Beweise davon gebt. Ueberlegt indeß, daß euer Schmerz ihr das Leben nicht wiedergibt. Darum, meine Gemahlinn, wenn ihr mir glaubet und mich liebt, werdet ihr euch über diesen Verlust trösten, und mehr Sorge für ein Leben tragen, das, wie ihr wißt, mir unendlich theuer ist, und das ganze Glück des meinigen ausmacht.«

Wenn die Fürstinn auch von den zärtlichen Gesinnungen, wovon der Besuch des Chalyfen begleitet war, sehr entzückt wurde, so war sie doch übrigens außerordentlich überrascht, den Tod der Nushatulawadat zu vernehmen, worauf sie sich gar nicht gefaßt gemacht hatte. Diese Nachricht versetzte sie in ein solches Staunen, daß sie lange Zeit nichts zu antworten vermochte. Ihre Ueberraschung ward

dadurch noch verdoppelt, daß diese Nachricht zugleich der so eben vernommenen ganz entgegengesetzt war, und sie wurde völlig sprachlos. Endlich faßte sie sich wieder, und sagte mit einer Miene und mit einem Tone, die noch ganz ihr Befremden verriethen: »Beherrscher der Gläubigen, ich fühle die zärtlichen Gesinnungen, die ihr mir an den Tag leget, sehr tief; aber erlaubet mir, euch zu sagen, daß ich die Nachricht, die ihr mir von dem Tode meiner Sklavinn gegeben, nicht begreife, da sie sich vollkommen wohl und gesund befindet. Gott bewahre euch und mich, o Herr! Wenn ihr mich betrübt sehet, so ist es bloß wegen des Todes ihres Mannes Abu Hassan, eures Lieblings, den ich eben so sehr um der Achtung willen, die ihr für ihn hegtet, hochschätzte, als auch deswegen, weil ihr so gütig waret, ihn mit mir bekannt zu machen, und weil er mich bisweilen sehr angenehm unterhalten hat. Allein, Herr, die Theilnahmlosigkeit, die ich an euch in Betreff seines Todes bemerke, und euer gänzliches Vergessen des Mannes, den ihr sonst immer so gern um euch hattet, setzen mich in Staunen und Ueberraschung. Und diese eure Theilnahmlosigkeit wird um so mehr in die Augen fallend durch die Art und Weise, wie ihr mich davon ablenken wollt, indem ihr mir den Tod meiner Sklavinn statt des seinigen anmeldet.«

Der Chalyf, welcher von dem Tode der Sklavinn vollkommen unterrichtet zu sein glaubte, und der nach dem, was er gesehen und gehört, auch wohl Ursache dazu hatte, fing an zu lachen und mit den Achseln zu zucken, als er Sobeïden so reden hörte. »Mesrur,« sagte er, indem er sich nach ihm umdrehte und ihn anredete, »was sagst du zu der Rede meiner Gemahlinn? Ist es nicht wahr, daß

die Frauen bisweilen Geistesabwesenheiten haben, die man ihnen nur sehr schwer vergeben kann? Mit einem Worte, du hast es ja doch wohl so gut wie ich gesehen und gehört.« Hierauf wandte er sich wieder zu Sobeïden, und sagte zu ihr: »Meine Gemahlinn, vergießet keine Thräne mehr um den Tod Abu Hassans; er befindet sich ganz wohl. Beweinet vielmehr den Tod eurer lieben Sklavinn. Erst vor wenigen Momenten kam ihr Mann ganz in Thränen und in einer mitleiderweckenden Betrübnis in mein Zimmer, um mir den Tod seiner Frau zu melden. Ich habe ihm einen Beutel mit hundert Goldstücken und ein Stück Brokat geben lassen, zum Trost und zur Unterstützung bei der Leichenfeier der Verstorbenen. Mesrur hier ist von allem Augen- und Ohrenzeuge gewesen, und wird euch dasselbe sagen.«

Die Fürstinn hielt diese Aeußerungen des Chalyfen nicht für Ernst, sondern glaubte, er wollte ihr etwas weismachen. »Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte sie, »obwohl ihr sonst zu scherzen pfleget, so muß ich euch doch sagen, daß hier nicht der Ort dazu ist; was ich euch sage, ist mein völliger Ernst. Es ist hier nicht von dem Tode meiner Sklavinn die Rede, sondern von dem Tode ihres Mannes Abu Hassan, dessen Loos ich beklage, und den ihr mit mir beklagen müsset.«

»Und ich,« fuhr der Chalyf im tiefsten Ernste fort, »sage euch ohne Scherz, daß ihr euch täuschet, Nushatulawadat ist todt, und Abu Hassan lebend und gesund.«

Sobeïde fühlte sich durch die trockene Antwort des Chalyfen beleidigt. »Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte sie in einem lebhaften Tone, »Gott bewahre euch, daß ihr länger in diesem Irrthume verharret; ihr könntet sonst

in mir den Glauben erwecken, daß euer Geist nicht ganz in seiner gewohnten Fassung ist. Erlaubet mir, euch noch einmal zu wiederholen, daß Abu Hassan todt, und Nushatulawadat, meine Sklavinn, die Wittwe des Verstorbenen, lebend und gesund ist. Es ist noch nicht eine Stunde her, daß sie von hier weggegangen ist. Sie kam hier ganz trostlos und in einem Zustande, der allein schon im Stande gewesen wäre, mir Thränen zu entlocken, selbst wenn sie mir nicht unter Schluchzen die gerechte Ursache ihrer Betrübnis entdeckt hätte. Alle meine dienende Frauen haben mit mir darüber geweinnt, und sie können euch ein zuverlässiges Zeugnis hierüber ablegen. Diese werden euch auch sagen, daß ich ihr einen Beutel mit hundert Goldstücken und ein Stück Brokat zum Geschenke gemacht habe. Der Schmerz, den ihr beim Eintreten auf meinem Gesichte bemerktet, war eben so sehr durch den Tod ihres Mannes, als durch die Trostlosigkeit, worin ich sie sah, veranlaßt worden, und ich war, als ihr hereintratet, eben im Begriff, zu euch zu schicken, und euch mein Beileid bezeigen zu lassen.«

Bei diesen Worten Sobeïdens rief der Chalyf, laut auflachend: »Meine Gemahlinn, das ist denn doch eine seltsame Hartnäckigkeit! Und ich sage euch dagegen,« fuhr er in dem ernsthaftesten Tone weiter fort, »daß Nushatulawadat todt ist.« — »Nein, Herr,« erwiederte Sobeïde augenblicklich ganz ernsthaft, »ich sage euch, Abu Hassan ist todt. Ihr werdet nie bewirken können, daß ich das Gegentheil glaube.«

Dem Chalyfen stieg jetzt die Glut ins Gesicht. Er setzte sich ziemlich fern von der Fürstinn auf das Sofa, und sagte, zu Mesrur sich wendend: »Geh auf der Stelle und

sieh, wer von beiden gestorben ist, und melde mir dann unverzüglich, was an der Sache ist. Obwohl ich sehr versichert bin, daß es Nushatulawadat ist, welche gestorben, so will ich doch lieber diesen Weg einschlagen, als noch länger eine Sache behaupten, die mir so gut bekannt ist.«

Der Chalyf hatte kaum ausgesprochen, als Mesrur sich auch schon entfernt hatte. »Ihr werdet,« fuhr er zu Sobeïden gewendet fort, »augenblicklich sehen, wer von uns beiden Recht hat.«

»Was mich betrifft,« antwortete Sobeïde, »so weiß ich schon, daß das Recht auf meiner Seite ist, und ihr selber werdet sehen, daß, wie ich gesagt habe, Abu Hassan todt ist.«

»Und ich,« erwiederte der Chalyf, »bin dessen so gewiß, das es Nushatulawadat ist, daß ich bereit bin, mit euch zu wetten, um was ihr nur wollt, daß sie nicht mehr am Leben ist, und daß Abu Hassan sich ganz wohl befindet.«

»Denket ja nicht,« antwortete Sobeïde, »mich dadurch zu besiegen; ich nehme die Wette an. Ich bin von dem Tode Abu Hassans so gewiß überzeugt, daß ich gern das Liebste, was ich nur habe, gegen das, was ihr Lust habt, wie gering es auch an Werthe sein mag, verwetten will. Ihr wißt recht gut was ich besitze, und was ich, meinem Geschmacke zufolge, am liebsten habe; ihr dürft also nur wählen und vorschlagen, ich werde darauf eingehen, wie auch immer die Sache für mich ausschlagen mag.«

»Da es so weit gekommen ist,« sagte jetzt der Chalyf, »so wette ich meinen Lustgarten gegen euren Gemälde-Palast; eins ist wohl des andern werth.« — »Es kömmt hier gar nicht darauf an,« erwiederte Sobeïde, »ob euer Garten

mehr werth ist, als mein Palast, — wir sind darüber hinweg; — sondern es handelt sich hier bloß darum, daß ihr dasjenige, was euch unter allen meinen Besitzthümern am meisten gefällt, ausgewählt habet, als Gegeneinsatz gegen das, was ihr von eurer Seite wettet. Ich gehe also darauf ein, und die Wette steht fest. Gott sei mein Zeuge, ich werde nicht die erste sein, die ihr Wort zurücknimmt.« Der Chalyf that denselben Schwur, und so blieben sie, die Rückkehr Mesrurs erwartend.

Während der Chalyf und Sobeïde über den Tod Abu Hassans oder Nushatulawadats einen so lebhaften und hitzigen Wortwechsel hatten, war Abu Hassan, der ihren Streit über diesen Punkt vorausgesehen, sehr aufmerksam auf alles, was daraus irgend erfolgen könnte. Sobald er daher durch das Gitterfenster, welchem er im Gespräche mit seiner Frau gegenüber saß, Mesrur von fern erblickte, und ihn gerade auf seine Wohnung zukommen sah, merkte er sogleich, zu welchem Zweck er geschickt wäre. Er sagte also zu seiner Frau, sie möchte sich noch einmal todt stellen, wie sie es mit einander verabredet hätten, und dabei keine Zeit verlieren.

Dreihundert und zwölfte Nacht.

Der Augenblick war wirklich dringend, und alles, was Abu Hassan vor Mesrurs Ankunft thun konnte, war, seine Frau als Leiche anzuziehen, und das Stück Brokat, welches der Chalyf ihm geschenkt, über sie auszubreiten. Hierauf öffnete er die Thüre seiner Wohnung, und mit einem trau-

rigen und niedergeschlagenen Gesicht, und das Schnupftuch vor die Augen haltend, setzte er sich der angeblich Verstorbenen zu Häupten.

Kaum war er fertig, als auch schon Mesrur ins Zimmer trat. Das traurige Schauspiel, das sich ihm darbot, erregte in ihm eine geheime Freude, in Beziehung auf den vom Chalyfen erhaltenen Auftrag. Sobald Abu Hassan ihn bemerkte, ging er ihm entgegen, küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand, und sagte seufzend zu ihm: »Herr, ihr sehet mich in der größten Betrübnis, die mich nur je treffen konnte, durch den Tod meiner theuern Gattinn Nushatulawadat, die ihr mit eurer Güte beehrtet.«

Mesrur ward von diesen Reden gerührt, und es war ihm unmöglich, dem Andenken der Verstorbenen einige Thränen zu versagen. Er hob das Leichentuch in der Gegend des Kopfes etwas in die Höhe, um ihr ins Gesicht zu sehen, und ließ es dann wieder fallen, als er einen halben Blick darauf geworfen hatte, indem er mit einem tiefen Seufzer sagte: »Es gibt keinen andern Gott außer Gott! Wir müssen alle uns seinem Willen unterwerfen, und jede Kreatur muß zurückkehren zu ihm! [10]) Nushatulawadat, meine gute Schwester,« fügte er seufzend hinzu, »dein Lebensloos war von sehr kurzer Dauer! Gott lasse dir Barmherzigkeit widerfahren!« Hierauf wendete er sich wieder zu Abu Hassan, der in Thränen zerschmolz, und sagte zu ihm: »Nicht mit Unrecht behauptet man, die Frauen haben bisweilen Geistesabwesenheiten, die kaum verzeihlich sind. Sobeïde, meine gute Gebieterinn, befindet sich in diesem Falle. Sie geruhte gegen den Chalyfen zu behaupten, du wärest gestorben, und nicht deine Frau; und was auch immer der

Chalyf dagegen sagen mochte, um sie vom Gegentheile zu überzeugen, selbst seine ernsthaftesten Versicherungen, alles war fruchtlos. Er hat sogar mich zum Zeugen aufgerufen, um ihr die Wahrheit dieser Sache zu bestätigen, da ich, wie du weißt, zugegen war, als du kamst und ihm die betrübende Nachricht brachtest; aber alles hat nichts geholfen. Es kam zu gegenseitigen hartnäckigen Behauptungen, die kein Ende genommen hätten, wenn nicht der Chalyf, um Sobeïden zu überzeugen, auf den Einfall gekommen wäre, mich zu dir zu schicken, um sich noch einmal von der Wahrheit der Sache zu unterrichten. Allein ich fürchte sehr, daß auch dieß nichts fruchten wird; denn, von welcher Seite man auch immer heut zu Tage den Frauen beizukommen suchen mag, um ihnen irgend etwas begreiflich zu machen, sie haben eine unüberwindliche Hartnäckigkeit, sobald sie einmal von der entgegengesetzten Ansicht eingenommen sind.«

»Gott erhalte den Beherrscher der Gläubigen stäts im Besitz und im besten Gebrauche seines seltenen Verstandes!« erwiederte Abu Hassan, die Augen immer noch voll Thränen, und beständig vom Schluchzen unterbrochen. »Ihr sehet, wie die Sache steht, und daß ich Seine Majestät hierin nicht hintergangen habe. Wollte Gott,« rief er ferner, um die Verstellung noch weiter zu treiben, »daß ich nicht Ursache gehabt hätte, ihm eine so traurige und niederschlagende Nachricht zu hinterbringen! Ach,« fuhr er fort, »ich kann den unersetzlichen Verlust, den ich erlitten habe, nicht mit Worten beschreiben!« — »Dieß ist freilich wahr,« antwortete Mesrur, »und ich kann dich versichern, daß ich vielen Antheil an deiner Betrübnis nehme; indeß mußt du dich dennoch trösten und dich nicht so ganz deinem Schmerz über-

lassen. Ich verlasse dich jetzt, obwohl höchst ungern, um zu dem Chalyfen zurückzukehren; aber ich bitte mir es als Gefälligkeit aus,« fuhr er fort, »daß du die Leiche nicht eher forttragen lassest, als bis ich wiedergekommen bin, denn ich möchte gern ihrer Beerdigung beiwohnen und sie mit meinem Gebete begleiten.«

Mesrur war bereits aus dem Zimmer fortgegangen, um von seiner Botschaft Bericht abzustatten, als Abu Hassan, der ihn bis an die Hausthüre begleitete, ihm zu erkennen gab, er verdiente die Ehre gar nicht, die er ihm erzeigen wollte. Aus Besorgnis, Mesrur möchte augenblicklich wieder zurückkehren, verfolgte er ihn eine Weile mit den Augen, und als er ihn weit genug entfernt sah, kehrte er in seine Wohnung zurück, befreite Nushatulawadat von allen ihren Hüllen, und sagte zu ihr: »Da ist schon wieder eine neue Scene gespielt, aber ich denke, es wird keinesweges die letzte sein; besonders wird die Fürstinn Sobeïde es gewiß nicht bei dem Berichte Mesrurs bewenden lassen, sondern im Gegentheile sich darüber lustig machen; auch hat sie zu gute Gründe für sich, als daß sie ihm glauben sollte. Wir müssen uns daher auf einen neuen Auftritt gefaßt machen.« Während dieser Reden Abu Hassans hatte Nushatulawadat Zeit genug, ihre Kleider wieder anzulegen; worauf sie beide sich dem Gitterfenster gegenüber aufs Sofa setzten, um alles zu beobachten, was draußen etwa vorging.

Unterdessen kam Mesrur zu Sobeïden. Er trat lächelnd in ihr Gemach und schlug in die Hände, wie ein Mensch, der etwas sehr angenehmes zu melden hätte.

Der Chalyf war natürlich sehr ungeduldig und wollte sogleich über diese Sache Aufschluß haben. Uebrigens war

er durch das Mistrauen Sobeïdens empfindlich gekränkt, weshalb er, sobald er Mesrur erblickte, ausrief: »Böser Sklave, es ist jetzt nicht Zeit zu lachen. Du sagst kein Wort? Sprich frei heraus; wer ist todt, der Mann oder die Frau?«

»Beherrscher der Gläubigen,« erwiederte sogleich Mesrur in ernsthaftem Tone, »Nushatulawadat ist todt, und Abu Hassan ist darüber noch immer so betrübt, wie damals, als er vor Euer Majestät erschien.«

Ohne ihm Zeit zu lassen, weiter fortzusprechen, unterbrach ihn der Chalyf, indem er laut lachend rief: »Gute Nachricht! noch vor einem Augenblicke besaß deine Gebieterinn Sobeïde den Gemälde-Palast; jetzt gehört er mir. Sie hat ihn, als du fortgegangen warest, gegen meinen Lustgarten verwettet. Daher konntest du mir kein größeres Vergnügen machen, als dieses; ich werde dich dafür auch belohnen. Doch lassen wir das. Erzähle mir jetzt Punkt für Punkt, was du gesehen hast.«

»Beherrscher der Gläubigen,« fuhr Mesrur fort, »als ich in Abu Hassans Wohnung anlangte, trat ich in sein Zimmer, welches offen war. Ich fand ihn noch immer sehr betrübt, und den Tod seiner Frau Nushatulawadat beweinend. Er saß zu Häupten der Verstorbenen, welche mitten im Zimmer lag, mit den Füßen nach Mekka hingewendet, und mit dem Stücke Brokat bedeckt, welches Euer Majestät so eben dem Abu Hassan geschenkt hat. Nachdem ich ihm meine Theilnahme an seiner Betrübnis bezeigt hatte, näherte ich mich, hob das Leichentuch in der Gegend des Kopfes in die Höhe, und erkannte Nushatulawadat, deren Gesicht schon ganz aufgedunsen und verändert war. Ich er-

mahnte Abu Hassan auf das beste, daß er sich trösten möchte, und sagte ihm beim Weggehen, daß ich mich bei der Beerdigung seiner Frau einfinden würde; zugleich bat ich ihn, er möchte mit Aufhebung der Leiche so lange warten, bis ich käme. Das ist alles, was ich Euer Majestät in Bezug auf den mir ertheilten Auftrag zu berichten im Stande bin.«

Als Mesrur seinen Bericht geendigt hatte, sagte der Chalyf herzlich lachend zu ihm: »Ich verlange nichts weiter von dir, und bin mit deiner Pünktlichkeit sehr zufrieden.« Hierauf wandte er sich zu Sobeïden, und sagte zu ihr: »Nun, meine Gemahlinn, hast du gegen eine so ausgemachte Wahrheit noch etwas einzuwenden? Glaubst du immer noch, daß Nushatulawadat am Leben und Abu Hassan todt ist, und gestehest du nicht ein, daß du die Wette verloren hast?«

Sobeïde wollte durchaus nicht zugeben, daß Mesrur die Wahrheit berichtet hätte. »Wie, Herr,« erwiederte sie, »ihr bildet euch also ein, daß ich es auf den Bericht dieses Sklaven werde ankommen lassen? Dieß ist ein unverschämter Mensch, der nicht weiß, was er spricht. Ich bin weder blind noch unsinnig; ich habe mit meinen eigenen Augen Nushatulawadat in ihrer größten Betrübnis gesehen, ich habe mit ihr selber geredet, und habe sehr deutlich gehört, was sie mir über den Tod ihres Mannes sagte.«

«Euer Majestät,« antwortete Mesrur, »ich schwöre euch bei eurem Leben und bei dem Leben des Beherrschers der Gläubigen, also bei dem, was mir am allertheuersten ist, daß Nushatulawadat todt und Abu Hassan am Leben ist.« — »Du lügst, elender und verächtlicher Sklave,« erwie-

derte Sobeïde ihm voll Zorn, »und ich will dich auf der Stelle beschämen.« Sogleich rief sie ihre dienenden Frauen, indem sie in die Hände klatschte. Sie traten augenblicklich in großer Anzahl herein. »Tretet näher,« sagte die Fürstinn zu ihnen, »und saget mir die Wahrheit. Wer war denn die Person, die kurz vor dem Eintritte des Beherrschers der Gläubigen hierher kam und mit mir redete?» Die Frauen antworteten sämmtlich es wäre die arme, betrübte Nushatulawadat gewesen. »Und du,« fuhr sie fort, indem sie sich an ihre Schatzmeisterinn wendete, »was habe ich dir denn befohlen, ihr beim Weggehen zu geben?» — »Euer Majestät,« erwiederte die Schatzmeisterinn, »ich habe Nushatulawadat auf euren Befehl einen Beutel mit hundert Goldstücken und ein Stück Brokat gegeben, welches sie mit sich genommen hat.« — »Nun, elender und unwürdiger Sklave,« sagte hierauf Sobeïde im höchsten Unwillen zü Mesrur, »was sagst du zu dem allen, was du da gehört hast? Wem, meinst du wohl, daß ich mehr glauben soll, etwa dir allein, oder meiner Schatzmeisterinn, meinen übrigen Frauen und mir selber?«

Mesrur unterließ nicht, diesen Aeußerungen der Fürstinn Gründe entgegen zu stellen; da er indeß sie noch mehr zu erbittern fürchtete, beschloß er innezuhalten, und schwieg sofort still, obwohl er allen den erhaltenen Beweisen zufolge überzeugt blieb, daß Nushatulawadat todt wäre, und nicht Abu Hassan.

Drei hundert und dreizehnte Nacht.

Während dieses Wortwechsels zwischen Sobeïden und Mesrur mußte der Chalyf, welcher die von beiden Seiten beigebrachten Beweise gesehen, und immer noch vom Gegentheil dessen, was die Fürstinn behauptete, überzeugt war, sowohl durch das, was er im Gespräche mit Abu Hassan selber gesehen, als durch das, was ihm Mesrur so eben gemeldet hatte, herzlich darüber lachen, daß Sobeïde gegen Mesrur so heftig erzürnt war. »Meine Gemahlinn,« sagte er zu ihr, »um es noch einmal zu wiederholen, ich weiß nicht, wer es gesagt hat, daß die Frauen bisweilen Geistesabwesenheiten haben; allein, nehmet mir es nicht übel, ihr zeiget selber, daß er keine größere Wahrheit sagen konnte, als diese ist. Mesrur kömmt in diesem Augenblick aus Abu Hassans Wohnung; er sagt euch, daß er mit seinen eigenen Augen Nushatulawadat in der Mitte des Zimmers todt daliegen und Abu Hassan lebend zu Häupten der Verstorbenen dasitzen gesehen hat: und ungeachtet seines Zeugnisses, das man vernünftiger Weise nicht verwerfen kann, wollt ihr es doch nicht glauben. Ich kann so etwas nicht begreifen!»

Ohne auf das zu hören, was der Chalyf ihr vorstellte, erwiederte Sobeïde: »Beherrscher der Gläubigen, verzeihet mir, wenn ich gegen euch Argwohn schöpfe. Ich sehe wohl, daß ihr mit Mesrur einverstanden seid, um mich zu kränken und meine Geduld auf die äußerste Probe zu stellen, und da ich merke, daß der von Mesrur an euch abgestattete Bericht etwas Verabredetes ist, so bitte ich mir es aus, daß ich ebenfalls von meiner Seite jemand in Abu Hassans Woh-

nung schicken darf, um zu erfahren ob ich mich irre oder nicht.

Der Chalyf genehmigte es, und die Fürstinn übertrug diese wichtige Sendung ihrer Amme. Dieß war eine schon sehr bejahrte Frau, die seit Sobeïdens Kindheit immer um sie gewesen, und die gegenwärtig nebst den übrigen Frauen gleichfalls da zugegen war. »Liebe Amme,« sagte sie zu ihr, »höre einmal! Geh du doch in die Wohnung Abu Hassans, oder vielmehr Nushatulawadats — denn Abu Hassan ist ja todt. Du siehst, was für einen Streit ich mit dem Beherrscher der Gläubigen und mit Mesrur habe, weiter darf ich dir nichts sagen. Verschaffe mir über dieß alles Aufschluß, und wenn du mir eine gute Nachricht bringest, so hast du ein schönes Geschenk zu erwarten. Geh recht schnell, und komm unverzüglich wieder.«

Die Amme entfernte sich, zur großen Freude des Chalyfen, dem es Vergnügen machte, Sobeïden in einer solchen Verlegenheit zu sehen. Mesrur dagegen, der sich sehr darüber kränkte, daß die Fürstinn so heftig gegen ihn erbittert war, suchte alles mögliche auf, um sie zu besänftigen, und zu bewirken, daß der Chalyf und Sobeïde gleich zufrieden mit ihm wären. Daher war es ihm sehr lieb, als er sah, daß Sobeïde sich entschloß, ihre Amme in die Wohnung Abu Hassans zu schicken, weil er überzeugt war, der Bericht, den sie abstatten würde, müßte unfehlbar mit dem seinigen übereinstimmen, und dazu dienen, ihn zu rechtfertigen, und ihn wieder in die vorige Gunst zu setzen.

Unterdeß hatte Abu Hassan, der beständig an seinem Gitterfenster stand, die Amme schon von ferne bemerkt und ahnte sogleich, daß dieß eine Sendung von Seiten Sobeï-

dens wäre. Er rief seiner Frau, und ohne über den zu fassenden Entschluß einen Augenblick zu zögern, sagte er zu ihr: »Da kömmt so eben die Amme der Fürstinn, um sich von der Wahrheit zu unterrichten; ich werde jetzt meinerseits mich noch einmal todt stellen.«

Alles wurde nun vorbereitet. Nushatulawadat zog den Abu Hassan schnell als Leiche an, breitete das Stück Brokat, welches Sobeïde ihr gegeben, über ihn hin, und legte ihm den Turban auf das Gesicht. Unterdeß hatte die Amme, voll Eifers, sich des erhaltenen Auftrags zu entledigen, sich mit ziemlich raschen Schritten genähert. Beim Eintritt in das Zimmer sah sie Nushatulawadat mit aufgelöstem Haar und ganz in Thränen zu Häupten Abu Hassans sitzen, indem sie sich an Brust und Wangen schlug und ein lautes Geschrei ausstieß.

Sie näherte sich der angeblichen Wittwe, und sagte zu ihr mit theilnehmender Miene: »Meine liebe Nushatulawadat, ich komme nicht hierher, um dich in deiner Trauer zu stören, oder dich zu hindern, einen Mann, der dich so zärtlich liebte, mit Thränen zu betrauern.« — »Ach, gute Mutter!« unterbrach sie ganz kläglich die angebliche Wittwe, »du siehest, wie groß mein Leid ist, und von welchem Unglück ich heute durch den Tod meines lieben Abu Hassans betroffen bin, den mir meine und deine Gebieterinn Sobeïde und der Beherrscher der Gläubigen zum Manne gegeben hatte. Abu Hassan, mein theurer Gatte,« rief sie noch einmal aus, »was habe ich dir gethan, daß du mich so bald verließest! Bin ich nicht stäts deinem Willen mehr gefolgt, als dem meinigen? Ach, was wird aus der armen Nushatulawadat werden?«

Die Amme war außerordentlich überrascht, das Gegentheil von dem zu erblicken, was das Oberhaupt der Verschnittenen dem Chalyfen gemeldet hatte. »Dieß schwarze Gesicht Mesrurs,« rief sie ganz laut mit emporgehobenen Händen aus, »verdiente wohl, daß Gott es dafür strafte, daß es durch eine so entsetzliche Lüge einen so heftigen Zwiespalt zwischen meiner guten Gebieterinn und dem Beherrscher der Gläubigen erregt hat. Ich muß dir nur, meine Tochter,« sagte sie hierauf zu Nushatulawadat, »die Bosheit und den Betrug dieses nichtswürdigen Mesrur entdecken, der mit einer unbegreiflichen Unverschämtheit gegen unsere gute Gebieterinn behauptet hat, du seiest todt, und Abu Hassan am Leben.«

»Ach meine gute Mutter,« rief Nushatulawadat aus, »wollte Gott, er hätte wahr gesprochen! Ich wäre dann nicht in der Betrübnis, in welcher du mich siehest, und ich würde nicht den Tod eines so lieben Gatten beweinen.« Bei diesen letzten Worten brach sie in Thränen aus, und bezeigte durch die Verdoppelung ihres Weinens und Klagens eine noch größere Trostlosigkeit.

Die Amme war von den Thränen Nushatulawadats gerührt. Sie setzte sich neben sie, weinte mit ihr, näherte sich ganz leise dem Kopfe Abu Hassans, hob ein wenig seinen Turban in die Höhe, und deckte ihm das Gesicht auf, um ihn zu erkennen. »Ach, armer Abu Hassan,« sagte sie dann, indem sie ihn alsbald wieder zudeckte, »ich bitte Gott, daß er dir Barmherzigkeit widerfahren lasse! Lebe wohl, meine Tochter,« sagte sie hierauf zu Nushatulawadat, »wenn ich dir länger Gesellschaft leisten könnte, so würde ich es herzlich gern thun, aber ich kann mich nicht länger aufhal-

ten. Meine Pflicht drängt mich unverzüglich fortzueilen, und unsere gute Gebieterinn von der betrübenden Unruhe zu befreien, worein dieser nichtswürdige Schwarze sie durch seine unverschämte Lüge versetzt hat, indem er ihr mit einem Schwure versicherte, du wärest todt.«

Kaum hatte die Amme Sobeïdens im Weggehen die Thüre geschlossen, als auch schon Nushatulawadat, welche wohl merkte, daß sie bei ihrer Eilfertigkeit nicht noch einmal umkehren würde, ihre Thränen trocknete, Abu Hassan aufs schnellste von seiner Umhüllung befreite, und mit ihm sodann ihren vorigen Platz auf dem Sofa, dem Gitterfenster gegenüber, einnahm, indem beide ganz ruhig das Ende dieses Betrugs abwarteten, und stäts bereit waren, sich aus dem Handel herauszuziehen, von welcher Seite her man sie auch immer zu fassen suchen würde.

Die Amme Sobeïdens hatte unterdeß auf ihrem Rückwege, ungeachtet ihres Alters, ihre Schritte noch mehr beschleunigt, als auf dem Hinwege. Die Freude, der Fürstinn eine gute Nachricht zu bringen, und mehr noch die Hoffnung auf eine gute Belohnung, beschleunigten ihre Rückkunft. Sie trat, fast außer Athem, in das Zimmer der Fürstinn, und indem sie ihr von ihrer Sendung Bericht abstattete, erzählte sie Sobeïden ganz unbefangen alles, was sie so eben gesehen hatte.

Sobeïde hörte den Bericht ihrer Amme mit lebhafter Freude an, und legte es auch deutlich an den Tag. Denn sobald diese zu Ende gesprochen hatte, sagte sie zur Amme mit einem Tone, der gewonnenes Spiel verkündigte: »Erzähle doch dasselbe dem Beherrscher der Gläubigen, der uns

als Unsinnige betrachtet, und der uns daneben gern überreden möchte, als hätten wir kein Gefühl für Religion und keine Furcht vor Gott mehr. Sage es ferner diesem bösen Schwarzen, der die Unverschämtheit besitzt, mir eine Sache ins Gesicht zu behaupten, die nicht ist, und die ich besser weiß, als er.«

Dreihundert und vierzehnte Nacht.

Mesrur, der erwartet hatte, daß die Sendung und der Bericht der Amme zu seinen Gunsten ausfallen würde, kränkte sich schwer darüber, daß alles so ganz zum Gegentheil ausgeschlagen war; außerdem schmerzte es ihn tief, daß Sobeïde um einer Thatsache willen, die er zuverlässiger als irgend ein anderer zu wissen vermeinte, gegen ihn so heftig erzürnt war. Es war ihm daher sehr angenehm, einen Anlaß zu haben, sich hierüber ganz offen gegen die Amme erklären zu können, und zwar weit lieber gegen sie, als gegen die Fürstinn, welcher er nicht zu widersprechen wagte, aus Furcht, die schuldige Ehrerbietung zu verletzen. »Zahnlose Alte,« sagte er ohne Schonung zur Amme, »du bist eine Lügnerinn; von alle dem, was du da sagst, ist nichts wahr; ich habe mit eigenen Augen Nushatulawadat als Leiche in der Mitte ihres Zimmers ausgestreckt gesehen.«

»Du bist selber ein Lügner, und zwar ein recht arger Lügner,« erwiederte die Amme in einem beleidigenden Tone, »daß du es wagst, eine solche Unwahrheit gegen mich zu behaupten, die ich so eben aus Abu Hassan's Wohnung

komme, den ich darin als Leiche ausgestreckt gesehen, — gegen mich, die ich so eben seine Frau lebend und gesund verlassen habe.«

»Ich bin kein Betrüger,« antwortete Mesrur, »sondern du vielmehr suchst uns in Irrthum zu versetzen.«

»Das ist doch eine entsetzliche Unverschämtheit,« erwiederte die Amme, »mich in Gegenwart beider Majestäten Lügen zu strafen, — mich, die ich so eben mit eigenen Augen die Wahrheit dessen gesehen habe, was ich hier behauptete.«

»Amme,« antwortete Mesrur noch einmal, »du würdest besser thun, wenn du gar nicht redetest; du faselst bloß abgeschmacktes Zeug.«

Sobeïde konnte diese Verletzung der Ehrerbietung nicht länger an Mesrur ertragen, der ohne Rücksicht ihre Amme in ihrer Gegenwart so ehrenrührig behandelte. Ohne daher ihrer Amme erst Zeit zu lassen, auf eine so abscheuliche Beschimpfung zu antworten, sagte sie zu dem Chalyfen: »Beherrscher der Gläubigen, ich verlange von euch Gerechtigkeit gegen diese Unverschämtheit, die eben so wenig auf euch, als auf mich Rücksicht nimmt.« Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, so sehr war sie von innerem Aerger ergriffen; ihre Thränen erstickten ihre übrigen Worte.

Der Chalyf, welcher diesen ganzen Steit angehört hatte, fand die Sache höchst verwickelt. Er mochte hin und her sinnen, er wußte nicht, was er von diesen Widersprüchen denken sollte. Andrerseits wußte die Fürstinn, so wohl als Mesrur, die Amme und die anwesenden Dienerinnen ebenfalls nicht, was sie von diesem Abenteuer denken sollten,

und schwiegen still. Endlich nahm der Chalyf das Wort. »Meine Gemahlinn,« sagte er, zu Sobeïden sich wendend, »ich sehe wohl, daß wir alle zusammen Lügner sind, zuerst ich, dann du, Mesrur, und du Amme; wenigstens scheint es nicht, als ob einer von uns glaubwürdiger sein sollte, als der andere. Wir wollen uns daher aufmachen, und selber an Ort und Stelle hingehen, um nachzusehen, auf wessen Seite die Wahrheit ist. Ich sehe kein anderes Mittel, um uns über diese Zweifel aufzuklären und unsere Gemüther zu beruhigen.«

Mit diesen Worten stand der Chalyf auf, die Fürstinn folgte, und Mesrur, der vor ihnen herging, um den Thürvorhang zu öffnen, sagte: »Beherrscher der Gläubigen, ich freue mich sehr, daß Euer Majestät diesen Entschluß gefaßt hat, und ich werde mich noch mehr freuen, wenn ich der Amme gezeigt habe, nicht, daß sie aberwitziges Zeug faselt — denn dieses Wort hat meiner guten Gebieterinn zu misfallen das Unglück gehabt — sondern, daß ihr Bericht nicht wahr gewesen ist.«

Die Amme blieb nicht die Antwort schuldig. »Schweig, du schwarzes Gesicht,« antwortete sie, »es gibt hier niemand, der aberwitziges Zeug faseln könnte, außer dir.«

Sobeïde, die gegen Mesrur aufs äußerste aufgebracht war, konnte es nicht leiden, daß er wieder auf ihre Amme schmähte, und nahm daher noch einmal für sie das Wort. »Boshafter Sklave,« sagte sie zu ihm, »was du auch immer sagen magst, ich behaupte dennoch, daß meine Amme die Wahrheit gesagt hat; was dich aber betrifft, so betrachte ich dich bloß als einen Lügner.«

»Euer Majestät,« erwiederte Mesrur, »wenn die Amme so fest überzeugt ist, daß Nushatulawadat am Leben, und Abu Hassan todt ist, so mag sie gegen mich eine Wette eingehen; sie wird dazu gewis keine Lust haben.«

Die Amme war schnell mit der Gegenantwort da. »Ich habe so viel Lust dazu,« sagte sie, »daß ich dich beim Worte halte. Wir wollen sehen, ob du es wagen wirst, dein Wort zurückzunehmen.«

Mesrur trat nicht zurück. Er und die Amme wetteten in Gegenwart des Chalyfen und der Fürstinn um ein Stück Goldbrokat mit silbernen Blumen, das sich jeder von ihnen nach Belieben auswählen könnte.

Die Zimmer, aus welchen der Chalyf und Sobeïde herauskamen, waren, obwohl in ziemlich weiter Entfernung, der Wohnung Abu Hassans und Nushatulawadats gerade gegenüber. Abu Hassan, der sie kommen sah, vor ihnen Mesrur, und hinter ihnen her die Amme und die sämmtlichen dienenden Frauen Sobeïdens, sagte sogleich zu seiner Frau, wofern er sich nicht aufs äußerste täuschte, so gölte dieser Besuch ihnen. Nushatulawadat sah ebenfalls durchs Gitterfenster und bemerkte dasselbe. Obwohl ihr Mann sie im voraus auf diesen möglichen Fall gefaßt gemacht hatte, so war sie doch deshalb nicht wenig erschrocken. »Was wollen wir machen?« rief sie aus, »wir sind verloren!«

»Ganz und gar nicht; fürchte nichts,« erwiederte Abu Hassan mit kaltem und ruhigem Blute; »hast du denn schon vergessen, was wir hierüber besprochen haben? Wir wollen uns beide jetzt todt stellen, wie wir es schon früher einzeln gethan, und wie wir uns verabredet haben, und du wirst sehen, es wird alles gut gehen. Bei ihrem langsamen

Gange werden wir, noch ehe sie an der Thüre sind, in gehöriger Lage sein.«

Abu Hassan und seine Frau entschlossen sich wirklich, sich so gut als möglich zu verhüllen; und in diesem Zustande, neben einander mitten im Zimmer liegend, jeder mit seinem Stücke Brokat bedeckt, erwarteten sie ruhig die zahlreiche Gesellschaft, die ihnen einen Besuch abzustatten kam.

Dreihundert und funfzehnte Nacht.

Die glänzende Gesellschaft langte endlich an. Mesrur öffnete die Thür und der Chalyf und Sobeïde traten mit ihrem ganzen Gefolge ins Zimmer. Sie wurden sehr überrascht, und blieben bei dem Anblicke des traurigen Schauspiels, das sich ihren Augen hier darbot, wie starr und unbeweglich. Keiner wußte, was er von diesem Ereignis denken sollte. Endlich unterbrach Sobeïde das Stillschweigen. »Ach,« sprach sie zum Chalyfen, »so sind sie denn also alle beide todt! So habt ihr — hier sah sie den Chalyfen und Mesrur an — es denn durch euer hartnäckiges Vorspiegeln, als sei meine theure Sklavinn gestorben, dahin gebracht, daß sie es wirklich ist, und ohne Zweifel vor Betrübnis über den Tod ihres Mannes.« — »Meine Gemahlinn,« antwortete der Chalyf, der von der entgegengesetzten Ansicht eingenommen war, »saget lieber, daß Nushatulawadat zuerst gestorben ist, und daß der arme Abu Hassan seiner Betrübnis über den Tod seiner Frau hat unterliegen müssen; so werdet ihr denn auch zugeben, daß ihr die Wette verloren habt, und daß euer Gemäldepalast in allem Ernste mir gehört.«

»Und ich,« erwiederte Sobeïde, welche durch den Widerspruch des Chalyfen gereizt war, »ich behaupte, daß ihr selber verloren habt, und daß euer Lustgarten mir gehört. Abu Hassan ist zuerst gestorben, da meine Amme euch und mich versichert hat, daß sie seine Frau lebend und über ihren todten Mann weinend gesehen.«

Dieser Streit zwischen dem Chalyfen und Sobeïden erregte einen zweiten. Mesrur und die Amme waren nämlich in gleichem Falle; sie hatten ebenfalls gewettet, und jeder behauptete, gewonnen zu haben. Der Wortwechsel wurde etwas scharf und hitzig, und das Oberhaupt der Verschnittenen stand mit der Amme auf dem Punkte, zu den gröbsten Beleidigungen überzugehen.

Der Chalyf, der alles, was vorgefallen war, bei sich erwog, räumte endlich stillschweigend ein, daß Sobeïde mit eben so vielem Rechte, als er, behaupten könnte, daß sie gewonnen hätte. In dem Verdrusse, den er darüber empfand, daß er die Wahrheit bei diesem Abenteuer nicht auszumitteln vermochte, näherte er sich den beiden Leichen, setzte sich ihnen zu Häupten, und sann auf irgend ein Auskunftsmittel, das ihm den Sieg über Sobeïden verschaffen könnte. »Ja,« rief er einen Augenblick nachher, »ich schwöre bei dem heiligen Namen Gottes, daß ich tausend Goldstücke von meinem eigenen Gepräge demjenigen geben will, der mir sagt, wer von diesen beiden zuerst gestorben sei.«

Kaum hatte der Chalyf diese letzten Worte gesprochen, als er unter dem Stück Brokat, welches Abu Hassan bedeckte, eine Stimme hervorkommen hörte, die ihm zurief: »Beherrscher der Gläubigen, ich bin zuerst gestorben; gebet mir die tausend Goldstücke!« Zugleich sah er Abu Hassan

aus dem Stücke Brokat, das ihn bedeckte, sich hervorarbeiten und zu seinen Füßen stürzen. Seine Frau warf ebenfalls ihre Umhüllung ab, und warf sich zu Sobeïdens Füßen, indem sie, des Wohlstands halben, sich in das Stück Brokat hüllte. Doch Sobeïde stieß einen heftigen Schrei aus, der das Entsetzen der Umstehenden noch vermehrte. Endlich erholte sich die Fürstinn von ihrer Furcht, und fühlte nun eine unaussprechliche Freude darüber, daß ihre theure Sklavinn fast in demselben Augenblicke, wo sie über den Anblick ihrer Leiche untröstlich war, wieder von den Todten auferstand. »Ach, du böse Person,« rief sie aus, »du bist schuld, das ich dir zu Liebe so viel gelitten habe. Indeß verzeihe ich dir hezlich gern, da es doch wahr ist, daß du nicht gestorben bist.«

Der Chalyf hatte sich seinerseits die Sache nicht so zu Herzen genommen. Anstatt über die Stimme Abu Hassans zu erschrecken, glaubte er im Gegentheil vor Lachen zu ersticken, als er sie beide sich ihrer Umhüllungen entledigen sah, und Abu Hassan in allem Ernste sich die tausend Goldstücke ausbitten hörte, die er demjenigen versprochen, der ihm sagen würde, welcher von beiden zuerst gestorben wäre. »Ei, Abu Hassan,« sagte der Chalyf, immer noch fortlachend, zu ihm, »hast du denn geschworen, daß ich mich wegen deiner zu Tode lachen soll? und wie bist du denn auf den Einfall gekommen, Sobeïden und mich durch eine List zu fangen, vor welcher wir gar nicht auf der Hut waren?«

»Beherrscher der Gläubigen,« antwortete Abu Hassan, »ich werde es sogleich ohne Rückhalt entdecken. Euer Majestät erinnert sich wohl noch, daß ich stäts sehr viel auf eine gutbesetzte Tafel gehalten habe. Die Frau, welche ihr mir

zur Ehe gabet, hat diese Leidenschaft nicht vermindert, sondern im Gegentheil mußten die Neigungen, die ich in ihr fand, sie nur noch vermehren. Euer Majestät wird nun leicht ermessen, daß wenn wir bei einer solchen Gemüthsstimmung auch einen Schatz, so groß wie das Meer, nebst allen Schätzen Euer Majestät obendrein besessen hätten, wir dennoch sehr bald damit zu Ende gekommen sein würden. Dieß ist denn wirklich geschehen. Seitdem wir beisammen sind, haben wir nichts gespart, um uns von den Geschenken Euer Majestät gütlich zu thun. Als wir diesen Morgen mit unserem Speisewirth abrechneten, fanden wir, daß, wenn wir ihn befriedigten, und unsere übrigen Schulden bezahlten, uns von dem ganzen Gelde, das wir besaßen, nichts übrig blieb. Betrachtungen über das Vergangene und gute Vorsätze für die Zukunft drängten sich nun haufenweise unserem Gemüth und unseren Gedanken auf. Wir entwarfen tausend Pläne, die wir aber immer sogleich wieder aufgaben. Endlich gab uns die Scham, uns in einem so traurigen Zustande zu befinden, den wir Euer Majestät nicht zu entdecken wagten, dieß Mittel ein, um unseren Bedürfnissen abzuhelfen, und euch zugleich durch diesen kleinen Betrug zu belustigen, wegen dessen wir Euer Majestät um gütige Verzeihung bitten.«

Der Chalyf und Sobeïde waren mit der Aufrichtigkeit Abu Hassans sehr zufrieden, und schienen über das, was vorgefallen, gar nicht böse zu sein; im Gegentheile vermochte Sobeïde, welche die Sache immer sehr ernst genommen, sich ihrerseits nicht des Lachens zu enthalten, wenn sie an alles das dachte, was Abu Hassan ersonnen hatte, um seinen Plan glücklich auszuführen. Der Chalyf hatte fast noch

gar nicht zu lachen aufgehört, so einzig schien ihm dieser Einfall zu sein. Er stand auf, und sagte zu Abu Hassan und dessen Frau: »Folget mir beide; ich will euch die versprochenen tausend Goldstücke auszahlen lassen, für die Freude, die ich darüber habe, daß ihr nicht gestorben seid.«

»Beherrscher der Gläubigen,« sagte Sobeïde, »ich bitte euch, begnüget euch damit, die tausend Goldstücke an Abu Hassan zu zahlen; ihr seid sie ihm einzig und allein schuldig. Was seine Frau anbetrifft, so laßt mich nur machen.« Zugleich befahl sie ihrer Schatzmeisterinn, die sie begleitete, an Nushatulawadat ebenfalls tausend Goldstücke auszahlen zu lassen, um ihr auch von ihrer Seite die Freude an den Tag zu legen, die sie darüber empfand, daß dieselbe noch am Leben war.

Durch dieß Mittel erhielten sich Abu Hassan und seine Gattinn Nushatulawadat noch lange in der Gunst des Chalyfen Harun Arreschyd und seiner Gemahlinn Sobeïde, und erlangten von der Freigebigkeit derselben so viel, daß sie für ihr ganzes übriges Leben alle ihre Bedürfnisse im reichsten Maße befriedigen konnten.«

Dreihundert und sechzehnte Nacht.

Die Sultaninn Scheherasade hatte bei Endigung der Geschichte Abu Hassans dem Sultan Schahrjar versprechen müssen, ihm den folgenden Tag eine andere zu erzählen, die für ihn nicht minder unterhaltend sein würde. Ihre Schwester Dinarsade unterließ daher nicht, sie noch vor Tage zu

erinnern, daß sie es versprochen, und daß der Sultan sich zu Anhörung derselben bereit gezeigt habe. Scheherasade erzählte daher sogleich und ohne auf sich lange warten zu lassen, folgende Geschichte:

Geschichte
von Aladdin, oder die Wunderlampe.

In einer sehr großen und reichen Hauptstadt China's, deren Name mir gegenwärtig entfallen ist, lebte ein Schneider, Namens Mustafa, der außer seinem Gewerbe sich durch nichts weiter von andern unterschied. Dieser Schneider Mustafa war sehr arm, und seine Arbeit brachte ihm kaum so viel ein, daß er, seine Frau und ein Sohn, den ihnen Gott geschenkt hatte, davon leben konnte.

Die Erziehung dieses Sohnes, welcher Aladdin [11]) hieß, war sehr vernachlässigt worden, und dieß war denn schuld, daß er sich sehr lasterhafte Neigungen angewöhnt hatte. Er war boshaft, halsstarrig und gegen Vater und Mutter ungehorsam. Sobald er ein wenig herangewachsen war, konnten ihn seine Aeltern nicht mehr zu Hause halten. Er ging schon am frühen Morgen aus, und brachte den ganzen Tag damit hin, daß er auf den Straßen und öffentlichen Plätzen mit Gassenjungen spielte, die weit unter seinem Alter waren.

Als er in die Jahre gekommen war, wo er ein Handwerk erlernen sollte, nahm ihn sein Vater, der ihn kein anderes Gewerbe lernen lassen konnte, als das seinige, in seine Bude, und fing an, ihn zu unterweisen, wie er die Nadel

führen sollte. Allein weder durch Güte noch durch Furcht vor Strafe vermochte der Vater die Flatterhaftigkeit seines Sohnes zu fesseln; er vermochte ihn nicht anzuhalten oder zu zwingen, daß er, wie er es wünschte, emsig und anhaltend bei der Arbeit geblieben wäre. Sobald nur Mustafa den Rücken wendete, schlüpfte Aladdin fort, und kam den ganzen Tag nicht wieder. Der Vater züchtigte ihn; allein Aladdin war nicht zu bessern, und Mustafa mußte ihn zuletzt, zu seinem großen Bedauern, seinem liederlichen Leben überlassen. Dieß machte ihm viel Herzeleid, und der Kummer darüber, daß er seinen Sohn nicht zu seiner Pflicht zurückführen konnte, zog ihm eine schwere Krankheit zu, an welcher er nach einigen Monaten starb.

Aladdins Mutter, welche sah, daß ihr Sohn niemals das Gewerbe des Vaters erlernen würde, schloß den Laden, und machte all ihr Handwerksgeräth zu Gelde, um sowohl davon, als auch von dem wenigen, was sie vom Baumwollespinnen erwarb, mit ihrem Sohne leben zu können.

Aladdin, der jetzt nicht mehr durch die Furcht vor seinem Vater in Schranken gehalten wurde, und der sich um seine Mutter so wenig kümmerte, daß er dreist genug war, ihr bei den geringsten Vorstellungen, die sie ihm machte, zu drohen, überließ sich nun ganz der Liederlichkeit. Er suchte immer mehr junge Leute seines Alters auf und spielte mit ihnen ohne Unterlaß und leidenschaftlicher als jemals. Diese Lebensweise setzte er bis zu einem Alter von funfzehn Jahren fort, ohne zu irgend etwas Lust oder Neigung zu verrathen, und ohne zu überlegen, was aus ihm werden sollte. Einst spielte er so nach seiner Gewohnheit mit einem Schwarme von Gassenjungen auf einem frejen Platze,

als ein Fremder vorüberging, welcher stehen blieb und ihn ansah.

Dreihundert und siebzehnte Nacht.

Dieser Fremde war ein berühmter Zauberer. Die Geschichtschreiber, welche diese Erzählung aufbewahrt haben, nennen ihn den Afrikanischen Zauberer, und wir wollen ihn daher eben so nennen, und zwar um so lieber, da er wirklich aus Afrika, und erst seit zwei Tagen angelangt war.

Sei es nun, daß der Afrikanische Zauberer, der sich auf Gesichtsbildungen verstand, in dem Gesicht Aladdins alles das gelesen hatte, was zur Ausführung dessen, weshalb er diese weite Reise unternommen, erforderlich war, oder mochte er einen andern Grund haben, genug, er erkundigte sich genau nach seiner Familie und was er wäre. Als er sich über alles, was er nur wünschte, unterrichtet hatte, näherte er sich dem jungen Menschen, zog ihn einige Schritte von seinen Spielgesellen bei Seite, und fragte ihn: »Mein Sohn, ist dein Vater nicht der Schneider Mustafa?« — »Ja,« erwiederte Aladdin, »aber er ist schon lange todt.«

Bei diesen Worten fiel der Afrikanische Zauberer dem Aladdin um den Hals, umarmte ihn, und küßte ihn wiederholt mit Thränen in den Augen und seufzend. Aladdin bemerkte seine Thränen, und fragte ihn, was denn die Ursache derselben wäre. »Ach, mein Sohn!« rief der Afrikanische Zauberer, »wie könnte ich mich des Weinens enthalten? ich bin dein Oheim und dein Vater war mein geliebter

Bruder. Ich bin schon mehrere Jahre lang auf Reisen, und in dem Augenblicke, wo ich hier anlange, in der Hoffnung, ihn wiederzusehen und ihn durch meine Rückkehr zu erfreuen, meldest du mir, daß er todt ist. Ich kann dich versichern, es ist für mich ein empfindlicher Schmerz, mich so desjenigen Trostes beraubt zu sehen, worauf ich mir Rechnung gemacht hatte. Indeß, was einigermaßen meine Betrübnis mildert, ist, daß ich, so weit ich mich noch zurückerinnern kann, seine Züge auf deinem Gesichte wieder entdecke, und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe, indem ich mich an dich gewendet.« Er fragte darauf Aladdin, indem er in seinen Geldbeutel hineingriff, wo denn seine Mutter wohnte? Aladdin gab ihm sogleich Auskunft auf seine Frage, und der Afrikanische Zauberer gab ihm in diesem Augenblick eine Handvoll Kleingeld, indem er hinzufügte: »Mein Sohn, geh jetzt eilig zu deiner Mutter, grüße sie von mir, und sage ihr, ich werde morgen, wofern es mir die Zeit erlaubt, sie besuchen, um mir den Trost zu verschaffen, den Ort und die Stelle zu sehen, wo mein guter Bruder so lange gelebt hat und wo er gestorben ist.«

Sobald als der Afrikanische Zauberer seinen Neffen — den er so eben erst dazu gemacht — verlassen hatte, lief Aladdin, höchst erfreut über das Geld, welches sein Oheim ihm geschenkt, zu seiner Mutter, und sagte zu ihr beim Eintreten: »Liebe Mutter, ich bitte dich, sage mir, ob ich noch einen Oheim habe.« — »Nein, mein Sohn,« erwiederte die Mutter, »du hast keinen Oheim, weder von Seiten deines verstorbenen Vaters, noch von meiner Seite.« — »Und doch,« fuhr Aladdin fort, »habe ich jetzt eben einen Mann gesprochen, der sich für meinen Oheim von väterlicher Seite

ausgibt, und mich versichert hat, er sei meines Vaters Bruder. Um euch zu beweisen, daß ich die Wahrheit rede,« fuhr er fort, indem er das empfangene Geld zeigte, »da sehet einmal, was er mir geschenkt hat. Er hat mir auch aufgetragen, euch von ihm zu grüßen, und euch zu sagen, daß er morgen, wofern es seine Zeit erlaubt, euch besuchen wird, um zugleich das Haus zu sehen, worin mein Vater gelebt hat und gestorben ist.« — »Mein Sohn,« erwiederte die Mutter, »es ist wahr, dein Vater hatte einen Bruder; aber er ist schon längst todt; und ich habe nie von ihm gehört, daß er noch einen anderen hätte.« Weiter sprachen sie nichts über den Afrikanischen Zauberer.

Den folgenden Tag redete der Afrikanische Zauberer den Aladdin noch einmal an, als dieser eben an einem anderen Orte der Stadt mit anderen Kindern spielte. Er umarmte ihn, wie er den Tag zuvor gethan, drückte ihm zwei Goldstücke in die Hand, und sagte zu ihm: »Mein Sohn, trag dieß deiner Mutter hin, und sage ihr, ich werde sie diesen Abend besuchen, und sie möge dafür zum Abendessen einkaufen, damit wir zusammen speisen können; doch zuvor bezeichne mir das Haus, wo sie wohnt.« Er bezeichnete es ihm, und der Afrikanische Zauberer ließ ihn gehen.

Aladdin brachte die beiden Goldstücke seiner Mutter. Sobald er ihr erzählt hatte, was der Oheim zu thun Willens wäre, ging sie aus, um das Geld zu verwenden, und kam mit reichlichen Speisevorräthen zurück; bei den Nachbaren borgte sie das erforderliche Tischgeschirr, welches ihr fehlte, und so brachte sie den ganzen Tag mit Anstalten zur Abendmahlzeit hin. Am Abend, als alles fertig war, sagte sie zu Aladdin: »Mein Sohn, dein Oheim weiß vielleicht

nicht, wo unser Haus ist; geh ihm daher entgegen, und führe ihn hieher, wenn du ihn siehest.«

Obwohl Aladdin dem Afrikanischen Zauberer das Haus bezeichnet hatte, so wollte er ihm doch sogleich entgegen gehen, als man an die Thüre klopfte. Aladdin öffnete, und erkannte sogleich den Afrikanischen Zauberer, der mit Weinflaschen und Früchten von allerlei Gattungen für das Abendessen beladen hereintrat.

Nachdem der Afrikanische Zauberer das, was er trug, dem Aladdin übergeben hatte, begrüßte er die Mutter desselben und bat sie, ihm die Stelle auf dem Sofa zu zeigen, wo sein Bruder Mustafa gewöhnlich gesessen hatte. Sie zeigte sie ihm. Sogleich warf er sich nieder, küßte wiederholt diese Stelle mit Thränen in den Augen, und rief: »Mein armer Bruder, wie unglücklich bin ich, daß ich nicht zur rechten Zeit eingetroffen, um dich vor deinem Tode noch einmal umarmen zu können!« Ungeachtet die Mutter Aladdins ihn darum bat, wollte er doch nicht auf diesen Platz sich setzen. »Nein,« sagte er, »ich werde mich wohl hüten; aber erlaubet mir, hier gegenüber zu sitzen, damit, wenn ich auch des Vergnügens beraubt bin, ihn als Familienvater persönlich anwesend zu erblicken, ich mir doch wenigstens einbilden kann, als säße er da.« Die Mutter Aladdins drang nun nicht weiter in ihn, sondern ließ ihn Platz nehmen, wo er Lust hatte.

Als der Afrikanische Zauberer sich gesetzt hatte, fing er an, sich mit Aladdins Mutter zu unterhalten. »Meine gute Schwester, sagte er zu ihr, wundre dich nicht, daß du mich während der ganzen Zeit, wo du mit meinem Bruder Mustafa seligen Andenkens verheiratet warst, nie gesehen hast.

Es ist gerade vierzig Jahre her, daß ich aus diesem Lande, welches mein und meines verstorbenen Bruders Vaterland ist, fortreiste. Seitdem habe ich Reisen nach Indien, Persien, Arabien, Syrien und Aegypten gemacht, habe mich in den schönsten Städten dieser Länder aufgehalten, und bin dann nach Afrika gegangen, wo ich einen etwas längeren Aufenthalt genommen. Da es indeß dem Menschen von Natur angeboren ist, wie weit er auch von seiner Heimat entfernt sein mag, doch nie das Andenken an dieselbe, an seine Aeltern, Verwandten und Jugendgespielen ganz zu vergessen, so ergriff auch mich am Ende ein so heißes Verlangen, jetzt da ich noch Muth und Kräfte zu einer so weiten Reise in mir fühlte, meine Heimat wiederzusehen und meinen geliebten Bruder zu umarmen, daß ich auf der Stelle meine Vorbereitungen traf, und mich auf den Weg machte. Ich sage dir nichts von der Länge der Zeit, die ich dazu gebraucht, noch von den mir aufgestoßenen Hindernissen, noch von den Beschwerden und Mühsalen, die ich ausgestanden habe, um hieher zu gelangen, — ich will dir bloß sagen, daß mich auf allen meinen Reisen nichts so sehr geschmerzt und betrübt hat, als da ich jetzt den Tod meines Bruders vernahm, den ich immer so lieb gehabt, und für den ich eine wahrhaft brüderliche Zuneigung gehegt hatte. Ich bemerkte einige Züge von ihm auf dem Gesichte meines Neffen, deines Sohnes, und dieß machte, daß ich ihn unter allen den übrigen Kindern, mit denen er zusammen war, herausfand. Er wird dir vielleicht erzählt haben, welchen Eindruck die traurige Nachricht von dem Tode meines Bruders auf mich gemacht hat. Indeß — Gott sei allewege gelobt! Ich tröste mich, daß ich ihn in seinem Sohne wie-

dergefunden habe, der mir seine Gesichtzüge so lebendig vergegenwärtigt.«

Der Afrikanische Zauberer bemerkte, daß Aladdins Mutter bei dem Andenken an ihren Mann, das ihren Schmerz erneuerte, gerührt wurde, und lenkte daher das Gespräch auf etwas anderes. Er wandte sich zu Aladdin, und fragte ihn, wie er hieße. »Ich heiße Aladdin,« antwortete dieser. »Nun, Aladdin,« fuhr der Zauberer fort, »womit beschäftigst du dich? verstehst du irgend ein Gewerbe?«

Bei dieser Frage schlug Aladdin die Augen nieder und gerieth in Verlegenheit. Seine Mutter nahm indeß das Wort, und sagte: »Aladdin ist ein Faulenzer. Sein Vater that bei seinen Lebzeiten alles mögliche, um ihn sein Gewerbe zu lehren, konnte aber seinen Zweck nicht erreichen; jetzt, da dieser todt ist, mag ich ihm täglich sagen und vorreden, was ich will, er treibt keine andere Lebensweise, als die eines Herumstreichers, und bringt seine ganze Zeit, wie ihr gesehen habt, unter anderen Kindern mit Spielen hin, ohne zu bedenken, daß er selber kein Kind mehr ist; und wenn ihr ihn heute nicht deshalb beschämt, und er sich diese Warnung nicht zu Nutze macht, so verzweifle ich ganz, daß je aus ihm etwas Tüchtiges werde. Er weiß, daß sein Vater kein Vermögen hinterlassen hat, und sieht selber, daß ich mit meinem Baumwollespinnen den ganzen Tag über kaum so viel verdienen kann, daß wir Brot haben. Was mich betrifft, so habe ich den Beschluß gefaßt, ihm ehester Tage meine Thüre zu verschließen, und ihn fortzuschicken, um sich sein Brot anderswo zu suchen.«

Als die Mutter Aladdins unter vielen Thränen so ge-

sprochen hatte, sagte der Afrikanische Zauberer zu Aladdin: »Das ist nicht gut, mein lieber Neffe; du mußt darauf denken, dir selber fortzuhelfen, und dir deinen Lebensunterhalt zu erwerben. Es gibt ja so verschiedene Gewerbe in der Welt; sollte denn nicht eins darunter sein, wozu du vorzugsweise Lust und Neigung hättest? Vielleicht gefällt dir bloß das deines Vaters nicht, und du würdest dich eher zu einem anderen bequemen; verhehle mir nicht deine Gesinnungen hierüber, ich will ja bloß dein Beßtes.« Da er sah, daß Aladdin nichts antwortete, so fuhr er fort: »Hast du vielleicht überhaupt Abneigung gegen die Erlernung irgend eines Gewerbes, und willst du als ein gebildeter Mann in der Welt leben, so will ich dir einen Laden, voll der reichsten Stoffe und des feinsten Linnenzeuges, eingeben; du kannst dich dann mit dem Verkaufe dieser Sachen befassen, mit dem Gelde, welches du daraus lösest, andere Waaren einkaufen, und auf diese Weise ein anständiges Auskommen finden. Frage dich selbst, und sage mir offen, was du denkst; du wirst mich stäts bereit finden, mein Versprechen zu halten.«

Dieses Anerbieten schmeichelte dem Aladdin sehr, den jede Handarbeit anekelte, und zwar um so mehr, da er bemerkt hatte, daß die Läden dieser Art, wie ihm vorgeschlagen worden, immer sehr reinlich und starkbesucht, und daß die Kaufleute darin sehr gut gekleidet und sehr geachtet waren. Er sagte daher zu dem Afrikanischen Zauberer, den er als seinen Oheim betrachtete, daß seine Neigung mehr nach dieser Seite, als nach jeder andern, hingerichtet wäre, und daß er ihm für die Wohlthat, die er ihm zugedacht, sein ganzes Leben hindurch verpflichtet sein würde. »Da dieß Gewerbe dir gefällt,« erwiederte der Afrikanische Zauberer, so werde

ich dich morgen mitnehmen, und dich so reich und nett kleiden lassen, wie es sich für einen der ersten Kaufleute dieser Stadt schickt, und übermorgen wollen wir darauf denken, für dich einen Laden zu errichten, wie ich ihn im Sinne habe.«

Aladdins Mutter, die bis dahin gar nicht geglaubt hatte, daß der Afrikanische Zauberer ein Bruder ihres Mannes wäre, zweifelte jetzt, nach den Versprechungen, die er ihrem Sohne machte, keinen Augenblick mehr daran. Sie dankte ihm für seine guten Absichten, und nachdem sie den Aladdin ermuntert hatte, sich der Wohlthaten, wozu ihm sein Oheim Hoffnung machte, würdig zu zeigen, trug sie die Abendmahlzeit auf. Die Unterhaltung während des Abendessens betraf noch immer denselben Gegenstand, bis endlich der Zauberer bemerkte, daß die Nacht schon weit vorgerückt war; worauf er von Mutter und Sohn Abschied nahm und sich entfernte.

Am folgenden Morgen früh unterließ der Afrikanische Zauberer nicht, seinem Versprechen gemäß, zu Mustafa's Wittwe wiederzukommen. Er nahm sodann Aladdin mit sich, und führte ihn zu einem großen Kaufmann, der bloß ganz fertige Kleider von allen Gattungen der schönsten Stoffe für Personen jedes Alters und Standes zu verkaufen hatte. Er ließ sich mehrere zeigen, die der Größe Aladdins angemessen waren, und nachdem er die, welche ihm am beßten gefielen, ausgesucht, und alle andern, die nicht so schön waren, als er wünschte, wieder zurückgelegt hatte, sagte er zu Aladdin: »Lieber Neffe, wähle dir unter allen diesen Kleidern dasjenige aus, welches dir am beßten gefällt.« Aladdin, der über diese Freigebigkeit seines neuen Oheims

ganz entzückt war, wählte eins aus. Der Zauberer kaufte es mit allem, was dazu gehörte, und bezahlte es baar, ohne zu handeln.

Dreihundert und achtzehnte Nacht.

Als Aladdin sich so prächtig von Kopfe bis zu Füßen gekleidet sah, stattete er seinem Oheim alle nur erdenklichen Danksagungen ab; und der Zauberer versprach ihm, ihn auch ferner nicht zu verlassen, sondern ihn stäts bei sich zu behalten. Auch führte er ihn wirklich in die besuchtesten Gegenden der Stadt, besonders in diejenigen, wo die Läden der reichsten Kaufleute waren; und als er mit ihm in die Straße gekommen war, wo die Läden mit den schönsten Stoffen und der feinsten Schleierleinwand sich befanden, sagte er zu Aladdin: »Da du bald ein eben solcher Kaufmann, wie diese da, sein wirst, so ist es gut, daß du sie besuchest und daß sie dich kennen lernen.« Er zeigte ihm ferner auch die schönsten und größten Moscheen, führte ihn in die Chane, wo die fremden Kaufleute wohnten, und an alle diejenigen Orte im Palaste des Sultans, zu denen man freien Zutritt hatte. Endlich, nachdem sie die schönsten Gegenden der Stadt mit einander durchstreift hatten, gelangten sie in den Chan, worin der Zauberer seine Wohnung genommen hatte. Es fanden sich da noch einige andere Kaufleute ein, deren Bekanntschaft er seit seiner Ankunft gemacht, und die er dießmal absichtlich versammelt hatte, um sie gut zu bewirthen und um ihnen seinen angeblichen Neffen vorzustellen.

Das Gastmahl endigte nicht eher als am Abend. Aladdin wollte von seinem Oheim Abschied nehmen, um nach Hause zurückzukehren; allein der Afrikanische Zauberer wollte ihn nicht allein gehen lassen, sondern geleitete ihn selber bis in die Wohnung seiner Mutter zurück. Als diese ihren Sohn so gut gekleidet erblickte, war sie vor Freuden außer sich, und konnte gar nicht aufhören, den Zauberer, der für ihren Sohn so viel Geld ausgegeben, mit allen möglichen Segenswünschen zu überhäufen. »Großmüthiger Anverwandter,« sagte sie zu ihm, »ich weiß nicht, wie ich euch für eure Freigebigkeit genugsam danken soll. Ich weiß, daß mein Sohn das Gute, welches ihr ihm erzeiget, nicht verdient, und er würde dessen gänzlich unwerth sein, wenn er es nicht erkennen, oder nicht euren guten Absichten entsprechen sollte, die ihr mit ihm vorhabt, indem ihr ihm eine so glänzende Einrichtung geben wollet. Ich, für meine Person,« fügte sie hinzu, »danke euch von ganzem Herzen dafür, und wünsche euch ein recht langes Leben, um Zeuge von der Dankbarkeit meines Sohnes sein zu können, der euch dieselbe nicht besser an den Tag legen kann, als wenn er ganz euren guten Rathschlägen folgt.«

»Aladdin,« erwiederte der Afrikanische Zauberer, »ist ein guter Junge; er hört auf mich, und ich denke, daß wir noch etwas recht Gutes aus ihm machen werden. Es thut mir übrigens leid, daß ich morgen noch nicht das ausführen kann, was ich ihm versprochen habe. Es ist nämlich Freitag [12]), die Läden werden da geschlossen sein, und es ist also nicht daran zu denken, einen zu miethen und mit Waaren zu versehen, da die Kaufleute an diesem Tage nur auf ihr Vergnügen und ihre Zerstreuung denken. Wir werden also

die Sache auf Sonnabend verschieben müssen. Indeß werde ich ihn morgen wieder mitnehmen, und ihn in die Gärten spazieren führen, wo sich gewöhnlich die schöne Welt einzufinden pflegt. Er hat vielleicht noch nie etwas von den Vergnügungen gesehen, die man da genießt. Bisher war er immer nur mit Kindern zusammen, er muß jetzt auch einmal erwachsene Menschen sehen.« Der Afrikanische Zauberer nahm endlich von Mutter und Sohn Abschied, und entfernte sich. Aladdin indeß, der schon hoch erfreut darüber war, sich so gut gekleidet zu sehen, freute sich jetzt auch noch im voraus auf den Spaziergang nach den Gärten außerhalb der Stadt. In der That war er noch nie vor die Thore gekommen, und er hatte noch nie die Umgebungen gesehen, welche überaus schön waren.

Aladdin stand den folgenden Tag sehr früh auf und kleidete sich an, um zum Mitgehen bereit zu sein, sobald sein Oheim ihn abholen würde. Nachdem er, wie es ihn bedünkte, sehr lange gewartet hatte, bewirkte die Ungeduld, daß er die Thür öffnete und häufig hinausging, um zu sehen, ob er denn nicht käme. Sobald er ihn von fern erblickte, gab er seiner Mutter davon Nachricht, nahm hierauf von ihr Abschied, schloß die Thüre zu und eilte ihm entgegen.

Der Afrikanische Zauberer erzeigte dem Aladdin, als er ihn wiedersah, viele Liebkosungen. »Wohlan nun, lieber Junge,« sagte er mit lächelnder Miene zu ihm, »ich werde dir heute schöne Sachen zeigen.« Hierauf führte er ihn durch ein Thor, welches zu großen und schönen Häusern oder vielmehr zu prächtigen Palästen hinaus führte, deren jeder einen sehr schönen Garten hatte, in welchen man frei

eintreten durfte. Bei jedem Palaste, an welchem sie vorbeikamen, fragte er Aladdin, ob er ihn schön fände; und Aladdin, der ihm immer zuvorkam, sagte bei jedem neuen, der sich ihrem Anblicke darbot: »Lieber Oheim, da ist ein noch weit schönerer, als alle die, welche wir bisher gesehen haben.« Unterdessen waren sie immer weiter ins Freie vorgeschritten, und der listige Zauberer, der gern noch weiter gehen wollte, um den Plan, den er im Kopfe hatte, auszuführen, nahm Anlaß, in einen dieser Gärten hineinzutreten. Er setzte sich neben ein großes Becken, in welches durch einen bronzenen Löwenrachen silberhelles Wasser sprudelte, und stellte sich ermüdet, damit Aladdin sich ebenfalls setzen möchte. »Lieber Neffe,« sagte er zu ihm, »du wirst eben so müde sein, wie ich; laß uns hier ein wenig ausruhen, um frische Kräfte zu sammeln; wir werden dann mehr Muth haben, unsern Spaziergang zu verfolgen.«

Als sie sich gesetzt hatten, zog der Afrikanische Zauberer aus einem Tuche, das an seinem Gürtel befestigt war, Kuchen und mehrere Arten von Früchten, die er zum Vorrathe mitgenommen, hervor, und breitete sie auf dem Rande des Beckens aus. Er theilte einen Kuchen mit Aladdin, und ließ in Hinsicht der Früchte demselben freie Auswahl unter denen, die ihm am beßten schmeckten. Während dieser kleinen Mahlzeit ermahnte er seinen angeblichen Neffen, sich von dem Umgange mit Knaben los zu machen, sich lieber an kluge und verständige Männer anzuschließen, ihnen zuzuhören und von ihren Unterhaltungen Nutzen zu ziehen. »Du wirst,« sagte er, »sehr bald ein Mann wie sie sein, und du kannst dich nicht früh genug gewöhnen, nach ihrem Beispiele, verständige Reden zu führen.« Als sie die kleine

Mahlzeit vollendet hatten, standen sie auf, und verfolgten ihren Weg quer durch die Gärten, die von einander bloß durch schmale Gräben geschieden waren, welche die Gränzscheide bildeten, ohne deshalb die Verbindung zu hemmen. Das gegenseitige Zutrauen machte, daß die Bürger dieser Hauptstadt weiter keine Vorsichtsmaßregel brauchten, um gegenseitigen Schaden zu verhüten. Unvermerkt führte der Afrikanische Zauberer den Aladdin ziemlich weit über die Gärten hinaus, und durchwandelte mit ihm die Ebene, die ihn allmählich in die Nähe von Bergen leitete.

Aladdin, der in seinem ganzen Leben noch keinen so weiten Weg gemacht hatte, fühlte sich durch den weiten Gang sehr ermüdet. »Lieber Oheim,« sagte er zu dem Afrikanischen Zauberer, »wohin gehen wir denn? wir haben die Gärten schon sehr weit hinter uns, und ich sehe nichts als Berge vor mir. Wenn wir noch weiter vorwärts gehen, so weiß ich nicht, ob ich noch Kräfte genug haben werde, um wieder nach der Stadt zurückzukehren.« — »Fasse nur Muth, lieber Neffe,« sagte der vermeintliche Oheim zu ihm, »ich will dir noch einen andern Garten zeigen, der nicht mehr weit von hier ist, nur noch ein Paar Schritte; und wenn wir dahin gekommen sein werden, sollst du mir einmal sagen, ob es dir nicht leid gewesen wäre, wenn du ihn nicht gesehen hättest, nachdem du schon so nahe daran gewesen.« Aladdin ließ sich überreden, und der Zauberer führte ihn noch weiter, indem er ihm verschiedene anmuthige Geschichten erzählte, um ihm den Weg minder langweilig und die Ermüdung erträglicher zu machen.

Endlich kamen sie zwischen zwei mäßig hohe Berge, die sich ziemlich gleich, und nur durch ein schmales Thal ge=

schieden waren. Dieß war eben die merkwürdige Stelle, wohin der Afrikanische Zauberer den Aladdin hatte führen wollen, um mit ihm einen großen Plan auszuführen, um dessentwillen er von dem äußersten Ende Afrika's bis nach China gereist war. »Wir sind jetzt an Ort und Stelle,« sagte er zu Aladdin; »ich werde dir hier Dinge zeigen, die ganz außerordentlich und allen übrigen Sterblichen unbekannt sind. Wenn du sie gesehen haben wirst, so wirst du mir gewiß Dank dafür wissen, daß ich dich zum Augenzeugen so vieler Wunderdinge gemacht habe, die außer dir noch niemand gesehen hat. Während ich jetzo mit dem Stahle Feuer schlage, häufe du hier so viel trocknes Reisig zusammen, als du nur auftreiben kannst, um Feuer anzumachen.«

Es war an dem Orte eine solche Menge Reisig vorhanden, daß Aladdin sehr bald einen mehr als hinlänglichen Haufen davon beisammen hatte, während der Zauberer das Schwefelhölzchen anzündete. Er machte nun Feuer an, und während das Reisig aufloderte, warf der Afrikanische Zauberer Räucherwerk hinein, welches er schon in Bereitschaft hatte. Ein dicker Rauch stieg empor, den er bald auf diese, bald auf jene Seite wendete, indem er allerlei Zauberworte murmelte, von denen Aladdin nichts verstand.

Dreihundert und neunzehnte Nacht.

In diesem Augenblick erbebte die Erde ein wenig, öffnete sich an der Stelle vor dem Zauberer und Aladdin, und ließ einen Stein hervorscheinen, welcher anderthalb Fuß ins

Gevierte hatte, einen Fuß dick, und wagerecht hingelegt war, mit einem bronzenen Ringe, der in der Mitte versiegelt war. Aladdin, der über das, was hier vor seinen Augen vorging, erschrak, ward von Furcht befallen, und wollte die Flucht ergreifen. Allein er war zu dieser geheimnisvollen Handlung nothwendig; darum hielt ihn der Zauberer zurück, fuhr ihn heftig an, und gab ihm eine so starke Ohrfeige, daß er davon zu Boden fiel, und beinahe seine Vorderzähne im Munde eingebüßt hätte, welcher sehr blutete. Der arme Aladdin rief zitternd und weinend: »Lieber Oheim, was habe ich denn gethan, daß ihr mich so heftig schlaget?« — »Ich habe meine Gründe dazu,« erwiederte der Zauberer. »Ich bin dein Oheim, der bei dir jetzt Vaterstelle vertritt, und du darfst dich daher gar nicht verantworten. Indeß, liebes Kind,« fuhr er etwas besänftigt fort, »du darfst dich gar nicht fürchten. Ich verlange bloß, daß du mir pünktlich gehorchest, wofern du dir selber nützen und dich der großen Vortheile, die ich dir zu verschaffen gedenke, würdig machen willst.« Diese schönen Versprechungen des Zauberers beruhigten etwas die Furcht und das aufgeregte Gefühl Aladdins, und sobald ihn der Zauberer wieder ganz beruhigt sah, fuhr er fort: »Du hast gesehen, was ich durch die Kraft meines Räucherwerks und der von mir ausgesprochenen Worte bewirkt habe. Vernimm jetzo noch, daß sich unter diesem Steine, den du da siehest, ein verborgener Schatz befindet, der für dich bestimmt ist, und der dich einst reicher machen wird, als die reichsten Könige der Erde. Dieß ist so gewiß wahr, daß es außer dir niemand auf der Welt gibt, dem es erlaubt wäre, diesen Stein anzurühren oder wegzuheben. Selbst ich darf ihn nicht einmal berüh-

ren, oder auch nur einen Fuß in dieß Schatzgewölbe setzen, wenn es geöffnet sein wird. Deshalb mußt du pünktlich thun, was ich dir sagen werde, ohne etwas dabei zu versehen. Die Sache ist für mich und dich von großer Wichtigkeit.«

Aladdin, der noch immer voll Staunen war über das, was er sah und was er so eben den Zauberer von dem Schatze sagen hörte, der ihn auf immer glücklich machen sollte, vergaß alles, was vorgefallen war. »Nun wohl, lieber Oheim,« sagte er zu dem Zauberer, indem er sich von der Erde aufraffte, »worauf kömmt es denn hiebei an? Befehlet nur, ich bin bereit zu gehorchen.« — »Ich freue mich, liebes Kind,« sprach der Afrikanische Zauberer, indem er ihn umarmte, »daß du diesen Entschluß gefaßt hast. Komm her, fasse diesen Ring an, und hebe den Stein in die Höhe.« — »Aber, lieber Oheim,« erwiederte Aladdin, »ich bin ja nicht stark genug, um ihn in die Höhe zu heben; ihr müßt mir schon dabei helfen.« — »Nein,« antwortete der Afrikanische Zauberer, »du hast meine Hülfe nicht nöthig, und ich und du würden beide nichts ausrichten, wenn ich dir hülfe: du mußt ihn ganz allein aufheben. Fasse nur den Ring an, nenne den Namen deines Vaters und deines Großvaters, und hebe ihn in die Höhe; du wirst sehen, er wird sich dir ohne Schwierigkeit fügen.« Aladdin that, wie der Afrikanische Zauberer ihn geheißen hatte; er hob den Stein mit leichter Mühe empor, und legte ihn bei Seite.

Als der Stein weggenommen war, sah er eine Höhle von drei bis vier Fuß Tiefe, mit einer kleinen Thür und Stufen, um noch weiter hinab zu steigen. »Mein Sohn,« sagte hierauf der Afrikanische Zauberer zu Aladdin, »beob-

achte genau, was ich dir jetzt sagen werde. Steig in diese Höhle hinab, und wenn du unten auf der letzten Stufe bist, so wirst du eine offene Thür finden, die dich in einen großen gewölbten Ort führen wird, der aus drei großen, an einander stoßenden Sälen besteht. In einem jeden derselben wirst du links und rechts vier bronzene Vasen, groß wie Kufen, und mit Gold und Silber angefüllt, stehen sehen; aber hüte dich, etwas davon anzurühren. Ehe du in den ersten Saal eintrittst, hebe dein Kleid in die Höhe und schließ es eng um deinen Leib. Wenn du hinein gekommen bist, so geh, ohne stillzustehen, nach dem zweiten, und aus diesem in den dritten, ebenfalls ohne stillzustehen. Vor allen Dingen hüte dich, den Wänden zu nahe zu kommen oder sie auch nur mit dem Kleide zu berühren; denn im Fall du sie berührtest, würdest du auf der Stelle des Todes sein. Darum sage ich dir, halt dein Kleid eng und knapp an dich. Am Ende des dritten Saales ist eine Thüre, die dich in einen Garten hinaus führt, der voll schöner, mit Obst beladener Bäume gepflanzt ist. Geh nur immer gerade aus, und ein Weg wird dich quer durch den Garten zu einer Treppe von funfzig Stufen führen, auf denen du zu einer Terrasse emporsteigen kannst. Sobald du oben auf der Terrasse bist, wirst du eine Nische vor dir sehen, und in der Nische eine brennende Lampe. Diese Lampe nimm du, lösche sie aus, und wenn du den Docht herausgeworfen und die brennbare Flüssigkeit ausgegossen hast, so stecke sie vorn in deine Brust und bringe sie mir. Du darfst nicht fürchten, daß du dir dein Kleid verderben wirst; die Flüssigkeit ist nämlich kein Oel, und die Lampe wird sogleich trocken sein, sobald du sie ausgegossen hast. Wenn die Früchte im Gar-

ten deine Eßlust reizen, so kannst du so viel davon abpflücken, als du nur willst; es ist dir unverboten.«

Nachdem der Afrikanische Zauberer diese Worte gesprochen hatte, zog er einen Ring von seinem Finger, und steckte ihn an einen Finger Aladdins, indem er ihm sagte, es wäre dieß ein Verwahrungsmittel gegen alles Böse, was ihm etwa begegnen könnte, wofern er nur dasjenige genau beobachten wollte, was er ihm so eben vorgeschrieben hatte. »Jetzt geh, mein Kind,« sagte er nach dieser Vermahnung zu ihm, »steig dreist hinunter, wir werden beide für unser ganzes Leben steinreich werden.«

Dreihundert und zwanzigste Nacht.

Aladdin sprang mit leichten Füßen in die Höhlung hinein, und stieg die Stufen hinab. Er fand die drei Säle, die ihm der Zauberer beschrieben hatte, und ging um so behutsamer durch sie hin, da er zu sterben gefaßt sein mußte, wofern er nicht sorgfältig das beobachtete, was ihm vorgeschrieben war. Sodann ging er, ohne zu verweilen, durch den Garten, stieg die Terrasse hinan, nahm die brennende Lampe aus der Nische, warf den Docht und die Flüssigkeit heraus, und steckte sie hierauf, da er sie ganz trocken sah, in den Busen, und stieg sodann die Terrasse wieder hinunter. Im Garten verweilte er beim Anschauen der Früchte, die er vorher bloß im Vorbeigehen gesehen hatte. Die Bäume dieses Gartens waren alle mit ganz vorzüglichem Obste belastet, und zwar trug jeder Baum Früchte von den verschiedensten Farben. Es gab da weiße, hellleuchtende und durch=

sichtige wie Krystall, rothe, theils dunkler, theils heller, grüne, blaue, violette, gelbliche, und so von allen möglichen Farben. Die weißen waren Perlen, die hellleuchtenden und durchsichtigen dagegen Diamanten, die dunkelrothen Rubine, die hellrothen Ballasrubine, die grünen Smaragde, die blauen Türkisse, die violetten Amethyste, die, welche ins Gelbliche spielten, Topase, und so fort. Alle diese Früchte waren von einer Größe und Vollkommenheit, welche alles weit übertraf, was man der Art auf Erden gesehen. Aladdin indeß, der weder ihren Werth noch ihren Preis kannte, wurde vom Anblicke dieser Früchte, die nicht nach seinem Geschmacke waren, gar nicht angezogen; ihm wären Feigen, Weintrauben und andere edele Obstarten, die in China gewöhnlich sind, lieber gewesen. Ueberhaupt war er noch nicht in dem Alter, wo man den Werth von dergleichen kennt; daher bildete er sich ein, alle diese Früchte wären bloß von buntfarbigem Glase, und hätten auch weiter keinen andern Werth. Gleichwohl erregte die Mannigfaltigkeit so vieler schönen Farben, so wie die außerordentliche Größe und Schönheit einer jeden Frucht, in ihm die Lust, einige abzupflücken. Er nahm von jeder Farbe einige, füllte damit seine beiden Taschen und zwei ganz neue Beutel, die der Zauberer ihm zugleich mit dem Kleide, welches er ihm geschenkt, gekauft hatte, damit er nichts als Neues um und an sich hätte; und da die beiden Beutel in seinen Taschen, die ohnehin schon ganz voll waren, nicht mehr Platz hatten, so band er sie auf jeder Seite an seinen Gürtel an. Einige von den Früchten hüllte er auch in die Falten seines Gürtels, der von dickem Seidenstoffe gemacht war, und befestigte sie so, daß sie nicht herabfallen konnten; auch vergaß er

nicht, einige in den Busen, zwischen das Kleid und das Hemde zu stecken.

Aladdin, der jetzt mit so vielen Reichthümern beladen war, deren Werth er gar nicht kannte, trat hierauf sorgfältig seinen Rückweg durch die drei Säle an, um den Afrikanischen Zauberer nicht zu lange warten zu lassen; und nachdem er mit derselben Vorsicht, wie zuvor quer durch dieselben hin gegangen, stieg er wieder da hinauf, wo er herunter gestiegen war, und zeigte sich am Eingange der Höhle, wo der Afrikanische Zauberer ihn mit Ungeduld erwartete. Sobald ihn Aladdin erblickte, rief er ihm zu: »Lieber Oheim, ich bitte euch, reichet mir die Hand und helfet mir heraus.« — »Mein Sohn,« sagte der Afrikanische Zauberer, »gib mir zuvor die Lampe, sie könnte dir hinderlich sein.« — »Verzeihet, lieber Oheim,« erwiederte Aladdin, »sie ist mir gar nicht hinderlich; ich werde sie euch geben, sobald ich herausgestiegen sein werde.« Der Afrikanische Zauberer bestand darauf, daß ihm Aladdin die Lampe in die Hand geben sollte, ehe er ihn aus der Vertiefung herauszöge, und Aladdin, der diese Lampe mit alle den Früchten, die er zu sich gesteckt, verpackt hatte, weigerte sich durchaus, sie ihm eher zu geben, als bis er heraus sein würde. Da gerieth der Afrikanische Zauberer vor Verzweiflung über die Widerspenstigkeit des jungen Menschen in eine fürchterliche Wuth; er warf etwas von seinem Räucherwerk in das Feuer, welches er sorgfältig unterhalten hatte, und kaum hatte er zwei Zauberworte gesprochen, als der Stein, welcher als Deckel zu der Eingangsöffnung der Höhle diente, sich von selbst wieder an seine Stelle rückte, nebst der Erde, die oben darauf

lag, so daß alles wieder in den Stand kam, wie es bei des Zauberers und Aladdins Ankunft gewesen war.

Dreihundert und ein und zwanzigste Nacht.

Der Afrikanische Zauberer war in der That weder ein Bruder des Schneiders Mustafa, wie er vorgegeben hatte, noch auch Aladdins Oheim. Dagegen war er wirklich aus Afrika, und da Afrika ein Land ist, wo man für die Zauberei mehr eingenommen ist, als irgend anderswo, so hatte er sich von Jugend an darauf gelegt; und nachdem er sich vierzig Jahre lang mit Zaubereien, mit der Punktirkunst, mit Räucherungen und Lesung von Zauberbüchern beschäftigt hatte, war er endlich auf die Entdeckung gekommen, daß es in der Welt eine Wunderlampe gäbe, deren Besitz ihn mächtiger als alle Könige der Erde machen würde, wofern er derselben je habhaft werden könnte. Durch seinen letzten Versuch in der Puntirkunst hatte er ausgemittelt, daß diese Lampe sich an einem unterirdischen Orte mitten in China befände, und zwar in einer Gegend und unter allen den Umständen, die wir bereits wissen. Von der Richtigkeit dieser Entdeckung überzeugt, war er von dem äußersten Ende Afrika's ausgereist und nach einer langen und beschwerlichen Reise, in die Stadt gekommen, welche in der Nähe dieses kostbaren Schatzes gelegen war. Allein, obwohl die Lampe sich ganz gewiß an dem bewußten Orte befand, so war es ihm doch nicht gestattet, sie selber wegzunehmen oder persönlich in das unterirdische Gewölbe einzutreten, worin sie sich befand. Es mußte durchaus ein anderer da hinabsteigen,

sie abholen und sie ihm sodann einhändigen. Daher hatte er sich an Aladdin gewandt, den er für einen jungen unbedeutenden Menschen und für sehr geeignet hielt, ihm diesen erforderlichen Dienst zu leisten, mit dem festen Vorsatze, sobald er die Lampe in Händen haben würde, die letzte, schon erwähnte Räucherung zu thun, die beiden Zauberworte auszusprechen, welche die bereits erzählte Wirkung hatten, und so den armen Aladdin seiner Habsucht und Bosheit aufzuopfern, um an ihm keinen Zeugen dieser Sache zu haben. Die Ohrfeige, welche er dem Aladdin gegeben, und das Ansehen, welches er sich über ihn angemaßt hatte, sollten diesen bloß daran gewöhnen, ihn zu fürchten und ihm pünktlich zu gehorchen, damit, wenn er diese berühmte Zauberlampe von ihm fordern würde, dieser sie ihm sogleich übergäbe. Indeß erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was er beabsichtigt hatte. Am Ende verfuhr der Boshafte bloß darum so eilig, um den armen Aladdin zu verderben, weil er fürchtete, daß, wenn er sich länger mit ihm herumzankte, irgend ein anderer es hören und sein Geheimnis offenbaren möchte.

Als der Afrikanische Zauberer seine großen und schönen Hoffnungen auf immer verschwunden sah, blieb ihm nichts weiter übrig, als nach Afrika zurück zu kehren; was er denn auch an demselben Tage noch that. Auf der Heimreise machte er einige Umwege, um nicht mehr die Stadt betreten zu dürfen, aus welcher er sich mit Aladdin entfernt hatte. Auch mußte er wirklich fürchten, daß ihn da mehrere Personen beobachten könnten, die ihn mit Aladdin hatten gehen sehen, und ihn jetzt ohne ihn zurückkommen sähen.

Allem Anscheine nach mußte es jetzt mit Aladdin aus

sein. Allein gerade der, welcher ihn auf immer zu vernichten geglaubt, hatte nicht beachtet, daß er ihm einen Ring an den Finger gesteckt, der zu seiner Rettung dienen könnte. In der That, eben dieser Ring ward Anlaß zu der Rettung des jungen Menschen, der die Kräfte desselben gar nicht kannte; und es ist zu verwundern, daß dieser Verlust nebst dem der Lampe den Zauberer nicht in die tiefste Verzweiflung stürzte. Indeß die Zauberer sind so sehr an Unfälle und Fehlschlagen ihrer Wünsche gewöhnt, daß sie, so lange sie leben, nicht aufhören, sich an Rauch und Dunst, an Luftschlössern und Einbildungen zu ergötzen.

Aladdin, der nach allen diesen Liebkosungen und empfangenen Wohlthaten gar nicht auf diese Bosheit seines angeblichen Oheims gefaßt war, befand sich in einer Bestürzung, die sich leichter denken als beschreiben läßt. Als er sich so lebendig begraben sah, rief er tausendmal seinen Oheim bei Namen, und erklärte, daß er bereit wäre, ihm die Lampe zu geben; aber sein Rufen war fruchtlos und konnte auch gar nicht gehört werden. Er mußte daher so im Finstern und Dunkeln bleiben. Endlich, nachdem er seine Thränen getrocknet hatte, stieg er wieder die Treppe der Höhle hinunter, um nach dem Garten, den er schon einmal durchgangen, und ins helle Tageslicht zu kommen; aber die Mauer, die sich ihm früher geöffnet, hatte sich schon wieder durch einen neuen Zauber geschlossen und zusammengefügt. Er tappte mehrmals links und rechts vor sich hin, ohne eine Thüre zu finden; er verdoppelte sein Schreien und Weinen, und setzte sich endlich auf die Stufen der Höhle, ohne Hoffnung, jemals das Tageslicht wiederzusehen, und in der traurigen Gewißheit eines nahen Todes.

Aladdin blieb in diesem Zustande zwei Tage, ohne zu essen und zu trinken. Am dritten Tage endlich, da er seinen Tod als unvermeidlich betrachtete, faltete und hob er seine Hände empor, und rief mit völliger Ergebung in den Willen Gottes aus:

»Es gibt keine Macht und Kraft, als in Gott, dem Allerhöchsten und Größten!«

Dreihundert und zwei und zwanzigste Nacht.

In dieser Stellung rieb er, ohne daran zu denken, den Ring, den ihm der Afrikanische Zauberer an den Finger gesteckt hatte, und dessen geheime Kraft er noch nicht kannte. Sogleich stieg vor ihm ein Geist von ungeheurer Gestalt und fürchterlichem Ansehen empor, der vom Boden bis an die oberste Spitze des Gewölbes reichte, und sprach zu Aladdin folgende Worte:

»Was verlangst du? Hier bin ich, bereit dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave derer, welche den Ring am Finger haben, sowohl ich, als alle übrige Sklaven des Ringes.

Zu jeder andern Zeit, und bei jeder andern Gelegenheit würde Aladdin, der an solche Erscheinungen nicht gewöhnt war, beim Anblick einer so ungeheuren Gestalt von Schreck ergriffen worden sein und die Sprache verloren haben; allein jetzt, da er einzig und allein an die Gefahr dachte, worin er schwebte, antwortete er ohne zu stocken: »Wer du auch sein magst, bringe mich aus diesem Orte fort, wofern du es vermagst.« Kaum hatte er diese Worte

gesprochen, als die Erde sich öffnete und er sich außer der Höhle befand, und zwar gerade an der Stelle, wohin ihn der Zauberer geführt hatte.

Niemand wird es befremdlich finden, daß Aladdin, der so lange Zeit in der dichtesten Finsterniß gewesen war, anfänglich kaum das Tageslicht zu ertragen vermochte. Er gewöhnte seine Augen erst nach und nach daran, und indem er allmählich um sich schaute, war er sehr überrascht, keine Oeffnung in der Erde mehr zu erblicken. Er konnte gar nicht begreifen, wie er so plötzlich aus dem Schooße der Erde herausgekommen war; bloß an dem Flecke, wo das Reisig verbrannt worden, konnte er die Stelle wieder erkennen, wo die Höhle war. Als er sich hierauf nach der Stadt wandte, erblickte er sie mitten unter den sie umgebenden Lustgärten; auch erkannte er den Weg, auf welchem ihn der Zauberer hergeführt hatte. Indem er diesen Weg wieder zurückwandelte, dankte er Gott, daß er noch einmal der Welt wiedergegeben sei, nachdem er bereits daran verzweifelt hatte, sie je wiederzusehen. So gelangte er zur Stadt, und schleppte sich mit vieler Mühe bis in seine Wohnung. Als er in das Zimmer seiner Mutter trat, verursachte die Freude des Wiedersehens, verbunden mit der von seinem dreitägigen Fasten herrührenden Schwäche, ihm eine Ohnmacht, welche eine Weile anhielt. Seine Mutter, die ihn bereits als todt beweint hatte, unterließ jetzo, da sie ihn in diesem Zustande erblickte, keine Pflege und kein Mittel, um ihn wieder zum Leben zu bringen. Endlich erholte er sich von seiner Ohnmacht, und seine ersten Worte waren: »Liebe Mutter, vor allen Dingen bitte ich dich, gib mir zu essen; seit drei Tagen habe ich noch nicht das mindeste zu mir ge-

nommen.« Seine Mutter brachte ihm, was sie gerade vorräthig hatte, setzte es vor ihn hin, und sagte: »Lieber Sohn, übereile dich nur nicht, denn das könnte dir schaden; sondern iß ganz langsam und nach deiner Bequemlichkeit, und nimm dich bei deiner starken Eßlust möglichst in Acht. Ich wünsche nicht einmal, daß du jetzt mit mir redest; wenn du wieder hergestellt sein wirst, so wirst du Zeit genug haben, um mir zu erzählen, was dir begegnet ist. Nach meiner großen Betrübnis, worin ich mich seit Freitag befunden, und nach all der unsäglichen Mühe, die ich mir gegeben habe, zu erfahren, was aus dir geworden wäre, da du bei anbrechender Nacht nicht nach Hause kamst, bin ich jetzt vollkommen getröstet, da ich dich wieder habe.«

Aladdin folgte dem Rathe seiner Mutter; er aß gemach und allmählich, und trank im Verhältniß dazu. Als er damit fertig war, sagte er: »Liebe Mutter, ich sollte mich eigentlich gar sehr über dich beschweren, daß du mich so leicht der Willkühr eines Mannes anvertrautest, der den Plan hatte, mich ins Verderben zu stürzen, und der in diesem Augenblick meinen Tod für unzweifelhaft und gewiß hält; allein du glaubtest, er wäre mein Oheim, und ich war derselben Meinung, wie du. Und konnten wir denn auch wohl eine andere Meinung von einem Manne hegen, der mich mit Liebkosungen und Wohlthaten überhäufte, und der mir so viele vortheilhafte Versprechungen machte? Allein du mußt nur wissen, liebe Mutter, daß es nichts als ein Verräther, ein Bösewicht, ein Betrüger war. Er hat mir diese Wohlthaten und diese Versprechungen nur darum gethan, um, wie schon gesagt, seinen Zweck zu erreichen, mich nämlich zu verderben, ohne daß ich oder du die Ursache davon zu

errathen im Stande sind. Ich meinerseits kann versichern, daß ich ihm nie den mindesten Anlaß zu einer so schlechten Behandlung gegen mich gegeben habe. Du wirst dieß selber aus dem treuen Berichte abnehmen können, den ich dir über alles das, was seit meiner Trennung von dir bis zur Ausführung seines verderblichen Plans vorgegangen ist, abstatten werde.«

Aladdin begann nun seiner Mutter alles das zu erzählen, was ihm seit dem Freitage, wo ihn der Zauberer nach den umliegenden Gärten vor der Stadt führte, begegnet war; ferner, was ihm unterweges bis zu dem Orte wo das große Zauberwerk vor sich gehen sollte, zugestoßen; sodann erzählte er von der Räucherung, den Zauberworten, der plötzlich erschienenen Oeffnung der Erdhöhle; auch der empfangenen Ohrfeige vergaß er nicht, und wie ihm der Zauberer den Ring an den Finger gesteckt und ihn durch große Verheißungen in die Höhle hinabzusteigen vermocht; er verschwieg nichts von allem dem, was er auf seinem Hin- und Rückwege in den drei großen Sälen, im Garten und auf der Terrasse gesehen, wo er die Wunderlampe weggenommen, welche er ihr bei dieser Gelegenheit vorzeigte, nebst den durchsichtigen und buntfarbigen Früchten, die er auf dem Rückgange durch den Garten abgepflückt hatte. Er fügte hiezu noch zwei volle Beutel derselben, die er seiner Mutter gab, welche sich aber wenig daraus machte. Gleichwohl waren diese Früchte sammt und sonders kostbare Edelsteine. Der sonnenhelle Glanz, den sie beim Scheine der Lampe, die das Zimmer erhellte, von sich gaben, hätte allein schon auf ihren Werth aufmerksam machen müssen; allein die Mutter Aladdins verstand davon eben so wenig, als ihr

Sohn. Sie war in großer Dürftigkeit auferzogen worden, und ihr Mann war nicht so vermögend gewesen, um ihr dergleichen kostbare Steine zum Schmucke zu kaufen; außerdem hatte sie auch nie dergleichen bei irgend einer ihrer Verwandtinnen oder Nachbarinnen gesehen. Man darf sich daher nicht wundern, daß sie dieselben als werthlose Dinge betrachtete, die höchstens dazu gut wären, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben das Auge zu ergötzen; weshalb denn auch Aladdin sie hinter eines von den Polstern des Sofas schob, auf welchem er saß. Er vollendete sodann die Erzählung seines Abenteuers, und sagte ihr, wie er aus der Höhle wieder hatte heraussteigen wollen, wie ihm da der Zauberer die Lampe abgefordert, und auf seine Weigerung die Oeffnung der Höhle durch seine Zauberei wieder verschlossen hatte. Nicht ohne Thränen vermochte er das übrige zu erzählen, indem er ihr den unglücklichen Zustand schilderte, worin er sich von dem Augenblick an befunden, wo er in der Unglückshöhle lebendig begraben worden, bis dahin, wo er aus derselben wieder ans Tageslicht hevorgekommen, durch die Berührung des Ringes, dessen Eigenschaft er noch nicht kannte. Als er die Erzählung geendigt hatte, sagte er zu seiner Mutter: »Das übrige darf ich dir nicht erst sagen; du weißt es ja selber. Da siehst du nun, was ich in der Zeit meiner Abwesenheit für Abenteuer und Gefahr bestanden habe.«

Aladdins Mutter hatte diese wunderbare und seltsame Geschichte, welche für sie, die ihren Sohn ungeachtet seiner Fehler zärtlich liebte, höchst schmerzlich sein mußte, ruhig und ohne Unterbrechung angehört; nur bei den rührendsten Stellen, wo die Treulosigkeit des Afrikanischen Zauberers

recht sichtbar wurde, konnte sie ihren Unwillen nicht unterdrücken. Doch jetzt, da Aladdin geendigt hatte, brach sie in tausend Schmähworte gegen den Betrüger aus; sie nannte ihn einen Verräther, einen Treulosen, Barbaren, Meuchelmörder, Betrüger, Zauberer, einen Feind und Verderber des menschlichen Geschlechts. »Ja, mein Sohn,« fügte sie hinzu, »es ist ein Zauberer, und die Zauberer sind eine wahre Pest für die Menschheit; sie haben vermöge ihrer Zaubereien und Hexereien mit den bösen Geistern Verkehr. Gott sei gepriesen, der nicht gewollt hat, daß seine entsetzliche Bosheit ihren Zweck an dir erreichen sollte! Du bist ihm für die Gnade, die er an dir gethan hat, großen Dank schuldig. Dein Tod war unvermeidlich, wenn du dich nicht seiner erinnert und seinen Beistand angefleht hättest.« So sagte sie noch vieles andere, doch während des Sprechens bemerkte sie, daß Aladdin, der seit drei Tagen nicht geschlafen hatte, der Ruhe bedüfte. Sie brachte ihn daher zu Bette, und legte sich bald darauf ebenfalls nieder.

Dreihundert und drei und zwanzigste Nacht.

Aladdin, der an dem unterirdischen Orte, worin er begraben gewesen, keine Ruhe genossen hatte, schlief die ganze Nacht sehr fest, und erwachte am andern Morgen erst sehr spät. Er stand auf, und das erste, was er seiner Mutter sagte, war, daß er Hunger hätte, und daß sie ihm kein größeres Vergnügen machen könnte, als wenn sie ihm ein Frühstück gäbe. »Ach, mein Sohn,« antwortete sie ihm, »ich habe auch nicht einmal ein Stück Brot, daß ich dir ge-

ben könnte; denn den wenigen Vorrath, den ich zu Hause hatte, hast du gestern Abend aufgegessen; aber gedulde dich nur ein Bischen, es wird nicht lange dauern, so werde ich dir etwas bringen. Ich habe hier etwas Baumwolle, die ich gesponnen, und die ich jetzt verkaufen werde, um für dich Brot und etwas zum Mittagsessen zu kaufen.« — »Liebe Mutter,« erwiederte Aladdin, »hebe dir nur deine Baumwolle für ein andermal auf, und gib mir die Lampe, die ich gestern mitbrachte. Ich werde gehen und sie verkaufen, und das Geld, das ich dafür löse, wird hinlänglich sein, um uns Frühstück, Mittagessen und vielleicht auch etwas zum Abend zu verschaffen.«

Die Mutter holte die Lampe hervor, und sagte: »Da hast du sie; aber sie ist sehr schmutzig. Wenn sie nur ein wenig geputzt wird, so wird sie dadurch bald etwas mehr gelten.« Sie nahm sodann Wasser und etwas feinen Sand, um sie blank zu putzen; aber kaum hatte sie angefangen, die Lampe zu reiben, als augenblicklich in Gegenwart ihres Sohnes ein gräßlicher und riesenhafter Geist emporstieg, sich ihr zeigte, und mit einer Donnerstimme zu ihr sprach:

»Was willst du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave, und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich, als die übrigen Sklaven der Lampe!«

Aladdins Mutter war nicht im Stande zu antworten. Ihr Auge vermochte nicht, die scheußliche und entsetzliche Gestalt des Geistes zu ertragen, und ihr Schrecken war gleich bei den ersten Worten, die er aussprach, so groß gewesen, daß sie in Ohnmacht gefallen war.

Aladdin, welcher bereits in der Höhle eine ähnliche

Erscheinung gehabt hatte, ergriff, ohne irgend Zeit oder Besinnung zu verlieren, schnell die Lampe, und antwortete während des Stillschweigens seiner Mutter an ihrer Statt mit festem Tone: »Ich habe Hunger, bringe mir etwas zu essen.« Der Geist verschwand, und einen Augenblick darauf kam er wieder, beladen mit einem großen silbernen Becken, welches er auf dem Kopfe trug, mit zwölf verdeckten Schüsseln von demselben Metall, voll der trefflichsten Speisen, nebst sechs großen Broten, weiß wie Schnee, zwei Flaschen des köstlichsten Weines und zwei silbernen Schalen in der Hand. Er setzte alles zusammen auf das Sofa, und verschwand sogleich.

Dieß geschah in so kurzer Zeit, daß sich Aladdins Mutter noch nicht von ihrer Ohnmacht erholt hatte, als der Geist zum zweitenmal erschien. Aladdin, der ihr bereits, aber ohne Erfolg, kaltes Wasser ins Gesicht gespritzt hatte, wollte dieß so eben noch einmal wiederholen; allein, sei es, daß ihre entflohenen Lebensgeister sich wieder gesammelt hatten, oder daß der Duft von den Speisen, die der Geist gebracht, etwas dazu beitrug, sie kam augenblicklich wieder zu sich. »Liebe Mutter,« sagte Aladdin zu ihr, »es ist weiter nichts; steh auf und iß. Hievon kannst du dich stärken, und auch ich kann meinen starken Hunger befriedigen. Wir wollen so gute Speisen nicht kalt werden lassen, sondern essen.«

Die Mutter Aladdins war erstaunlich überrascht, als sie das große Becken, die zwölf Schüsseln, die sechs Brote, die beiden Flaschen und die zwei Schalen erblickte, und den köstlichen Duft einathmete, der aus allen diesen Schüsseln emporstieg. »Mein Sohn,« sagte sie zu Aladdin, »woher kömmt uns dieser Ueberfluß, und wem verdanken wir

ein so reichliches Geschenk? Sollte vielleicht der Sultan von unserer Armuth gehört und Mitleid mit uns gehabt haben?« — »Liebe Mutter,« antwortete Aladdin, »wir wollen uns jetzt zu Tische setzen und essen, du bedarfst dessen eben so sehr, als ich. Deine Frage werde ich dir übrigens beantworten, wenn wir gefrühstückt haben.« Sie setzten sich zu Tische und speisten mit um so größerer Eßlust, da Mutter und Sohn sich noch nie an einer so gut besetzten Tafel befunden hatten.

Während der Mahlzeit konnte Aladdins Mutter gar nicht aufhören, das Becken und die Schüsseln zu betrachten und zu bewundern, obwohl sie nicht recht wußte, ob sie von Silber oder aus anderem Metalle wären, so wenig war sie den Anblick solcher Dinge gewohnt. Eigentlich war es bloß die Neuheit, die sie in solche Bewunderung versetzte, und auch ihr Sohn Aladdin hatte von dem Werth dieser kostbaren Sachen nicht mehr Kenntnis als sie.

Aladdin und seine Mutter, welche bloß ein einfaches Frühstück einzunehmen gedacht hatten, befanden sich um die Stunde des Mittagsessens noch bei Tafel. Die trefflichen Speisen hatten ihre Eßlust noch mehr geweckt, und da sie noch ganz warm waren, so glaubten sie nicht übel zu thun, wenn sie nicht erst zweimal tafelten, sondern beide Mahlzeiten sogleich mit einemmal abmachten. Nachdem sie beide Mahlzeiten geendigt hatten, blieb ihnen noch so viel übrig, daß sie davon nicht nur zu Abend essen, sondern auch noch den folgenden Tag zwei Mahlzeiten davon halten konnten.

Als Aladdins Mutter den Tisch abgedeckt und das Fleisch, welches unberührt geblieben, aufgehoben hatte, setzte sie sich neben ihren Sohn auf das Sofa, und sagte zu ihm:

»Aladdin, ich erwarte, daß du jetzt meine Neugierde in Hinsicht dessen befriedigest, worüber du mir Auskunft zu geben versprochen hast.« Aladdin erzählte ihr umständlich alles, was sich wärend ihrer Ohnmacht zwischen ihm und dem Geiste zugetragen hatte.

Die Mutter war voll Verwunderung über die Reden ihres Sohnes und über die Erscheinung des Geistes. «Aber, mein Sohn,« erwiederte sie, »was willst du denn eigentlich damit sagen? So lange ich lebe, habe ich nie unter allen meinen Bekannten jemand sagen gehöret, daß er einen Geist gesehen? Durch welchen Zufall hat sich nun dieser häßliche Geist gerade mir vor Augen gestellt? Warum hat er sich an mich gewendet, und nicht an dich, dem er doch schon einmal in der Schatzhöhle erschienen war?«

»Liebe Mutter,« erwiederte Aladdin, »der Geist, welcher dir erschienen, ist nicht derselbe, der mir erschien. Sie sind sich freilich in Hinsicht auf ihre Riesengröße gewissermaßen ähnlich, aber an Gesichtsbildung und Kleidung sind sie gar sehr von einanden verschieden, auch gehören sie verschiedenen Herren an. Wenn du dich noch errinnerst, derjenige, den ich sah, nannte sich einen Sklaven des Ringes, den ich am Finger habe, und der, den du sahest, nannte sich einen Sklaven der Lampe, die du in der Hand hattest. Aber ich glaube nicht, daß du es gehört hast, denn, wie mich dünkt, fielst du sogleich in Ohnmacht, als er zu reden anfing.«

»Wie?« rief die Mutter aus, »also deine Lampe ist Ursache, daß dieser häßliche Geist sich lieber an mich, als an dich wandte? Ach, lieber Sohn, da schaffe mir sie nur aus den Augen und hebe sie auf, wo es dir gefällt; ich mag sie nicht mehr anrühren. Meinethalben mag sie lieber weggewor-

fen oder verkauft werden, als daß ich Gefahr laufe, bei Berührung derselben vor Schrecken zu sterben. Wenn du mir folgst, so wirst du auch den Ring von dir thun. Man muß keinen Verkehr mit Geistern haben; es sind Unholde, wie schon unser Prophet gesagt hat.«

»Mit deiner Erlaubnis, liebe Mutter,« erwiederte Aladdin, »ich werde mich jetzo wohl hüten, das zu thun, was ich vor kurzem wollte, nämlich eine Lampe zu verkaufen, welche dir und mir so viel Nutzen schaffen wird. Siehst du nicht, was sie uns so eben verschafft hat? Sie soll uns jetzo fortwährend Nahrung und Lebensunterhalt verschaffen. Du kannst, wie ich, wohl leicht erachten, daß mein fälschlicher und böser Oheim sich nicht ohne Grund so viel Mühe gegeben, und eine so weite und beschwerliche Reise unternommen hat, um sich in den Besitz dieser Wunderlampe zu setzen, welche er all dem Golde und Silber vorzog, das, wie er wußte, in den drei Sälen vorhanden war, und das ich selber ganz so, wie er es mir beschrieben, da gesehen habe. Er kannte nur zu wohl den Preis und den Werth dieser Lampe, als daß er sich von jenem übrigen reichen Schatze noch irgend etwas gewünscht hätte. Da uns nun der Zufall die geheime Kraft derselben entdeckt hat, so wollen wir den möglichst vortheilhaften Gebrauch davon machen, aber ganz ohne den Neid und die Misgunst unserer Nachbaren zu erregen. Ich will sie dir übrigens schon aus den Augen schaffen, und sie an einem Orte aufheben, wo ich sie finde, im Fall ich ihrer bedarf, da du nun einmal solche Furcht vor Geistern hast. Was den Ring betrifft, so möchte ich mich übrigens eben so wenig entschließen können, ihn wegzuwerfen; denn ohne ihn würdest du mich nie wiedergesehen

haben, ja ich würde vielleicht jetzt nicht einmal mehr leben. Du wirst mir also wohl erlauben müssen, daß ich ihn behalte und ihn stäts am Finger trage. Wer weiß, ob nicht noch einmal irgend eine andere Gefahr mir zustößt, die wir beide nicht voraussehen können, und wovon er mich dann befreien kann.« Da diese Bemerkung Aladdins ziemlich richtig zu sein schien, so hatte seine Mutter nichts dagegen. »Lieber Sohn,« sagte sie zu ihm, »du kannst so handeln, wie du denkst; ich für mein Theil mag mit Geistern nichts zu schaffen haben. Ich erkläre dir hiemit, daß ich meine Hände in Unschuld wasche, und mit dir nie ein Wort weiter deshalb reden werde.«

Dreihundert und vier und zwanzigste Nacht.

Den folgenden Tag nach dem Abendessen war nichts mehr von den schönen Speisen übrig, die der Geist gebracht hatte. Aladdin, der nicht so lange warten wollte, bis der Hunger ihn drängte, nahm den Morgen darauf eine von den silbernen Schüsseln unter das Kleid, und ging aus, um sie zu verkaufen. Er wandte sich unterweges an einen Juden, der ihm begegnete, zog ihn bei Seite, zeigte ihm die Schüssel, und fragte ihn, ob er sie wohl kaufen wollte.

Der Jude, der ein schlauer und verschmitzter Mann war, nahm die Schüssel und untersuchte sie, und als er erkannte, daß sie von echtem Silber war, fragte er Aladdin, wie hoch er sie böte. Aladdin, der den Werth derselben gar nicht kannte, und nie mit dergleichen Sachen Handel getrieben hatte, begnügte sich damit, ihm zu sagen, er würde

wohl am besten wissen, was die Schüssel werth wäre, und er verließe sich hierin ganz auf seine Ehrlichkeit. Der Jude war durch die Offenherzigkeit Aladdins in Verlegenheit gesetzt. In der Ungewisheit darüber, ob Aladdin auch wohl das Material und den Werth desselben kennete, zog er aus seinem Geldbeutel ein Goldstück, welches höchstens den zwei- und sechzigsten Theil des Werths der Schüssel betrug, und bot es ihm an. Aladdin nahm das Goldstück mit großer Hast an sich, und sobald er es in der Hand hatte, entfernte er sich so eilig, daß der Jude, nicht zufrieden mit dem ungeheuern Gewinn, den er bei diesem Kaufe gemacht, sehr betrübt darüber war, daß er nicht sogleich Aladdins Unbekanntschaft mit dem Werthe des verkäuflichen Stückes errathen, und ihm nicht noch weniger geboten hatte. Er war im Begriffe, dem jungen Menschen nachzulaufen, und zu versuchen, ob er nicht noch etwas von dem Goldstücke zurückbekommen könnte; aber Aladdin lief schnell, und war schon so weit entfernt, daß er ihn schwerlich eingeholt haben würde.

Auf dem Heimwege zu der Wohnung seiner Mutter blieb Aladdin bei einem Beckerladen stehen, wo er sich einen Vorrath von Brot kaufte, den er auf der Stelle von dem Goldstücke bezahlte, welches der Becker ihm umwechselte. Als er nach Hause kam, gab er das übrige Geld seiner Mutter, welche auf den Markt ging, um für sie beide die nöthigen Lebensmittel auf einige Tage einzukaufen.

Sie setzten ihre Lebensweise so fort, das heißt, Aladdin verkaufte alle zwölf Schüsseln eine nach der andern an den Juden, je nachdem sie wieder Geld brauchten. Der Jude, der ihm für die erste Schüssel ein Goldstück gegeben

hatte, wagte nicht, ihm für die übrigen weniger zu bieten, aus Furcht, daß ihm ein so vortheilhafter Handel entgehen könnte; er bezahlte sie daher alle nach demselben Preise. Als das Geld von der letzten Schüssel ausgegeben war, nahm Aladdin seine Zuflucht zu dem Becken, welches allein zehnmal so viel wog, als jede Schüssel. Er wollte es zu seinem gewöhnlichen Kaufmanne tragen, aber die große Schwere desselben hinderte ihn daran. Er mußte also den Juden aufsuchen, den er in das Haus seiner Mutter führte; und dieser, nachdem er das Gewicht des Beckens untersucht hatte, zahlte ihm auf der Stelle zehn Goldstücke: womit Aladdin auch zufrieden war.

So lange die zehn Goldstücke dauerten, wurden sie auf die täglichen Ausgaben der Hauswirthschaft verwendet. Aladdin, obwohl er an ein müßiges Leben gewöhnt war, spielte unterdeß, seit seinem Abenteuer mit dem Afrikanischen Zauberer, nicht mehr mit jungen Leuten seines Alters, sondern brachte den Tag mit Spaziergängen oder in Unterhaltungen mit solchen Personen hin, die er kennen gelernt hatte. Oft auch blieb er bei den Läden der großen Kaufleute stehen, und horchte da den Gesprächen angesehener Männer zu, die darin einen Augenblick verweilten, oder sich wie zu einer Art von Zusammenkunft daselbst einfanden; und diese Gespräche brachten ihm allmählich etwas Weltkenntniß bei.

Als von den zehn Goldstücken nichts mehr übrig war, nahm Aladdin seine Zuflucht zu der Lampe. Er nahm sie in die Hand, suchte die Stelle, welche seine Mutter berührt hatte, und sobald er diese an den Spuren, welche der Sand daran zurückgelassen, erkannt hatte, rieb er sie gerade so,

wie sie es gethan. Sogleich erschien ihm wieder derselbe Geist, der ihm schon einmal erschienen war. Allein, da Aladdin die Lampe sanfter gerieben hatte, als seine Mutter, so sprach er dießmal auch in einem milderen Tone zu ihm:

»Was verlangst du? ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich als alle die übrigen Sklaven der Lampe!«

Aladdin sagte zu ihm: »Mich hungert, bringe mir etwas zu essen.« Der Riese verschwand, und einen Augenblick darauf erschien er wieder, mit einem ähnlichen Tafelgeräthe beladen, wie das erstemal, setzte es auf das Sofa hin und verschwand wieder.

Aladdins Mutter war, sobald sie das Vorhaben ihres Sohnes merkte, unter irgend einem Vorwande ausgegangen, um sich bei der Erscheinung des Geistes nicht zu Hause zu befinden. Sie kam bald darauf wieder nach Hause, und war, als sie die Tafel und den Schenktisch so reich besetzt erblickte, über die wunderbare Wirkung der Lampe fast eben so erstaunt, als das erstemal. Aladdin und seine Mutter setzten sich zu Tische, und nach der Mahlzeit blieb ihnen noch so viel übrig, um die beiden folgenden Tage reichlich davon leben zu können.

Sobald Aladdin wieder sah, daß weder Brot, noch Lebensmittel, noch Geld zu Hause war, nahm er wiederum eine silberne Schüssel, und suchte den Juden auf, um sie ihm zu verkaufen. Auf dem Hinwege ging er bei dem Laden eines Goldschmids vorüber, der ein ehrwürdiger Greis und zugleich ein sehr rechtschaffener Mann war. Der Gold-

schmid sah ihn, rief ihn an, und bat ihn, zu ihm herein zu treten. »Mein Sohn,« sagte er sodann zu ihm, ich habe dich schon mehrere Male, eben so beladen wie jetzt, vorbeigehen, und den und den Juden aufsuchen, und sodann mit leeren Händen zurückkehren sehen. Ich bin auf den Gedanken gekommen, daß du ihm das, was du trägst, jedesmal verkaufst. Aber du weißt vielleicht nicht, daß dieser Jude ein Betrüger, und zwar ein ärgerer Betrüger als alle andern Juden ist, und daß keiner von denen, die ihn kennen, mit ihm etwas zu schaffen haben will. Uebrigens sage ich dir das bloß zu deinem Vortheile. Wenn du mir zeigen willst, was du jetzt eben trägst, und wofern du es verkaufen willst, so werde ich dir treulich, wofern es mir ansteht, den Preis dafür zahlen; wo nicht, so werde ich dich wenigstens an andere Kaufleute weisen, die dich nicht betrügen werden.«

Die Hoffnung, noch mehr Geld aus der Schüssel zu lösen, bewirkte, daß Aladdin sie unter dem Kleide hervorzog und dem Goldschmid zeigte. Der alte Mann, welcher sogleich erkannte, daß die Schüssel von dem feinsten Silber war, fragte ihn, ob er wohl schon dergleichen an den Juden verkauft, und wie hoch sie ihm dieser bezahlt hätte. Aladdin gestand ihm ganz offen, daß er deren schon zwölfe verkauft, und für eine jede von dem Juden bloß ein Goldstück erhalten habe. »O, dieser Spitzbube!« rief der Goldschmid. »Mein Sohn,« fuhr er sodann fort, »was geschehen ist, ist geschehen; man muß daran nicht weiter denken; allein, wenn du erfahren wirst, was deine Schüssel, die vom feinsten Silber ist, das nur irgend von uns verarbeitet wird, werth ist, dann wirst du einsehen, wie sehr der Jude dich betrogen hat.«

Der Goldschmid nahm die Wage, wog die Schüssel, und nachdem er dem Aladdin erklärt hatte, was eine Mark Silber wäre, wie viel sie gölte, und ihre Unterabtheilungen, so machte er ihm begreiflich, daß die Schüssel ihrem Gewichte nach zweiundsiebzig Goldstücke werth sei, die er ihm auf der Stelle baar hinzählte. »Da hast du,« sagte er, »den vollen Werth deiner Schüssel. Wenn du im mindesten zweifelst, so kannst du dich nach Belieben an jeden andern der hiesigen Goldschmiede wenden, und wenn er dir sagt, daß sie mehr werth ist, so will ich dir das Doppelte zahlen. Wir gewinnen an dem Silberwerk, das wir kaufen, nichts als die Arbeit und die Form, und damit begnügt sich kein Jude, selbst der ehrlichste nicht.«

Aladdin dankte dem Goldschmid für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, und von welchem er bereits so großen Vortheil zog. In der Folge wandte er sich bloß an ihn, in Hinsicht des Verkaufs der übrigen Schüsseln so wie des Beckens, dessen voller Werth ihm nach Maßgabe des Gewichts bezahlt wurde. Obwohl Aladdin und seine Mutter eine unversiegbare Geldquelle an ihrer Lampe hatten, so lebten sie dennoch fortwährend mit derselben Mäßigkeit, wie zuvor, mit Ausnahme dessen, was Aladdin davon bei Seite legte, um sich anständig zu unterhalten und verschiedene Bedürfnisse für ihre kleine Wirthschaft anschaffen zu können. Seine Mutter dagegen nahm zur Ausgabe auf ihre Kleider bloß das, was ihr das Baumwollespinnen einbrachte. Man kann leicht erachten, wie lange bei einer so ordentlichen Lebensweise das Geld, welches Aladdin für die zwölf Schüsseln und das Becken von dem Goldschmied erhalten hatte, gereicht haben mag. So lebten sie dann mehrere Jahre lang von

Unterstützung der Lampe, welche Aladdin von Zeit zu Zeit rieb.

Dreihundert und fünf und zwanzigste Nacht.

In dieser Zwischenzeit hatte Aladdin, welcher nicht unterließ, sehr fleißig bei den Zusammenkünften angesehener Personen in den Läden der größten Kaufleute, die mit Gold-, Silber- und Seidenstoffen, den feinsten Schleiertüchern und Juwelen handelten, sich einzufinden, und bisweilen selbst an ihren Unterhaltungen theilzunehmen, sich vollends ausgebildet und allmählich alle Manieren der feinen Weltleute angenommen. Bei den Juwelenhändlern besonders war es, wo ihm die Täuschung benommen wurde, als wären diese durchsichtigen Früchte, die er in jenem unterirdischen Garten gepflückt hatte, bloß von buntfarbigem Glase; er erfuhr da, daß es sehr kostbare Edelsteine wären. Dadurch nämlich, daß er in diesen Läden alle Arten von Edelsteinen verkaufen sah, lernte er sie nach ihrem Werthe kennen und schätzen; und da er nirgends welche sah, die den seinigen an Schönheit oder an Größe gleichgekommen wären, so begriff er wohl, daß er anstatt dieser angeblichen Glasstücke, die er für Kleinigkeiten geachtet hatte, unschätzbare Kleinode besäße. Er war indeß so klug, niemand etwas davon zu sagen, selbst nicht einmal seiner Mutter; und diesem Stillschweigen eben verdankte er jenes hohe Glück, zu welchem er, wie wir sehen werden, in der Folge emporstieg.

Als Aladdin eines Tages in einer Gegend der Stadt spazieren gieng, hörte er mit lauter Stimme einen Befehl

des Sultans ausrufen, jeder solle seinen Laden und seine Hausthüre schließen, und sich in das Innere seiner Wohnung zurückziehen, bis die Tochter des Sultans, die Prinzessinn Badrulbudur[13]), nach dem Bade vorüber gegangen und wieder zurückgekehrt sein würde.

Dieser öffentliche Ausruf weckte in Aladdin die Neugierde, die Prinzessinn entschleiert zu sehen; aber er konnte dieß nicht wohl anders, als wenn er sich in das Haus eines Bekannten begab, und da durchs Gitterfenster sah; was ihn indeß noch immer nicht befriedigte, da die Prinzessinn, dem Brauche zufolge, auf ihrem Wege nach dem Bade einen Schleier auf dem Gesichte haben mußte. Um seine Neugierde zu befriedigen, ersann er endlich ein Mittel, welches glückte; er versteckte sich nämlich hinter die Thüre des Bades, welches so eingerichtet war, daß er sie unfehlbar von Angesicht sehen mußte.

Aladdin durfte nicht lange warten; die Prinzessinn erschien, und er betrachtete sie durch einen Ritz, welcher groß genug war, um sie in Augenschein zu nehmen, ohne selber gesehen zu werden. Sie kam in Begleitung einer großen Anzahl von dienenden Frauen nnd von Verschnittenen, welche theils neben ihr, theils hinter ihr hergingen. Als sie etwa drei bis vier Schritte von der Thüre des Bades entfernt war, nahm sie den Schleier ab, der ihr Gesicht bedeckte, und der ihr sehr unbequem war, und Aladdin sah sie nun um so bequemer, da sie gerade auf ihn los kam.

Aladdin hatte bis dahin noch nie eine Frau mit entschleiertem Gesichte gesehen, als seine Mutter. Diese gute Frau war indeß sehr alt, und war niemals so hübsch gewesen, daß er von ihr auf die Schönheit der Frauen über

haupt hätte einen Schluß machen können. Zwar hatte er wohl gehört, daß es Frauen von hoher Schönheit gäbe; allein mit welchen Ausdrücken man auch immer Schönheiten schildern mag, so machen sie doch nie den Eindruck, den die Schönheit selber macht.

Sobald Aladdin die Prinzessinn Badrulbudur gesehen hatte, so gab er seine bisherige Meinung auf, als glichen alle Frauen mehr oder weniger seiner Mutter; seine ganzen Gefühle wurden plötzlich umgewandelt, und sein Herz konnte dem reizenden Mädchen seine höchste Zuneigung nicht versagen. Die Prinzessinn war in der That die schönste Brünette, die es auf der Welt nur geben kann; sie hatte große, mit der Stirn gleichstehende, lebhafte und feurige Augen, einen sanften und bescheidenen Blick, eine Nase von richtigem Verhältnis und ohne Tadel, einen kleinen Mund, rosige und reizende Lippen; mit einem Wort, alle Züge und Theile ihres Gesichts waren von der vollendetsten Regelmäßigkeit. Man darf sich daher nicht wundern, wenn Aladdin durch den Anblick eines so seltenen Vereins des Schönsten und Wunderbarsten geblendet und fast außer sich gesetzt wurde. Außer allen diesen Vollkommenheiten besaß die Prinzessinn auch noch einen sehr vollen Wuchs und eine majestätische Haltung, deren Anblick allein schon Ehrfurcht gebot.

Als die Prinzessinn ins Bad hineingegangen war, blieb Aladdin eine Weile ganz verwirrt und wie in Entzückung stehen, indem er sich unaufhörlich das reizende Bild vor die Seele rief. Endlich kam er wieder zur Besinnung, und indem er bedachte, daß die Prinzessinn bereits vorüber war, und daß er ganz zwecklos seine Stellung länger behalten würde, weil sie beim Herausgehen aus dem Bade ihm ja den

Rücken kehren und verschleiert sein würde, so faßte er den Entschluß, seinen Ort zu verlassen und sich zu entfernen.

Aladdin konnte bei seiner Rückkehr nach Hause seine Verwirrung und Unruhe nicht so verbergen, daß es seine Mutter nicht gemerkt hätte. Sie war erstaunt, ihn so ganz wider seine Gewohnheit traurig und nachdenkend zu erblicken, und fragte ihn daher, ob ihm etwas begegnet wäre, oder ob er sich unpäßlich befände. Doch Aladdin antwortete nichts, sondern warf sich nachlässig aufs Sofa hin, wo er unverändert in einer und derselben Lage blieb, und sich fortwährend damit beschäftigte, sich das Bild der reizenden Prinzessinn zu vergegenwärtigen. Seine Mutter, die das Abendessen zubereitete, drang nicht weiter in ihn. Als es fertig war, stellte sie es neben ihn auf das Sofa und setzte sich zu Tische. Da sie indeß bemerkte, daß ihr Sohn gar nicht darauf achtete, erinnerte sie ihn, daß er doch essen möchte, und erst durch viele Bemühungen vermochte sie ihn, seine Lage zu ändern. Er aß indeß weit weniger als gewöhnlich, mit niedergeschlagenen Augen und mit einem so tiefen Stillschweigen, daß es seiner Mutter nicht möglich war, durch alle ihre Fragen über den Anlaß einer so ungewöhnlichen Veränderung ihm irgend ein Wort zu entlocken.

Nach dem Abendessen wollte sie von neuem anfangen ihn zu fragen, woher denn seine tiefe Schwermuth rührete; allein sie konnte nichts aus ihm herausbringen, und Aladdin ging zu Bette, ohne seine Mutter im mindesten zufriedengestellt zu haben.

Den folgenden Tag setzte er sich wieder auf das Sofa, seiner Mutter gegenüber, welche, ihrer Gewohnheit zufolge, Baumwolle spann, und fing mit ihr auf folgende Weise an

zu sprechen: »Ich muß das Stillschweigen brechen, das ich seit meiner gestrigen Nachhausekunft beobachtet habe, und das dich, wie ich bemerken konnte, sehr bekümmert hat. Ich war nicht krank, wie du glaubtest, und ich bin es auch jetzo nicht; aber ich kann dir nicht sagen, was ich empfand, und was ich noch immerfort empfinde, — es ist etwas weit schlimmeres, als Krankheit. Ich weiß nicht, was es eigentlich ist; aber aus dem, was du von mir vernehmen wirst, wirst du es vielleicht erkennen. Es ist in diesem Stadtviertel nicht bekannt geworden, und so kannst du es denn auch nicht wissen, daß die Tochter des Sultans, die Prinzessinn Badrulbudur, sich gestern Nachmittag ins Bad begeben hat. Ich erfuhr es gestern, als ich in der Stadt umherspazierte. Man rief nämlich den Befehl aus, daß alle Läden geschlossen werden, und daß jeder sich in sein Haus begeben sollte, um der Prinzessinn die gebührende Ehre zu erzeigen, und ihr auf den Straßen, durch welche sie käme, einen freien Durchgang zu lassen. Da ich von dem Bade nicht weit entfernt war, brachte die Neugier, sie bei entschleiertem Gesichte zu sehen, mich auf den Gedanken, mich hinter die Thüre des Bades zu verstecken, indem ich dachte, es könnte wohl möglich sein, daß sie ihren Schleier vor dem Eintritt ins Bad abnähme. Du kennst die Lage der Thür, und wirst daher leicht abnehmen können, daß ich sie sehr bequem da sehen mußte, wofern alles so kam, wie ich vermuthete. Sie nahm auch wirklich beim Eintritt ihren Schleier ab, und ich hatte das Glück, diese liebenswürdige Prinzessinn zu meinem unaussprechlichen Vergnügen von Angesicht zu sehen. Dieß ist nun, liebe Mutter, die Ursache jenes Zustandes, worin du mich gestern bei meiner Nachhausekunft

erblicktest, und zugleich der Grund jenes Stillschweigens, welches ich beobachtet habe. Ich liebe die Prinzessinn mit einer unaussprechlichen Leidenschaft, und da diese mit jedem Augenblicke steigt, so fühle ich wohl, daß sie nur durch den Besitz der liebenswürdigen Prinzessinn gestillt werden kann; weshalb ich denn entschlossen bin, sie mir vom Sultan zur Frau zu erbitten.«

Dreihundert und sechs und zwanzigste Nacht.

Die Mutter Aladdins hatte die Rede ihres Sohnes bis gegen das Ende mit vieler Aufmerksamkeit angehört; aber als sie am Schlusse vernahm, daß er die Absicht hatte, um die Hand der Prinzessinn Badrulbudur anzuhalten, konnte sie sich nicht enthalten, ihn durch ein lautes Lachen zu unterbrechen. Aladdin wollte weiter sprechen, aber sie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen und sagte: »Ach, mein Sohn, woran denkst du? Du mußt wohl deinen Verstand verloren haben, daß du solche Reden führen kannst!«

»Liebe Mutter,« erwiederte Aladdin, »ich kann dich versichern, daß ich nicht meinen Verstand verloren habe, sondern bei völliger Besinnung bin. Ich habe alle die Vorwürfe von Thorheit und Albernheit, die du mir machst und noch machen wirst, vorausgesehen; aber das alles soll mich nicht abhalten, dir nochmals zu sagen, daß mein Entschluß fest steht, den Sultan um die Hand seiner Tochter, der Prinzessinn Badrulbudur, zu bitten.«

»In der That, mein Sohn,« antwortete hierauf die Mutter ganz ernstlich, »ich kann nicht umhin, dir zu sagen,

daß du dich ganz vergissest; und selbst wenn du diesen Entschluß ausführen wolltest, so sehe ich gar nicht ab, durch wen du diese Bitte an den Sultan gelangen lassen wolltest.« — »Durch dich selber,« antwortete sogleich der Sohn, ohne zu zögern. »Durch mich?« rief die Mutter voll Staunen und Ueberraschung, »und an den Sultan? Ach, ich werde mich wohl sehr hüten, mich in eine Unternehmung der Art einzulassen! Und überhaupt, mein Sohn,« fuhr sie fort, »wer bist du denn, daß du so dreist bist, an die Tochter des Sultans zu denken? Hast du vergessen, daß du der Sohn eines der geringsten Schneider der Hauptstadt, und auch von mütterlicher Seite nicht von höherer Abkunft bist? Weißt du denn nicht, daß Sultane ihre Töchter nicht leicht jemand zur Ehe geben, selbst nicht einmal denjenigen Sultanssöhnen, die keine Hoffnung haben, einst zur Regierung zu gelangen?«

»Liebe Mutter,« erwiederte Aladdin, »ich habe dir schon gesagt, daß ich alles, was du mir so eben gesagt hast, vorausgesehen habe, und ich sage dasselbe von allem dem, was du etwa noch hinzufügen magst; weder deine Reden noch deine Vorstellungen werden meinen Entschluß ändern. Ich habe dir schon gesagt, daß ich durch dich um die Hand der Prinzessinn anhalten will; dieß ist die einzige Gefälligkeit, die ich von dir verlange, und die ich mir nicht abzuschlagen bitte, wofern du nicht etwa lieber mich sterben sehen, als mir zum zweitenmale das Leben schenken willst.«

Aladdins Mutter befand sich in der größten Verlegenheit, als sie die Hartnäckigkeit sah, womit er auf seinem närrischen Plane bestand. »Mein Sohn,« sagte sie nochmals zu ihm, »ich bin deine Mutter, und als eine recht-

schaffene und leibliche Mutter von dir, bin ich bereit, dir zu Liebe alles zu thun, was irgend vernünftig ist oder sich für meinen und deinen Stand schickt. Wenn es darauf ankäme, für dich um die Tochter eines unserer Nachbaren, der mit dir von gleichem oder doch nicht viel höherm Stande wäre, anzuhalten, so würde ich alles mögliche aufbieten, was nur irgend in meiner Macht steht; aber auch dann müßtest du doch wenigstens etwas Vermögen, oder einige Einkünfte, oder wenigstens irgend ein Gewerbe erlernt haben, um hierin deinen Zweck zu erreichen. Wenn arme Leute, wie wir, heiraten wollen, so müssen sie vor allen Dingen darauf denken, ob sie auch wohl zu leben haben. Aber ohne deine niedrige Herkunft in Erwägung zu ziehen, strebst du bei deinem geringen Stand und Vermögen nach dem höchsten Gipfel des Glücks, und beabsichtigst nichts geringeres, als eine Vermählung mit der Tochter deines Herrn und Gebieters, der bloß ein Wort sagen darf, um dich zu verderben und zu vernichten. Ich will hier gar nicht einmal das erwähnen, was deine Person und dich selber betrifft; denn das mußt du bei dir selber überlegen, wofern du deine Besinnung hast: ich spreche hier bloß von dem, was mich insbesondere angeht. Wie hat wohl ein so seltsamer Gedanke dir in den Kopf kommen können, daß ich hingehen und dem Sultan den Antrag machen soll, dir seine Tochter, die Prinzessinn, zur Ehe zu geben? Gesetzt, ich hätte nun auch, ich will nicht sagen die Dreistigkeit, sondern die Unverschämtheit, mich Seiner Majestät vorzustellen, um an ihn eine so ungereimte Bitte zu thun, an wen sollte ich mich denn wenden, um mich da einführen zu lassen? Glaubst du denn nicht, daß der erste, mit dem ich davon spräche,

mich als eine Närrinn behandeln, und mich auf eine meiner unwürdige Weise fortjagen würde? Gesetzt nun aber auch, ich würde dem Sultan ohne Schwierigkeit vorgestellt, wie es wohl der Fall ist, wenn man ihn um Gerechtigkeit anfleht, die er seinen Unterthanen stäts gern gewährt, oder wenn man ihn um eine Gnade bittet, die er mit Vergnügen bewilligt, sobald er sieht, daß man sie verdient und derselben würdig ist, — bist du denn wohl in einem solchen Falle? und glaubst du denn die Gnade verdient zu haben, die ich für dich erbitten soll? Welchen Dienst hast du denn dem Sultan oder dem ganzen Lande erwiesen, und wodurch hast du dich denn ausgezeichnet? Wenn du nun nichts gethan hast, um eine solche Gnade zu verdienen, und auch übrigens derselben nicht würdig bist, mit welcher Stirne könnte ich denn darum bitten? Wie könnte ich auch nur den Mund öffnen, um dem Sultan einen Antrag der Art zu machen? Das Majestätische seiner Person und der Glanz seines Hofes würde mich sogleich stumm und still machen, mich, die ich schon zitterte, wenn ich meinen verstorbenen Mann, deinen Vater, um irgend etwas zu bitten hatte. Auch ist noch ein anderer Grund vorhanden, mein Sohn, an den du nicht gedacht hast, nämlich der, daß man vor dem Sultan, wenn man ihn um eine Gnade zu bitten hat, nicht wohl erscheinen kann, ohne ein Geschenk in der Hand zu haben. Diese Geschenke haben wenigstens das Gute, daß, wenn er auch aus irgend einem Grunde die Bitte abschlägt, er wenigstens das Gesuch und den Bittsteller ohne Weigerung anhört. Aber welches Geschenk hast du ihm anzubieten? Und wenn du auch etwas hättest, das der Beachtung eines so großen Fürsten irgend werth schiene, in

welchem Verhältniß würde denn das Geschenk zu der Bitte stehen, die du an ihn thun willst? Geh in dich und bedenke, daß du nach etwas trachtest, was zu erreichen für dich unmöglich ist.«

Aladdin hörte alles, was ihm seine Mutter nur irgend sagen mochte, um ihn von seinem Plane abzubringen, ruhig an, und nachdem er ihre Vorstellungen Punkt für Punkt überlegt hatte, nahm er endlich das Wort und sagte: »Ich gestehe es, liebe Mutter, es ist eine große Verwegenheit von mir, daß ich es wage, meine Ansprüche so weit zu treiben, und zugleich eine große Unbesonnenheit, daß ich von dir mit solcher Hitze und Eilfertigkeit verlangte, daß du hingehen und dem Sultan meinen Heiratsantrag vortragen solltest, ohne zuvor die gehörigen Maßregeln ergriffen zu haben, um dir Zutritt und eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Ich bitte dich deshalb um Verzeihung. Allein bei der Heftigkeit der Leidenschaft, die mich ergriffen hat, darfst du dich nicht wundern, wenn ich anfangs nicht sogleich alles das übersah, was dazu erforderlich ist, um mir die Ruhe, die ich suche, zu verschaffen. Ich liebe die Prinzessinn Badrulbudur mehr, als du dir irgend einbilden kannst, und ich beharre immer noch auf dem Entschlusse, sie zu heiraten; dieß steht bei mir entschieden fest. Uebrigens bin ich dir für die Eröffnung, die du mir gemacht hast, sehr dankbar; ich betrachte sie als den ersten Schritt, um mir den glücklichen Erfolg, den ich mir verspreche, näher zu führen. Du sagst mir, es sei nicht Sitte, vor dem Sultan ohne ein Geschenk in der Hand zu erscheinen, und ich habe nichts, was des Sultans würdig sei. Ich bin, was das Geschenk betrifft, deiner Meinung, und gestehe, daß ich daran nicht ge-

dacht hatte. Allein, wenn du sagst, ich besitze nichts, was ihm überreicht werden könne, so glaubst du wohl nicht, liebe Mutter, daß das, was ich dir an dem Tage, wo ich, wie du weißt, von einer unvermeidlichen Todesgefahr befreit wurde, heimbrachte, würdig genug ist, um dem Sultan damit ein sehr angenehmes Geschenk zu machen? Ich spreche nämlich von dem, was ich in den zwei Beuteln und in meinem Gürtel mitgebracht, und was du und ich für farbiges Glas gehalten haben; indeß ist mir gegenwärtig mein Irrthum benommen, und ich muß dir nur sagen, liebe Mutter, daß es Edelsteine von unschätzbarem Werthe sind, die bloß für große Fürsten passen. Ich habe ihren Werth schätzen gelernt, indem ich die Läden der Juweelenhändler besuchte, und du kannst es mir auf mein Wort glauben: Alle die, welche ich bei unseren Juweelenhändlern gesehen habe, sind gar nicht mit denen, welche wir besitzen, zu vergleichen, und doch bieten sie dieselben zu unbeschreiblich hohen Preisen aus. Du und ich wir kennen gar nicht den Preis der unsrigen. Wie dem aber auch sei, so viel ich davon verstehe, vermöge der wenigen Erfahrung, die ich darin habe, so bin ich überzeugt, daß das Geschenk dem Sultan nicht anders als höchst angenehm sein muß. Du hast da eine Porzelan-Vase, die ziemlich groß und von einer sehr passenden Form ist, um sie da hinein zu thun; bringe diese einmal her, und wir wollen sehen, welche Wirkung sie auf das Auge machen werden, wenn wir sie alle nach ihren verschiedenen Farben geordnet haben.«

Dreihundert und sieben und zwanzigste Nacht.

Die Mutter Aladdins brachte die Vase, und Aladdin zog die Edelsteine aus den Beuteln, und legte sie in der besten Ordnung hinein. Die Wirkung, welche sie bei hellem Tageslichte durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben, durch ihren Glanz und durch ihr Feuer hervorbrachten, war von der Art, daß Mutter und Sohn davon fast geblendet wurden. Sie waren ganz erstaunt; denn beide hatten dieselben immer nur bei Lampenschein besehen. Freilich hatte Aladdin sie auch noch auf ihren Bäumen gesehen, wo sie als Früchte erschienen, die einen herrlichen Anblick gewährten; allein er war damals fast noch Kind, und hatte diese Edelsteine nur wie Spielsachen betrachtet, und sie auch bloß darum, ohne weitere Kenntnis davon zu haben, eingesteckt.

Nachdem sie eine Weile die Schönheit des Geschenks bewundert hatten, nahm Aladdin wieder das Wort. »Liebe Mutter,« sagte er zu ihr, »du wirst nun wohl den Gang zum Sultan nicht länger unter dem Vorwande ablehnen, daß du ihm kein Geschenk anzubieten habest; mich dünkt, hier hast du eins, welches dir einen sehr günstigen Empfang bewirken wird.«

Obwohl Aladdins Mutter, ungeachtet der Schönheit und des Glanzes dieses Geschenks, es nicht von so hohem Werthe hielt, als ihr Sohn es schätzte, so glaubte sie dennoch wohl, daß es der Sultan genehmigen könnte, auch fühlte sie, daß in dieser Hinsicht nichts weiter einzuwenden wäre. Allein sie kam immer wieder auf den Antrag zurück, den sie unter Begünstigung des Geschenks an den Sultan machen sollte, und dieß machte ihr viel Unruhe. »Lieber

Sohn,« sagte sie zu ihm, »ich begreife wohl, daß das Geschenk eine gute Wirkung machen, und daß der Sultan mich mit gnädigen Augen ansehen wird; allein, was das Gesuch betrifft, das ich bei ihm anbringen soll, so fühle ich wohl, daß ich dazu nicht die Kraft haben, sondern stumm bleiben werde. So wird dann nicht nur mein Gang, sondern auch das Geschenk — das, wie du sagst, von so außerordentlicher Kostbarkeit ist, — verloren sein, und ich werde voll Bestürzung zurückkommen, und dir melden, daß du dich in deiner Hoffnung getäuscht hast. Ich habe dir es schon einmal gesagt, und du wirst sehen, daß es so kommen wird. Aber,« fuhr sie fort, »gesetzt auch, daß ich mir Gewalt anthäte, um mich deinem Wunsche zu fügen, und gesetzt, ich hätte Kraft genug, um ein solches Gesuch, wie du willst, zu wagen, so wird doch der Sultan sicherlich sich entweder über mich lustig machen, und mich wie eine Närrinn fortschicken, oder in einen gerechten Zorn gerathen, wovon du und ich unfehlbar das Opfer sein werden.«

Aladdins Mutter führte ihrem Sohne noch mehrere andere Gründe an, um ihn, wo möglich, umzustimmen; aber die Reize der Prinzessinn Badrulbudur hatten einen zu tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, als daß er sich von seinem Plane hätte abwendig machen lassen. Er verlangte fortwährend von seiner Mutter, daß sie seinen Entschluß doch ausführen möchte; und theils aus Zärtlichkeit gegen ihn, theils aus Furcht, daß er irgend ein Aeußerstes wagen könnte, überwand sie ihre Abneigung und gab dem Willen ihres Sohnes nach.

Da es schon zu spät, und die Zeit, wo man nach dem Palaste gehen und sich dem Sultan darstellen konnte, an

diesem Tage schon vorbei war, so ward die Sache bis auf den folgenden Tag verschoben. Die Mutter und der Sohn unterhielten sich den noch übrigen Theil des Tages von nichts anderem als davon, und Aladdin brachte seiner Mutter mit vieler Sorgfalt alles das bei, was ihm irgend nur einfiel, um sie in dem Entschlusse, den sie endlich genehmigt hatte, sich nämlich dem Sultan vorzustellen, noch mehr zu bestärken. Ungeachtet aller Ueberredungsgründe des Sohnes konnte sich indeß die Mutter nicht überzeugen, daß ihr diese Unternehmung irgend gelingen könnte; auch muß man wirklich gestehen, daß sie alle Ursache hatte, daran zu zweifeln. »Mein Sohn,« sagte sie zu Aladdin, »wenn der Sultan mich so günstig aufnimmt, als ich es dir zu Liebe wünsche, wenn er ferner den Antrag, den ich ihm von deinetwegen machen soll, ruhig anhört, aber nach diesem guten Empfange sich einfallen läßt, mich zu fragen, wo dein Vermögen, deine Reichthümer, deine Besitzungen sind, — denn darnach wird er sich vor allen Dingen, und zwar eher als nach deiner Person, erkundigen, — wenn er mich nun, sag' ich, darnach fragt, was soll ich ihm darauf antworten?«

»Liebe Mutter,« erwiederte Aladdin, »wir wollen uns nicht im voraus um etwas kümmern, das vielleicht gar nicht erfolgen wird. Wir wollen jetzt erst abwarten, welche Aufnahme du beim Sultan finden, und welche Antwort du von ihm erhalten wirst. Sollte es sich ereignen, daß er über das, was du da sagst, Auskunft haben will, so werde ich dann schon sehen, welche Antwort ich ihm darüber geben soll. Ich habe das Vertrauen, daß die Lampe, vermöge welcher wir schon seit einigen Jahren unseren Unterhalt haben, mich in der Noth nicht im Stiche lassen wird.«

Die Mutter Aladdins wußte auf das, was ihr Sohn so eben gesagt hatte, nichts zu erwiedern. Sie bedachte nämlich, daß die Lampe, von welcher er sprach, wohl noch größere Wunder zuwege bringen könnte, als bisher, wo sie ihnen bloß ihren Lebensunterhalt herbeigeschafft hatte. Dieß stellte sie zufrieden, und hob zugleich alle Schwierigkeiten, die sie etwa hätten von dem Dienste abhalten können, den sie ihrem Sohne bei dem Sultan zu leisten versprochen hatte. Aladdin, welcher die Gedanken seiner Mutter errieth, sagte zu ihr: »Liebe Mutter, vergiß wenigstens nicht, die Sache verschwiegen zu halten; es hängt davon der ganze glückliche Erfolg ab, den ich und du von dieser Angelegenheit erwarten können.« Hierauf trennten sich Mutter und Sohn, um sich zur Ruhe zu legen; doch die heftige Liebe und die großen Entwürfe eines unermeßlichen Glücks, welche das Gemüth des Sohnes erfüllten, hinderten ihn, die Nacht so ruhig hinzubringen, als er es gewünscht hätte. Er stand noch vor Anbruch des Tages auf und weckte seine Mutter. Er drang in sie, daß sie sich aufs schleunigste ankleiden, sich dann nach dem Thore des Palastes begeben, und gleich bei Eröffnung desselben hineintreten möchte, und zwar in dem Augenblicke, wo der Großwesyr, die Wesyre, und alle übrigen hohen Staatsbeamten zu der Sitzung des Diwans hineingingen, welcher der Sultan stäts in Person beizuwohnen pflegte.

Aladdins Mutter that alles, was ihr Sohn wünschte. Sie nahm das Porzelangefäß, worin sich das Geschenk von Edelsteinen befand, hüllte es in ein doppeltes Leinwandtuch, zuerst in ein sehr feines und weißes, sodann in ein minder feines, welches letztere sie an den vier Zipfeln zusammenband, um es desto leichter forttragen zu können. Endlich

ging sie zur großen Freude Aladdins fort und nahm ihren Weg nach dem Palaste des Sultans. Der Großwesyr nebst den übrigen Wesyren und die angesehensten Herren vom Hofe waren bereits hineingegangen, als sie an der Thür anlangte. Die Zahl derer, welche beim Diwan etwas zu suchen hatten, war sehr groß. Man öffnete endlich und sie ging mit ihnen allen bis in den Diwan hinein. Dieß war ein schöner, tiefer und geräumiger Saal, dessen Eingang groß und prächtig war. Sie stellte sich so, daß sie den Sultan, den Großwesyr und die übrigen Herren, welche links und rechts im Diwan ihren Sitz hatten, gerade sich gegenüber hatte. Man rief die verschiedenen Parteien nach einander vor, und zwar in der Ordnung, wie sie ihre Bittschriften eingereicht hatten, ihre Angelegenheiten wurden vorgetragen, verhandelt und entschieden, bis zu dem Augenblick, wo der Diwan gewönlich geschlossen wurde. Dann stand der Sultan auf, entließ die versammelten Mitglieder, und ging in seine Zimmer zurück, wohin ihm der Großwesyr folgte. Die übrigen Wesyre und die Mitglieder des Staatsraths entfernten sich. Alle die, welche sich wegen Privatangelegenheiten daselbst eingefunden hatten, thaten dasselbe, einige zufrieden mit dem Gewinn ihres Rechtshandels, andere unzufrieden über das gegen sie gefällte Urtheil, und noch andere endlich in der Hoffnung, daß ihre Sache in einer anderen Sitzung entschieden würde.

Dreihundert und acht und zwanzigste Nacht.

Aladdins Mutter, welche gesehen hatte, wie der Sultan aufstand und sich entfernte, schloß sehr richtig, daß er denselben Tag nicht wieder erscheinen würde, da sie alle weggehen sah. Sie faßte daher den Entschluß, ebenfalls nach Hause zurückzukehren. Aladdin, der sie mit dem für den Sultan bestimmten Geschenke zurückkommen sah, wußte anfangs nicht, was er von dem Erfolge seiner Sendung denken sollte. In der Angst, worin er sich befand, daß sie ihm eine schlimme Botschaft bringen würde, vermochte er nicht den Mund zu öffnen, um sie zu fragen, welche Nachricht sie ihm brächte. Die gute Mutter, welche nie einen Fuß in den Palast des Sultans gesetzt hatte, und die nicht die mindeste Kenntnis von dem hatte, was da täglich vorzugehen pflegte, zog ihren Sohn aus der Unruhe, worin er sich befand, indem sie ihm höchst naiv Folgendes erzählte: »Lieber Sohn, ich habe den Sultan gesehen und bin fest überzeugt, daß er mich ebenfalls gesehen hat. Ich stand vor ihm, und niemand hinderte mich, ihn zu sehen; aber er war so sehr mit denen beschäftigt, welche links und rechts mit ihm sprachen, daß es mir leid that, wenn ich die Geduld und Mühe sah, die es ihn kostete, sie anzuhören. Dieß dauerte so lange, daß er sich zuletzt, glaub' ich, langweilen mochte; denn er stand ganz unerwartet auf, und entfernte sich ziemlich eilig, ohne eine Menge anderer Leute, die noch mit ihm sprechen wollten, anzuhören. Gleichwohl war ich darüber sehr froh, denn ich fing wirklich schon an, die Geduld zu verlieren, und war von dem langen Stehen außerordentlich müde. Indeß ist bei der Sache nichts ver-

dorben. Ich werde nämlich nicht unterlassen, morgen wieder hinzugehen; der Sultan wird da vielleicht nicht so beschäftigt sein.«

Wie sehr Aladdin auch von Liebe entbrannt war, so mußte er sich doch mit dieser Entschuldigung begnügen und sich mit Geduld waffnen. Er sah wenigstens mit Vergnügen, daß seine Mutter den schwersten Schritt bereits gethan hatte, nämlich den, den Anblick des Sultans auszuhalten, und hoffte nun, daß sie, nach dem Beispiele derer, die in ihrer Gegenwart mit ihm gesprochen hatten, ebenfalls nicht anstehen würde, sich ihres Auftrags zu entledigen, sobald der günstige Augenblick zum Sprechen eintreten würde.

Den folgenden Morgen ging Aladdins Mutter wieder eben so früh mit dem Geschenke von Edelsteinen nach dem Palaste des Sultans; doch ihr Gang war vergeblich; sie fand die Thür des Diwans verschlossen, und erfuhr, daß nur alle zwei Tage Sitzung wäre, und daß sie also den folgenden Tag wiederkommen müßte. Sie brachte sofort diese Nachricht ihrem Sohne, der seine Geduld nun verdoppeln mußte. Sie ging noch sechsmal an den ihr bezeichneten Tagen hin, und stellte sich immer dem Sultan gegenüber, aber mit so wenigem Erfolge, als das erstemal; und vielleicht würde sie noch hundertmal unverrichteter Sache zurückgekehrt sein, wenn nicht der Sultan, der sie bei jeder Sitzung sich gegenüber stehen sah, sie endlich beachtet hätte. Dieß ist um so wahrscheinlicher, da nur solche, welche dem Sultan Bittschriften zu überreichen hatten, sich nach der Reihe demselben näherten, um ihre Sache verhandelt zu sehen, in welchem Falle aber sich Aladdins Mutter nicht befand.

An diesem Tage endlich sagte der Sultan, als er nach

Aufhebung der Sitzung in seine Gemächer zurückgekehrt war, zu seinem Großwesyr: »Schon seit einiger Zeit bemerke ich eine gewisse Frau, welche regelmäßig jeden Tag, wo ich öffentlich Sitzung halte, sich einstellt, und etwas in einem Leinwandtuche eingehüllt trägt; sie bleibt von Anfang bis zu Ende der Sitzung stehen, und zwar immer mir gerade gegenüber. Weißt du wohl, was ihr Begehr ist?«

Der Großwesyr, der so wenig davon wußte, als der Sultan, wollte indeß nicht gern eine Antwort schuldig bleiben, und antwortete daher: »Herr, Euer Majestät weiß vielleicht nicht, daß die Frauen oft über sehr unbedeutende Dinge Beschwerde führen. Diese da kömmt offenbar, um sich bei Euer Majestät darüber zu beschweren, daß man ihr schlechtes Mehl verkauft, oder irgend ein anderes unbedeutendes Unrecht zugefügt hat.« Der Sultan begnügte sich indeß nicht mit dieser Antwort, sondern sagte: »Wenn diese Frau bei der nächsten Sitzung wiederkömmt, so vergiß ja nicht, sie rufen zu lassen, damit ich sie anhöre.« Der Großwesyr antwortete nichts, sondern küßte die Hand des Sultans und legte sie auf seinen Kopf, zum Zeichen, daß er denselben zu verlieren bereit wäre, wenn er den Befehl des Sultans zu vollziehen unterließe.

Aladdins Mutter war schon so daran gewöhnt, im Diwan vor dem Sultan zu erscheinen, daß sie ihre Mühe für nichts achtete, wofern sie nur ihrem Sohne zeigen konnte, daß sie in allem dem, was von ihr abhinge, nichts unterließe, um sich ihm gefällig zu beweisen. Sie ging also am Tage der Sitzung wieder nach dem Palast, und stellte sich am Eingange des Diwans wie gewöhnlich dem Sultan gegenüber.

Der Großwesyr hatte noch keine Angelegenheit vorzutragen angefangen, als der Sultan die Mutter Aladdins bemerkte. Voll Mitleid über ihr geduldiges Ausharren, wovon er selber Zeuge gewesen war, sagte er zum Großwesyr: »Vor allen Dingen, damit du es nicht etwa vergessest, dort ist wieder die Frau, von der ich neulich mit dir sprach; laß sie hierher treten, und wir wollen zuerst sie anhören und ihre Angelegenheit abfertigen. Sogleich bezeichnete der Großwesyr diese Frau dem Ober-Thürsteher, welcher zu seinen Befehlen bereit stand, und befahl ihm, sie näher heran zu führen.

Der Ober-Thürsteher kam zur Mutter Aladdins und gab ihr ein Zeichen; sie folgte ihm bis an den Fuß des Thrones, wo er sie verließ, um sich wieder an seinen Platz neben den Großwesyr hinzustellen.

Aladdins Mutter, welche sich nach dem Beispiele der vielen andern, die sie den Sultan anreden gesehen hatte, richtete, berührte mit ihrer Stirne den Teppich, der die Stufen des Throns bedeckte, und blieb in dieser Stellung, bis der Sultan ihr aufzustehen befahl. Sie stand auf, und er sprach zu ihr: »Gute Frau, ich sehe dich schon seit sehr langer Zeit in meinen Diwan kommen, und von Anfang bis zu Ende am Eingange stehen; welche Angelegenheit führt dich hierher?«

Die Mutter Aladdins warf sich, nachdem sie diese Worte vernommen hatte, noch einmal nieder, und sagte dann, als sie wieder aufgestanden war: »Erhabenster Beherrscher des Erdkreises, bevor ich Euer Majestät die außerordentliche und fast unglaubliche Sache, die mich vor euern erhabenen Thron führt, auseinandersetze, bitte ich euch, mir

das dreiste, ich möchte fast sagen unverschämte Ansuchen zu verzeihen, welches ich an euch zu thun im Begriff bin; es ist so ungewöhnlich, daß ich zittre und mich schäme, es meinem Sultan vorzutragen.« Um ihr volle Freiheit zu geben, sich zu äußern, befahl der Sultan, daß sich alle Anwesenden aus dem Diwan entfernen und ihn mit dem Großwesyr allein lassen möchten. Hierauf sagte er ihr, sie könnte jetzt ohne Furcht reden und sich erklären.

Die Mutter Aladdins begnügte sich nicht mit der Güte des Sultans, der ihr so eben die Verlegenheit, vor der ganzen Versammlung sprechen zu müssen, erspart hatte, sondern sie wollte sich auch vor seinem Zorne sicher stellen, den sie bei dem ihm zu machenden Antrage zu fürchten hatte, und worauf sie gar nicht gefaßt war. »Herr,« fuhr sie fort, »ich wage auch noch Euer Majestät zu bitten, mir im voraus eure Gnade und Verzeihung zuzusichern, im Fall ihr das Gesuch, welches ich bei euch anzubringen habe, im mindesten anstößig oder beleidigend finden solltet.« — »Was es auch immer sein mag,« erwiederte der Sultan, »ich verzeihe es dir jetzo schon, und es wird für dich daraus nicht die mindeste schlimme Folge entspringen; rede ganz ohne Scheu.«

Als die Mutter Aladdins alle diese Vorsichtsmaßregeln genommen hatte, wie eine Frau, welche den Zorn des Sultans in Betreff des ihm zu machenden Antrags fürchten zu müssen glaubte, erzählte sie ihm nun ganz treu, bei welcher Gelegenheit Aladdin die Prinzessinn Badrulbudur gesehen, welche heftige Liebe ihm dieser Anblick eingeflößt, welche Erklärungen er ihr hierüber gemacht, und was sie ihm alles vorgestellt hätte, um ihn von einer Leidenschaft abzulenken, die eben so beleidigend für den Sultan als für

die Prinzessinn, seine Tochter, sein müßte. »Indeß,« fuhr sie fort, »mein Sohn, anstatt diese Ermahnungen zu beherzigen, und seine Kühnheit einzusehen, beharrte hartnäckig bei der Sache, und zwar bis zu dem Grade, daß er mir mit irgend einem Schritte der Verzweiflung drohte, wenn ich mich weigerte, zu Euer Majestät hinzugehen und für ihn um die Hand der Prinzessinn anzuhalten. Gleichwohl hat es mich viel Ueberwindung gekostet, ehe ich mich entschloß, ihm hierin zu willfahren, und ich bitte daher nochmals Euer Majestät, nicht allein mir zu verzeihen, sondern auch meinem Sohne Aladdin, daß er den verwegenen Gedanken gehabt hat, nach einer so erhabenen Verbindung zu trachten.«

Dreihundert und neun und zwanzigste Nacht.

Der Sultan hörte den ganzen Vortrag mit vieler Milde und Güte an, ohne irgend ein Zeichen von Zorn oder Unwillen zu äußern, und selbst ohne dieß Gesuch scherzhaft zu nehmen.

Doch ehe er noch der guten Frau eine Antwort ertheilte, fragte er sie, was sie denn da in dem leinenen Tuche eingehüllt habe. Sogleich nahm sie die Vase von Porzelan, die sie, bevor sie sich niederwarf, an den Fuß des Throns hingesetzt hatte, enthüllte sie und überreichte sie dem Sultan.

Es ist unmöglich, die Ueberraschung und das Erstaunen des Sultans zu beschreiben, als er in dieser Vase so viel ansehnliche, kostbare, vollkommene und in die Augen fallende Edelsteine beisammen sah, und zwar alle von einer solchen Größe, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Er blieb eine

Weile in einer solchen Verwunderung, daß er fast ganz regungslos dastand. Nachdem er endlich wieder zu sich gekommen war, nahm er das Geschenk aus den Händen der Mutter Aladdins in Empfang, indem er ganz außer sich vor Freuden rief: »Ah, wie schön! wie kostbar!« Nachdem er die Edelsteine einen nach dem andern bewundert, in die Hand genommen, und nach ihren hervorstechendsten Eigenschaften gepriesen hatte, wandte er sich zu seinem Großwesyr, zeigte ihm die Vase und sagte zu ihm: »Sieh einmal an, und du wirst gestehen, daß man auf der Welt nichts kostbareres und vollkommneres sehen kann.« Der Wesyr war ganz bezaubert davon. »Nun,« fuhr der Sultan fort, »was sagst du zu einem Geschenke der Art? Ist es nicht meiner Tochter würdig, und kann ich sie nicht um diesen Preis demjenigen geben, der um sie anhalten läßt?«

Diese Worte versetzten den Großwesyr in eine seltsame Unruhe. Vor einiger Zeit hatte nämlich der Sultan ihm angedeutet, daß er seine Tochter, die Prinzessinn, seinem Sohne zur Ehe zu geben gedächte. Er fürchtete jetzt, und nicht ohne Grund, daß der Sultan, durch ein so reiches und außerordentliches Geschenk verblendet, seine Gesinnung ändern könnte. Er näherte sich also dem Sultan und sagte ihm ins Ohr: »Herr, man muß gestehen, daß dieß Geschenk der Pinzessinn würdig ist; allein ich bitte Euer Majestät, die Entscheidung hierüber noch drei Monate aufzuschieben; ich hoffe, daß bis dahin mein Sohn, auf welchen ihr früher eure Augen zu werfen geruhtet, im Stande sein wird, euch ein noch kostbareres Geschenk zu machen, als Aladdin, den Euer Majestät noch nicht kennt.» Der Sultan, obwohl er überzeugt war, es wäre unmöglich, daß der

Großwesyr für seinen Sohn etwas ausmitteln könnte, womit er der Prinzessin ein Geschenk von gleichem Werthe zu machen im Stande wäre, unterließ dennoch nicht, auf ihn zu hören, und ihm diese Gnade zu bewilligen. Er wandte sich also zu Aladdins Mutter und sagte zu ihr: »Geh nach Hause, gute Frau, und sage deinem Sohne, daß ich den Vorschlag, den du mir in seinem Namen gemacht hast, genehmige; daß ich aber meine Tochter, die Prinzessinn, nicht eher verheiraten könne, als bis ich ihre Ausstattung besorgt habe, die erst in drei Monaten fertig werden kann. Um diese Zeit kannst du dann wiederkommen.«

Aladdins Mutter kehrte mit einer um so größeren Freude zurück, da sie hinsichtlich ihres Standes es anfangs für unmöglich gehalten, Zutritt beim Sultan zu erlangen, und nun überdieß einen so günstigen Bescheid erhalten, anstatt daß sie eine beschämende abschlägige Antwort erwartet hatte. Aus zwei Umständen schloß Aladdin bei dem Eintritte seiner Mutter, daß sie ihm eine gute Nachricht brächte, erstens, weil sie früher als gewöhnlich heimkam, und zweitens, weil sie ein frohes und aufgeheitertes Gesicht hatte. »Nun, liebe Mutter,« sagte er zu ihr, »darf ich hoffen? oder soll ich vor Verzweiflung sterben?« Sobald sie ihren Schleier abgelegt, und sich neben ihn aufs Sofa gesetzt hatte, sprach sie zu ihm: »Lieber Sohn, um dich nicht lange in Ungewißheit zu lassen, will ich dir gleich von vorn herein sagen, daß du, anstatt an den Tod zu denken, alle Ursache hast, gutes Muthes zu sein.« Im ferneren Verlaufe des Gesprächs erzählte sie ihm dann, wie sie vor allen Anderen Zutritt erhalten, welches denn auch die Ursache ihrer frühen Rückkunft wäre; ferner, welche Vorsichtsmaßregeln sie ge-

nommen, um dem Sultan, ohne ihn zu beleidigen, den Antrag einer Heirat zwischen ihm und der Prinzessinn Badrulbudur zu machen, sodann die günstige Antwort, die sie aus dem eigenen Munde des Sultans erhalten hatte. Sie fügte hinzu, daß das Geschenk, so viel sie aus dem Benehmen des Sultans schließen können, vor allen andern Dingen auf sein Gemüth einen mächtigen Eindruck gemacht, und ihn zu der günstigen Antwort, die sie empfangen, bewogen hätte. »Ich versah mich dessen um so weniger,« fuhr sie fort, »da der Großwesyr noch kurz vorher ihm etwas ins Ohr gesagt hatte, und da ich fürchtete, er möchte ihn von der günstigen Gesinnung, die er für dich etwa hegte, abbringen.«

Aladdin hielt sich bei Empfange dieser Nachricht für den glückseligsten aller Sterblichen. Er dankte seiner Mutter für alle die Mühe, die sie sich im Verfolg dieser Angelegenheit gegeben, deren Gelingen für seine Lebensruhe so wichtig war. Und obwohl ihn, bei seiner ungeduldigen Sehnsucht nach dem Gegenstande seiner Leidenschaft, drei Monate fast eine Ewigkeit zu sein dünkten, so schickte er sich doch an, in Geduld zu warten, gestützt auf das Wort des Sultans, welches er für unverbrüchlich hielt. Während er nicht bloß die Stunden, Tage und Wochen, sondern sogar die Augenblicke zählte, in Erwartung des ersehnten Ziels, waren bereits zwei Monate verflossen, als die Mutter eines Abends beim Anzünden der Lampe gewahr wurde, daß kein Oel mehr zu Hause war. Sie ging also aus, um welches einzukaufen, und als sie in die Stadt hineinkam, sah sie, daß alles festlich geschmückt war. Wirklich waren die Kaufläden, anstatt verschlossen zu sein, geöffnet, man schmückte sie mit Laub und machte Anstalt zu festlichen Erleuchtungen; jeder

suchte es dem andern hierin an Pracht und Glanz zuvorzuthun, um dadurch seinen Eifer an den Tag zu legen. Ueberhaupt bezeigte alles seine Freude und Fröhlichkeit. Sogar die Straßen waren mit Hofbeamten in Gallakleidern angefüllt, die auf reichgeschmückten Pferden saßen, und von einer großen Menge von Bedienten umgeben waren, welche gingen und kamen. Sie fragte den Kaufmann, bei welchem sie ihr Oel kaufte, was dieß alles bedeuten sollte. »Wo seid ihr her, liebe Frau?« erwiederte dieser. »Wißt ihr denn nicht, daß der Sohn des Großwesyrs diesen Abend sich mit der Prinzessinn Badrulbudur, der Tochter des Sultans, vermählt? Sie wird jetzt bald aus dem Bade kommen, und die Hofbeamten, die ihr da sehet, versammeln sich so eben, um sie als Gefolge bis zu dem Palaste zu begleiten, wo die Vermählungsfeierlichkeit vor sich gehen soll.«

Die Mutter Aladdins wollte nichts weiter hören. Sie kehrte so eilfertig heim, daß sie beim Eintritt in ihre Wohnung fast außer Athem war. Sie traf ihren Sohn, der auf nichts weniger, als auf die schlimme Nachricht, die sie ihm brachte, gefaßt war. »Lieber Sohn,« rief sie aus, »für dich ist alles verloren! Du rechnetest auf das schöne Versprechen des Sultans; aber es wird nichts daraus.« Aladdin, der durch diese Aeußerungen beunruhigt wurde, antwortete: »Liebe Mutter, warum sollte denn der Sultan sein Wort nicht halten?« — »Diesen Abend noch,« fuhr die Mutter fort, »vermählt sich der Sohn des Großwesyrs mit der Prinzessinn Badrulbudur im Palaste des Sultans.« Sie erzählte ihm nun, auf welche Weise sie es erfahren hatte, und theilte ihm so genau die einzelen Umstände mit, daß er nicht mehr daran zweifeln konnte.

Bei dieser Nachricht erstarrte Aladdin, wie vom Blitze getroffen. Jeder andere als er würde diesem Schrecken erlegen haben; doch eine geheime Eifersucht hinderte ihn, länger in diesem Zustande zu bleiben. Augenblicklich erinnerte er sich an die Lampe, die ihm bisher so gute Dienste geleistet hatte, und ohne die geringste hitzige Aufwallung gegen den Sultan, den Großwesyr oder seinen Sohn, sagte er nur: »Liebe Mutter, der Sohn des Großwesyrs wird diese Nacht vielleicht nicht so glücklich sein, als er es hofft. Während ich auf einen Augenblick nach meinem Zimmer gehe, bereite du das Abendessen für uns.«

Die Mutter Aladdins merkte wohl, daß ihr Sohn von der Lampe Gebrauch machen wollte, um, wo möglich, zu verhindern, daß die Heirat des Sohnes des Großwesyrs mit der Prinzessinn nicht ganz vollzogen würde, und sie täuschte sich hierin nicht. Aladdin nahm wirklich, sobald er auf seinem Zimmer war, die Wunderlampe, die er seit jener Erscheinung des Geistes aus den Augen seiner Mutter entfernt und dorthin getragen hatte, und rieb sie an derselben Stelle, wie früher. Augenblicklich erschien der Geist und sagte:

»Was verlangst du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave, und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, sowohl ich als die übrigen Sklaven der Lampe!«

»Höre,« sagte Aladdin, »du hast mir bisher immer zu essen gebracht, so oft ich dessen bedurfte, jetzt indeß ist von einem Auftrage von ganz anderer Wichtigkeit die Rede. Ich habe bei dem Sultan um die Hand seiner Tochter, der Prinzessinn Badrulbudur, anhalten lassen. Er hat mir sie

zugesagt und bloß einen Aufschub von drei Monaten sich ausbedungen. Anstatt aber Wort zu halten, vermählt er sie diesen Abend, noch vor Ablaufe der Frist, mit dem Sohne des Großwesyrs. Ich habe es so eben erfahren, und die Sache ist ganz gewiß. Ich verlange nun von dir, daß du die Neuvermählten, sobald sie sich zu Bette gelegt haben, fortführest, und alle beide in ihren Betten hieher bringest.«

»Mein Gebieter,« erwiederte der Geist, »ich werde dir auf der Stelle Folge leisten. Hast du mir noch etwas anderes zu befehlen?«

»Für den Augenblick weiter nichts,« antwortete Aladdin; und sogleich verschwand der Geist.

Aladdin kam wieder zu seiner Mutter zurück, und speiste mit ihr zu Abend, und zwar so ruhig, wie sonst. Nach dem Abendessen unterhielt er sich eine Weile mit ihr von der Vermählung der Prinzessinn, wie von einer ihm ganz gleichgültigen Sache. Er ging sodann wieder auf sein Zimmer, damit seine Mutter sich ungestört schlafen legen konnte. Er selbst indeß legte sich nicht, sondern erwartete die Rückkunft des Geistes und die Vollziehung des an ihn erlassenen Befehls.

Unterdessen waren im Palast des Sultans mit der größten Pracht alle Anstalten zu der Vermählungsfeier der Prinzessinn getroffen worden, und der Abend verging unter Zeremonien und Lustbarkeiten bis tief in die Nacht. Als alles geendigt war, gab der Ober-Thürsteher der Prinzessinn dem Sohne des Großwesyrs ein Zeichen; dieser entfernte sich unvermerkt, und derselbe Hofbeamte führte ihn nach den Zimmern der Prinzessinn, bis in das Gemach, wo das

hochzeitliche Lager bereitet war. Er legte sich zuerst nieder. Kurze Zeit darauf brachte die Sultaninn, in Begleitung ihrer Frauen und der Frauen ihrer Tochter, die Neuvermählte hereingeführt. Nach der Sitte der Neuvermählten sträubte sie sich heftig [14]). Die Sultaninn half sie auskleiden, legte sie dann wie mit Gewalt ins Bette, umarmte sie, und wünschte ihr eine gute Nacht, und entfernte sich dann mit allen ihren Frauen. Die letzte derselben schloß die Thüre des Gemachs zu.

Kaum war die Thüre des Gemachs verschlossen, als der Geist, ein treuer Sklave der Lampe und pünktlicher Vollzieher der Befehle ihrer Besitzer, ohne dem jungen Gatten Zeit zu lassen, seiner Neuvermählten die mindeste Liebkosung zu erzeigen, zum großen Erstaunen beider, das Bett nahm, und es in einem Augenblick nach dem Zimmer Aladdins fortführte, wo er es niedersetzte.

Dreihundert und dreißigste Nacht.

Aladdin, welcher diesen Augenblick voll Ungeduld erwartet hatte, duldete nicht, daß der Sohn des Großwesyrs bei der Prinzessinn liegen bliebe. »Nimm diesen jungen Ehemann,« sagte er zu dem Geiste, »sperre ihn ins heimliche Gemach, und komm morgen früh bald nach Tagesanbruche wieder.« Der Geist führte sogleich den Sohn des Großwesyrs im bloßen Hemde aus dem Bette fort, brachte ihn nach dem bezeichneten Orte, und ließ ihn daselbst, nachdem er einen Dunst auf ihn gehaucht hatte, den er vom Kopf

bis zu den Zehen hinab fühlte, und der ihn die ganze Nacht hindurch betäubte.

Wie groß auch immer die Liebe Aladdins zu der Prinzessinn war, so führte er doch, sobald er sich mit ihr allein befand, keine langen Reden mit ihr, sondern sagte zu ihr bloß in einem sehr zärtlichen Tone: »Fürchtet nichts, anbetungswürdige Prinzessinn, ihr seid hier in Sicherheit, und wie heftig auch die Liebe ist, die ich für eure Schönheit und Reize empfinde, so wird sie mich doch nie verleiten können, die Schranken der tiefen Ehrerbietung, die ich euch schuldig bin, zu überschreiten. Wenn ich, fuhr er fort, gezwungen worden bin, zu diesen äußersten Maßregeln zu greifen, so geschah dieß nicht in der Absicht, euch zu beleidigen, sondern ich wollte bloß verhindern, daß ein ungerechter Nebenbuhler euch gegen das von euerm Vater mir gegebene Wort in Besitz nehmen möchte.«

Die Prinzessinn hörte wenig auf das, was er ihr etwa sagen mochte; auch war sie ganz außer Stande, ihm zu antworten. Das Schrecken und das Erstaunen, welches ihr dieses so überraschende und unerwartete Abenteuer eingeflößt, hatten sie in einen Zustand versetzt, daß Aladdin auch nicht ein Wort aus ihr herausbringen konnte. Aladdin ließ es indeß dabei nicht bewenden; er entkleidete sich, und legte sich an die Stelle des Sohnes des Großwesyrs, der Prinzessinn den Rücken kehrend, nachdem er die Vorsicht gebraucht hatte, zwischen sie beide einen Säbel zu legen, zum Zeichen, daß er damit bestraft zu werden verdiente, wofern er sich gegen ihre Ehre vergehen sollte.

Voll Zufriedenheit darüber, daß er seinen Nebenbuhler so des Glücks beraubt hatte, das er diese Nacht zu genießen

gehofft, schlief Aladdin ganz ruhig ein. Nicht so war es mit der Prinzessinn Badrulbudur der Fall. In ihrem ganzen Leben hatte sie noch keine Nacht so traurig und unangenehm zugebracht, als diese; und wenn man den Ort und die Lage bedenkt, worin der Geist den Sohn des Großwesyrs verlassen hatte, so wird man leicht erachten können, daß der junge Ehemann sie noch weit betrübter zubrachte.

Den folgenden Tag hatte Aladdin nicht erst nöthig, die Lampe zu reiben, um den Geist zu rufen. Er kam zu der bezeichneten Stunde wieder, und sagte zu Aladdin, während dieser sich ankleidete:

»Hier bin ich! was hast du mir noch zu befehlen?«

»Geh,« sagte Aladdin, »und hole den Sohn des Großwesyrs von da wieder ab, wo du ihn hingebracht hast, lege ihn wieder hier in dieß Bette, und trag ihn nach dem Palast des Sultans an denselben Ort wieder hin, wo du ihn weggenommen.« Der Geist löste nun den Sohn des Großwesyrs von seinem Posten ab, und Aladdin nahm, als er zurückkam, seinen Säbel wieder an sich. Er legte den jungen Ehemann neben die Prinzessinn, und trug in einem Augenblicke das Brautlager in dasselbe Gemach des Palastes des Sultans zurück, woraus er es früher weggeführt hatte.

Bei alle dem wurde der Geist weder von der Prinzessinn, noch von dem Sohne des Großwesyrs bemerkt. Seine entsetzliche Gestalt wäre im Stande gewesen, sie bis auf den Tod zu erschrecken. Sie vernahmen sogar nichts von dem Gespräche zwischen ihm und Aladdin, und bemerkten bloß die Erschütterung des Bettes und ihre Versetzung von einem Orte zum andern. Dieß allein war schon hinlänglich, um

ihnen einen Schrecken einzujagen, der sich leicht denken läßt.

Der Geist hatte das Brautbette wieder an seinen Ort hingestellt, als der Sultan, welcher gern wissen wollte, wie die Prinzessinn die Hochzeitnacht zugebracht, in das Zimmer hereintrat, um ihr einen guten Morgen zu wünschen. Der Sohn des Großwesyrs, der von der verflossenen Nacht noch ganz durchkältet war, und noch nicht Zeit gehabt hatte, sich zu erwärmen, hatte kaum gehört, das jemand die Thür öffnete, als er aufsprang, und in die Kleiderkammer ging, wo er sich den Abend zuvor ausgekleidet hatte.

Der Sultan näherte sich dem Bette der Prinzessinn, küßte sie, der Sitte gemäß, zwischen die Augen, wünschte ihr einen guten Morgen, und fragte sie lächelnd, wie ihr diese Nacht bekommen wäre; aber als er den Kopf aufhob und sie aufmerksamer betrachtete, fand er sie zu seinem großen Erstaunen in tiefe Schwermuth versenkt. Sie warf ihm bloß einen sehr traurigen Blick zu, der eine große Betrübnis oder großes Misvergnügen verrieth. Er sprach noch einige Worte zu ihr; da er aber sah, daß er aus ihr nichts herausbringen konnte, glaubte er, sie thäte dieß aus Schamhaftigkeit, und entfernte sich. Gleichwohl muthmaßte er, ihr Schweigen müßte noch eine andere ungewöhnliche Ursache haben. Dieß veranlaßte ihn, sich auf der Stelle nach den Zimmern der Sultaninn zu begeben, welcher er den Zustand, worin er die Prinzessin gefunden, und die Art, wie sie ihn empfangen hatte, schilderte. »Herr,« sagte die Sultaninn, »dieß darf Euer Majestät nicht befremden; es gibt keine Neuvermählte, die nicht am Morgen nach der Hochzeit eine Zurückhaltung der Art äußerte. In

zwei bis drei Tagen wird dieß anders sein; sie wird dann ihren Vater, wie sich's gebührt, empfangen. Ich werde jetzt,« fuhr sie fort, »sogleich zu ihr hingehen, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie mich eben so empfangen sollte.«

Als die Sultaninn angekleidet war, begab sie sich nach den Zimmern der Prinzessinn, welche noch nicht aufgestanden war. Sie näherte sich ihrem Bette, küßte sie, und bot ihr den Morgengruß; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie nicht nur keine Antwort von ihr erhielt, sondern auch bei näherer Betrachtung an ihr eine tiefe Niedergeschlagenheit entdeckte, welche schließen ließ, daß ihr irgend etwas begegnet sein müßte, was sie nicht zu errathen vermochte. »Liebe Tochter,« sagte die Sultaninn zu ihr, »woher kömmt es denn, daß du mir auf meine Liebkosungen gar nicht antwortest? Solltest du gegen deine Mutter dergleichen Förmlichkeiten annehmen? Ich will gern glauben, daß dir dieß nicht in den Sinn gekommen sei; aber dann muß dir etwas anderes begegnet sein. Gesteh es mir nur frei heraus, und laß mich nicht länger in einer so drückenden Ungewißheit.«

Die Prinzessinn Badrulbudur unterbrach endlich ihr Stillschweigen durch einen tiefen Seufzer: »Ach, verehrte Mutter,« rief sie aus, »verzeihet mir, wenn ich es an der gebührenden Ehrerbietung gegen euch habe fehlen lassen. Mein Gemüth ist so lebhaft mit den außerordentlichen Dingen beschäftigt, die mir diese Nacht begegnet sind, daß ich mich von meinem Staunen und Entsetzen noch nicht erholt, ja sogar Mühe habe, mich selber wiederzuerkennen.« Sie schilderte ihr nun mit den lebhaftesten Farben, wie gleich nach ihrem beiderseitigen Niederlegen ihr Bette aufgehoben

und in einem Augenblick in ein düsteres und dumpfiges Gemach versetzt worden, wo sie sich ganz allein und von ihrem Gemahl getrennt gesehen hätte, ohne zu wissen, was aus ihm geworden wäre. Sie fügte dann hinzu, daß sie da einen jungen Mann gesehen, der ihr zuerst einige Worte gesagt, welche sie vor Schrecken aber nicht verstanden, und der sich sodann an die Stelle ihres Gemahls neben sie hingestreckt hätte, nachdem er einen Säbel zwischen sie und sich gelegt; sie erzählte auch, wie ihr Gemahl ihr endlich wiedergegeben, und das Bette in eben so kurzer Zeit wieder an seine vorige Stelle zurückgetragen worden. »Dieß alles,« fuhr sie fort, »war so eben geschehen, als mein Vater, der Sultan, in mein Zimmer trat. Ich war so von Traurigkeit niedergedrückt, daß ich nicht im Stande war, ihm auch nur ein einziges Wort zu antworten. Vielleicht mag er auch die Art und Weise übel aufgenommen haben, wie ich die, mir von ihm erzeigte Ehre aufnahm; aber ich hoffe, er wird mir verzeihen, wenn er mein seltsames Abenteuer und den beklagenswerthen Zustand, worin ich mich jetzt noch befinde, erfahren haben wird.«

Dreihundert und ein und dreißigste Nacht.

Die Sultaninn hörte die Erzählung der Prinzessinn ganz ruhig an, wollte ihr aber keinen Glauben beimessen. »Liebe Tochter,« sagte sie zu ihr, »du hast wohl gethan, daß du deinem Vater, dem Sultan, nichts davon gesagt hast. Hüte dich nur ja, irgend jemand etwas davon zu sagen; wenn man dich so sprechen hörte, so könnte man dich leicht

für wahnsinnig halten.« — »Verehrungswürdigste Mutter,« erwiederte die Prinzessinn, »ich kann euch versichern, daß ich dieß alles bei vollem Verstande rede; ihr könnt euch bei meinem Gemahl erkundigen; er wird euch dasselbe sagen.« — »Ich werde mich bei ihm erkundigen,« antwortete die Sultaninn; »aber wenn er auch dasselbe sagte, wie du, ich würde deshalb noch immer nicht überzeugt sein. Steh nur auf und schlag dir diese Gedanken aus dem Sinne. Das wäre was Schönes, wenn du durch eine solche Einbildung die wegen deiner Hochzeit veranstalteten Feierlichkeiten stören wolltest, die in diesem Palaste, wie im ganzen Reiche, noch mehrere Tage lang fortdauern sollen! Hörst du nicht schon die Trompetenstöße blasen, und den Einklang der Trompeten, Pauken und Trommeln? Dieß alles sollte dir Vergnügen und Fröhlichkeit erwecken, und dich alle die Einbildungen, wovon du so eben gesprochen hast, vergessen lassen.« Zu gleicher Zeit rief die Sultaninn die Frauen der Prinzessinn, und nachdem sie dieselbe zum Aufstehen bewogen hatte, und sah, daß sie sich zu schmücken begann, begab sie sich nach den Zimmern des Sultans, und sagte diesem, es wäre wirklich ihrer Tochter etwas durch den Kopf gegangen, doch nun schon wieder beseitigt. Sie ließ hierauf den Sohn des Großwesyrs kommen, um von ihm etwas über das, wovon die Prinzessinn gesprochen hatte, zu erfahren; doch dieser, welcher sich durch die Verwandtschaft mit dem Sultan unendlich geehrt fühlte, hatte beschlossen, die Sache zu verheimlichen. »Lieber Schwiegersohn,« sagte die Sultaninn zu ihm, »sage mir doch, hast du dieselbe Einbildung dir in den Kopf gesetzt, wie deine Frau?« — »Euer Majestät,« erwiederte der Sohn des Wesyrs, »dürfte ich euch wohl fragen, worauf

eure Frage hinzielt?« — »Dieß ist mir genug,« antwortete die Sultaninn, »ich will nicht mehr wissen; du bist klüger, als sie.«

Die Lustbarkeiten im Palaste dauerten den ganzen Tag fort; und die Sultaninn, welche der Prinzessinn nicht von der Seite wich, unterließ nichts, was ihr irgend Freude machen oder in ihr irgend Theilnahme an den Vergnügungen und Schauspielen, die ihr zu Ehren gegeben wurden, erwecken konnte; allein das Begebnis der verflossenen Nacht hatte auf sie einen so tiefen Eindruck gemacht, daß man leicht sehen konnte, daß sie bloß damit beschäftigt war. Der Sohn des Großwesyrs fühlte sich von der Nacht, die er so schlimm zugebracht hatte, nicht minder niedergedrückt; allein sein Ehrgeiz bewog ihn, dieß zu verhehlen, und wer ihn nur sah, zweifelte nicht, daß er ein sehr glücklicher Ehemann wäre.

Aladdin, der von allem, was im Palaste vorging, sehr wohl unterrichtet war, zweifelte nicht, daß die Neuvermählten, ungeachtet des verdrießlichen Abenteuers, welches ihnen in der vorigen Nacht begegnet war, wieder beisammen schlafen würden, und hatte nicht Lust, sie in Ruhe zu lassen. Sobald daher die Nacht etwas vorgerückt war, nahm er wieder seine Zuflucht zu der Lampe. Augenblicklich erschien der Geist, begrüßte Aladdin eben so wie zuvor, und bot ihm seine Dienste an. »Der Sohn des Großwesyrs und die Prinzessinn Badrulbudur,« sagte Aladdin zu ihm, »werden diese Nacht wieder beisammen schlafen; geh du nun hin, und bringe mir in dem Augenblicke, wo sie sich gelegt haben, das Bette, wie gestern, hieher.«

Der Geist diente dem Aladdin mit eben so viel Treue

und Pünktlichkeit, als den vorigen Tag; der Sohn des Großwesyrs brachte die Nacht wieder so kalt und so unangenehm zu, wie die erste, und die Prinzessinn mußte zu ihrem Verdrusse wieder den Aladdin zu ihrem Lagergenossen haben, während zwischen ihr und ihm ein Säbel lag. Der Geist kam, dem Befehl Aladdins zufolge, den folgenden Morgen wieder, legte den Gatten neben seine Gemahlinn, hob das Bette mit den Neuvermählten auf, und trug es in das Zimmer des Palastes zurück, wo er es weggenommen hatte.

Der Sultan, welcher nach dem Empfange, den er am vorigen Morgen bei der Prinzessinn Badrulbudur gefunden, ungeduldig war, zu wissen, wie sie die zweite Nacht zugebracht hatte, und ob sie ihn eben so, wie das erstemal, empfangen würde, begab sich wieder, und zwar eben so früh, nach ihrem Zimmer, um sich davon zu unterrichten. Der Sohn des Großwesyrs, welcher sich über den schlechten Ausgang dieser Nacht noch mehr schämte und ärgerte, als über den der ersten, hatte kaum gehört, daß der Sultan käme, als er auch schon eilig aufstand und in die Kleiderkammer stürzte.

Der Sultan näherte sich dem Bette der Prinzessinn, wünschte ihr einen guten Morgen, und sagte dann, nachdem er ihr dieselben Liebkosungen, wie am vorigen Tage, erzeigt hatte: »Nun, meine Tochter, bist du diesen Morgen eben so übel gestimmt, wie gestern? Wirst du mir wohl sagen, wie du die Nacht zugebracht hast?« Die Prinzessinn beobachtete dasselbe Stillschweigen, und der Sultan bemerkte, daß ihr Gemüth noch weit unruhiger und niedergeschlagener war, als das erstemal. Er zweifelte jetzo nicht mehr, daß ihr etwas außerordentliches begegnet sein müßte, und über

ihr Geheimhalten erbittert, rief er ihr im höchsten Zorne und mit gezücktem Säbel zu: »Meine Tochter, entweder gesteh mir, was du mir verhehlst, oder ich haue dir augenblicklich den Kopf ab.«

Die Prinzessinn, mehr über den Ton und die Drohung des beleidigten Sultans, als über den Anblick des blanken Säbels erschrocken, brach endlich ihr Stillschweigen, und rief mit Thränen in den Augen: »Mein theurer Vater und Gebieter, ich bitte Euer Majestät um Verzeihung, wofern ich euch beleidigt habe. Ich hoffe von eurer Güte und Gnade, daß an die Stelle des Zornes bei euch Mitleid treten wird, wenn ich euch den traurigen und kläglichen Zustand, worin ich mich diese und die ganze vorige Nacht befunden, treu geschildert habe.«

Nach dieser Einleitung, welche den Sultan ein wenig besänftigte und rührte, erzählte sie ihm ganz treu alles, was ihr während dieser zwei bösen Nächte begegnet war, aber auf eine so rührende Weise, daß er davon tief betrübt wurde. Sie schloß mit den Worten: »Wenn Euer Majestät an der Wahrheit meiner Erzählung auch nur im mindesten zweifelt, so könnt ihr euch bei dem Gemahle, den ihr mir gegeben habt, darnach erkundigen. Ich bin überzeugt, daß er die Wahrheit der Sache eben so bezeugen wird, wie ich.«

Der Sultan ging ganz auf die tiefe Bekümmernis ein, welche ein so überraschendes Abenteuer der Prinzessinn verursacht haben mußte. »Meine Tochter,« sagte er zu ihr, »du hast sehr unrecht gethan, daß du nicht gestern bereits dich gegen mich über einen so seltsamen Vorfall erklärt hast, wie dieser ist, an dem ich nicht geringeren Antheil nehme, als du selber. Ich habe dich nicht in der Absicht verheiratet,

um dich unglücklich zu machen, sondern vielmehr in der Absicht, dich zufrieden zu machen, und in den Besitz alles des Glücks zu setzen, das du verdienst, und das du in den Armen eines Gemahls, der für dich zu passen schien, hoffen konntest. Verscheuche aus deinem Gemüthe die traurigen Gedanken an das, was du mir so eben erzählt hast. Ich werde sogleich Befehle ertheilen, damit du von nun an nie wieder eine Nacht so unangenehm und unerträglich zubringen darfst, wie die bisherigen.«

Sobald der Sultan in seine Zimmer zurückgekehrt war, ließ er seinen Großwesyr rufen. »Wesyr,« sagte er zu ihm, »hast du deinen Sohn schon gesprochen, und hat er dir nichts gesagt?« Als der Großwesyr antwortete, er hätte ihn noch nicht gesehen, so theilte ihm der Sultan alles das mit, was die Prinzessinn Badrulbudur ihm so eben erzählt hatte. »Ich zweifle nicht,« fügte er hinzu, »daß meine Tochter mir die Wahrheit gesagt hat, indeß würde es mir sehr lieb sein, es durch deinen Sohn bestätigen zu hören; geh daher zu ihm, und frage ihn, was an der Sache ist.«

Der Großwesyr begab sich sogleich zu seinem Sohne, meldete ihm, was der Sultan ihm so eben mitgetheilt hatte, und schärfte ihm ein, ihm ja nichts zu verhehlen, und ihm zu sagen, ob dieß wahr wäre. »Ich kann dir nicht verhehlen, mein Vater,« erwiederte der Sohn, »daß alles, was die Prinzessinn dem Sultan gesagt hat, völlig wahr ist; aber sie konnte nicht zugleich auch die schlechte Behandlung erzählen, die ich insbesondere erfahren habe. Die Sache verhält sich nämlich also: Seit meiner Vermählung habe ich zwei Nächte so schrecklich hingebracht, als man sich es nur denken kann, und Leiden ausgestanden, für deren umständli-

che und genaue Schilderung ich keinen Ausdruck habe. Ich will hier nicht erst von dem Entsetzen reden, welches ich empfand, als ich viermal nach einander in meinem Bette emporgehoben wurde, ohne daß ich sehen konnte, wer denn das Bette aufhob und von einem Orte nach dem andern versetzte, und ohne daß ich begriff, wie dieß möglich wäre. Du kannst dir meinen traurigen Zustand leicht denken, wenn ich dir sage, daß ich zwei ganze Nächte, stehend und im bloßen Hemde, in einer Art von engem Abtritte zugebracht habe, ohne im Stande zu sein, mich von der Stelle zu rühren oder die geringste Bewegung zu machen, obwohl ich kein Hindernis vor mir sah, welches mich davon hätte abhalten können. Wie viel ich dabei gelitten habe, darf ich dir wohl nicht erst bis ins Einzele ausmalen. Ich will dir nicht verhehlen, daß dieß alles mich nicht abgehalten hat, gegen die Prinzessinn, als meine Gemahlinn, alle Gefühle der Liebe, der Ehrerbietung und der Dankbarkeit zu hegen, die sie verdient, allein ich kann dir bei meiner Treue versichern, daß, ungeachtet aller der Ehre und des Glanzes, welcher aus der Vermählung mit der Tochter des Sultans für mich entspringt, ich gleichwohl lieber sterben, als länger in einer so glänzenden Verbindung leben will, wenn ich immer eine so unangenehme Behandlung, wie die bisherige, erfahren soll. Ich zweifle nicht, daß die Prinzessinn eben so denken wird, wie ich, und sie wird leicht zugeben, daß unsere Trennung eben so nöthig für ihre Ruhe, als für die meinige ist. Darum bitte ich, lieber Vater, bei der Liebe, die dich bewog, mir eine so hohe Ehre zu verschaffen, jetzo den Sultan dahin zu vermögen, daß er unsere Ehe für null und nichtig erklärt.«

Wie groß auch immer der Ehrgeiz des Großwesyrs

war, seinen Sohn als Schwiegersohn des Sultans zu sehen, so bewirkte doch der feste Entschluß desselben in Hinsicht einer Scheidung von der Prinzessinn, daß er es nicht für gut fand, ihn noch für einige Tage zur Geduld zu ermahnen, um abzuwarten, ob diese Widerwärtigkeit nicht vorübergehen würde. Er verließ ihn daher, um dem Sultan Bescheid zu bringen, welchen er feierlich versicherte, daß nach dem, was er so eben von seinem Sohne erfahren, die Sache wirklich sich so verhielte. Ohne erst abzuwarten, bis der Sultan von einer Ehescheidung zu reden anfinge, wofür er ihn nur zu sehr gestimmt sah, bat er ihn selber um die Erlaubnis, daß sein Sohn sich aus dem Palast entfernen und in sein Haus zurückkehren dürfte, indem er vorgab, es wäre nicht billig, daß die Prinzessinn wegen ihrer Liebe zu seinem Sohne auch nur einen Augenblick länger einer so schrecklichen Plage ausgesetzt würde.

Es kostete den Großwesyr nicht viel Mühe, die Gewährung seines Gesuchs zu erlangen. Augenblicklich gab der Sultan, der bereits denselben Entschluß gefaßt hatte, seine Befehle wegen Einstellung der Lustbarkeiten in seinem Palast, in der Hauptstadt, ja im ganzen Gebiete seines Königreiches, wohin er sofort Gegenbefehle abfertigte; und in kurzer Zeit hörten alle öffentlichen Freudenbezeigungen und Lustbarkeiten auf.

Dreihundert und zwei und dreißigste Nacht.

Diese plötzliche und unerwartete Veränderung gab zu allerlei Gerede Anlaß. Man fragte sich, wodurch dieser

Querstrich wohl veranlaßt sein könnte, und man wußte sich sich nichts weiter zu sagen, als daß man den Großwesyr mit seinem Sohne, beide mit sehr traurigem Angesicht, aus dem Palaste weggehen und sich nach ihrer Behausung begeben gesehen hatte. Aladdin allein wußte um dieß Geheimnis, und freute sich im Herzen über den glücklichen Erfolg, den der Gebrauch der Lampe ihm zusicherte. Als er daher mit Gewisheit erfahren hatte, daß sein Nebenbuhler den Palast verlassen, und daß die Ehe zwischen ihm und der Prinzessinn völlig aufgelöst war, so hatte er nicht weiter nöthig, die Lampe zu reiben und den Geist zu rufen, um die Vollziehung derselben zu hindern. Das merkwürdigste bei der Sache war, daß weder der Sultan noch der Großwesyr, welche längst Aladdin und seinen Antrag vergessen hatten, auch nur im geringsten daran dachten, daß er an dieser Zauberei, welche die Auflösung der Ehe der Prinzessinn herbeigeführt hatte, irgend Antheil haben könnte.

Aladdin ließ unterdeß die drei Monate vollends verstreichen, welche der Sultan als Frist für seine Vermählung mit der Prinzessinn Badrulbudur festgesetzt hatte. Er hatte sorgfältig jeden Tag gezählt, und als sie vorüber waren, schickte er schon am folgenden Morgen seine Mutter nach dem Palast, um den Sultan an sein gegebenes Wort zu erinnern.

Aladdins Mutter ging nach dem Palaste, wie ihr Sohn ihr gesagt hatte, und stellte sich am Eingange des Diwans an denselben Ort hin, wo sie früher immer gestanden hatte. Der Sultan hatte kaum einen Blick auf sie geworfen, als er sie auch schon wiedererkannte, und sich zugleich der von ihr gethanen Bitte erinnerte, und der Zeit, worauf er sie

vertröstet hatte. Der Großwesyr machte ihm so eben einen Vortrag. Der Sultan unterbrach ihn mit den Worten: »Wesyr, ich bemerke da die gute Frau, die uns vor einigen Monaten ein so schönes Geschenk machte. Laß sie hieher treten; du kannst ja deinen Bericht fortsetzen, wenn ich sie angehört habe.« Der Großwesyr warf einen Blick nach dem Eingange des Diwans und erkannte ebenfalls die Mutter Aladdins. Sogleich rief er dem Ober-Thürsteher, zeigte sie ihm, und befahl ihm, sie näher treten zu lassen.

Die Mutter Aladdins näherte sich dem Fuße des Thrones, wo sie sich, der bestehenden Sitte zufolge, niederwarf. Nachdem sie wieder aufgestanden war, fragte sie der Sultan, was sie wünschte. »Herr,« erwiederte sie, »ich erscheine nochmals vor dem Throne Euer Majestät, um in dem Namen meines Sohnes Aladdin euch in Erinnerung zu bringen, daß die Frist von drei Monaten verstrichen ist, worauf ihr ihn bei dem Gesuche, welches ich an euch zu thun die Ehre hatte, vertröstet habt.«

Der Sultan, welcher das erstemal, wo er die Frau gesprochen, sich für seine Antwort auf ihr Gesuch einen Aufschub von drei Monaten genommen, hatte geglaubt, daß gar nicht mehr die Rede sein würde von einer Heirat, die er für seine Tochter, die Prinzessinn, eben nicht angemessen fand, indem er die Niedrigkeit und Armut der Mutter Aladdins erwog, die in einem sehr gemeinen Anzuge vor ihm erschien. Gleichwohl setzte ihn ihre Mahnung an sein gegebenes Wort in einige Verlegenheit. Er hielt es nicht für gut, ihr auf der Stelle zu antworten, sondern zog seinen Großwesyr zu Rathe, und bezeigte ihm seine Abneigung gegen eine Vermählung seiner Tochter mit einem Unbekann-

ten, dessen Stand, wie zu vermuthen war, tief unter der Mittelmäßigkeit sein mußte.

Der Großwesyr nahm keinen Anstand, dem Sultan das, was er hierüber dachte, auseinander zu setzen. »Herr,« sagte er zu ihm, »es gibt, wie mich dünkt, nur ein einziges unfehlbares Mittel, um einer so unpassenden Verheiratung auszuweichen, ohne daß Aladdin, selbst wenn er Euer Majestät bekannt wäre, sich darüber zu beklagen Ursache hätte: nämlich dieß, auf die Prinzessinn einen so hohen Preis zu setzen, daß seine Reichthümer, wie groß sie auch immer sein mögen, nicht zureichen. Dieß wird ein gutes Mittel sein, um ihn von einer so kühnen, ich möchte sagen, verwegenen Bewerbung abzubringen, die er sich offenbar nicht gehörig überlegt hat.«

Der Sultan billigte den Rath des Großwesyrs. Er wandte sich zu Aladdins Mutter, und sagte nach einigem Nachdenken zu ihr: »Gute Frau, ein Sultan muß sein gegebenes Wort halten, drum bin ich auch bereit, das meinige zu halten, und deinen Sohn durch die Hand meiner Tochter zu beglücken. Allein, da ich sie nicht wohl verheiraten kann, ohne zu wissen, welche Vortheile sie davon haben wird, so kannst du deinem Sohne sagen, daß ich mein Wort erfüllen werde, sobald er mir vierzig große Becken von gediegenem Golde, ganz mit dergleichen Kostbarkeiten angefüllt, wie du mir früher einmal in seinem Namen überreicht hast, überschickt, und zwar durch eben so viele schwarze Sklaven, die von vierzig andern weißen und jungen Sklaven, alle sehr wohlgebildet, vom schönsten Wuchs und in der prächtigsten Kleidung, geführt sein müssen. Dieß sind die Bedingungen, unter denen ich bereit bin, ihm meine Tochter,

die Prinzessinn, zu geben. Geh nun, gute Frau; ich werde seine Antwort erwarten.«

Aladdins Mutter warf sich nochmals vor dem Throne des Sultans nieder, und entfernte sich. Unterweges lachte sie bei sich selbst über die närrische Grille ihres Sohnes. »Wahrhaftig,« sagte sie, »wo wird er so viele goldene Becken und eine so große Menge solcher farbigen Gläser hernehmen, um sie anzufüllen? Wird er wieder in jenes unterirdische Gewölbe, dessen Eingang verschlossen ist, hinabsteigen? Und wo wird er ferner alle diese Sklaven, wie sie der Sultan haben will, hernehmen? Da ist er nun freilich von seinen Ansprüchen weit entfernt, und ich glaube, er wird mit meiner Sendung schwerlich zufrieden sein.« Als sie nun mit diesen Gedanken, die ihr alle Aussichten für Aladdin zu benehmen schienen, nach Hause kam, sagte sie zu ihm: »Mein Sohn, ich rathe dir, nicht weiter an eine Vermählung mit der Prinzessinn Badrulbudur zu denken. Der Sultan hat mich wirklich mit vieler Güte empfangen, und ich glaube, daß er ganz gut gegen dich gesinnt ist; allein der Großwesyr hat ihn, wenn ich mich nicht irre, auf andere Gedanken gebracht, und du wirst das, so wie ich, aus dem, was ich dir sagen werde, abnehmen können. Nachdem ich dem Sultan vorgestellt hatte, daß die drei Monate abgelaufen seien, und nachdem ich ihn in deinem Namen gebeten, sich an sein Versprechen zu erinnern, bemerkte ich, daß er erst mit dem Großwesyr eine Weile ganz leise sprach, und mir dann erst die Antwort gab, die ich dir melden werde.« Die Mutter Aladdins stattete nun ihrem Sohne über das, was der Sultan ihr gesagt hatte, und über die Bedingungen, unter denen er in eine Verbindung mit der Prinzessinn mit

ihm einwilligen würde, einen sehr genauen Bericht ab, und schloß mit den Worten: »Mein Sohn, er erwartet deine Antwort; allein, unter uns gesagt,« fuhr sie lächelnd fort, »ich glaube, er wird da lange warten müssen.«

»Nicht so lange, als du vielleicht glaubst, liebe Mutter,« erwiederte Aladdin; »und der Sultan täuscht sich selber, wenn er denkt, mich durch seine ungeheuern Forderungen außer Stand zu setzen, an die Prinzessinn Badrulbudur zu denken. Ich hatte andere unüberwindliche Schwierigkeiten erwartet, oder daß er auf meine unvergleichliche Prinzessinn einen noch höheren Preis setzen würde. Doch jetzo bin ich schon zufrieden, und das, was er verlangt, ist eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem, was ich im Stande wäre, ihm für den Besitz derselben zu bieten. Während ich nun darauf denken werde, ihn zu befriedigen, geh du und besorge uns etwas zum Mittagessen, und laß mich nur machen.«

Sobald die Mutter nach Lebensmitteln ausgegangen war, nahm Aladdin die Lampe und rieb sie. Augenblicklich erschien ihm der Geist, und fragte ihn in den Ausdrücken, die wir schon kennen, was er beföhle. Aladdin sprach: »Der Sultan gibt mir seine Tochter, die Prinzessinn, zur Frau; aber er verlangt zuvor von mir vierzig große und schwere Becken von gediegenem Golde, angefüllt mit Früchten aus jenem Garten, wo ich die Lampe holte, deren Sklave du bist. Auch verlangt er von mir, daß diese vierzig Becken von eben so vielen schwarzen Sklaven getragen werden sollen, vor welchen vierzig weiße, junge und wohlgebildete Sklaven vom schönsten Wuchs und in der prächtigsten Kleidung, hergehen müssen. Geh, und schaffe mir dieß Geschenk aufs schnellste herbei, damit ich es dem Sultan senden kann, be-

vor er die Sitzung des Diwans schließt.« Der Geist erwiederte, sein Befehl sollte unverzüglich vollzogen werden, und verschwand.

Kurze Zeit darauf ließ sich der Geist wieder sehen, begleitet von vierzig schwarzen Sklaven, deren jeder ein zwanzig Mark schweres Becken von gediegenem Golde, angefüllt mit Perlen, Diamanten, Rubinen und Smaragden, an Schönheit und Größe noch auserlesener als die vorigen, auf dem Kopfe trug; jedes Becken war mit goldgeblümtem Silberstoff überdeckt. Alle diese Sklaven, sowohl die weißen, als die schwarzen mit den goldenen Becken, erfüllten fast das ganze Haus, welches ziemlich klein war, nebst dem kleinen Hofe an der Vorder-, und dem Gärtchen an der Hinterseite. Der Geist fragte hierauf Aladdin, ob er zufrieden wäre, und ob er ihm noch etwas anderes aufzutragen hätte. Aladdin erwiederte, daß er nichts weiter verlangte, und so verschwand denn der Geist auf der Stelle.

Aladdins Mutter kam vom Markte zurück, und war beim Eintritte ganz erstaunt, als sie so viele Menschen und Kostbarkeiten erblickte. Als sie die Nahrungsmittel, welche sie mitbrachte, niedergelegt hatte, wollte sie den Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, ablegen; doch Aladdin hinderte sie daran. »Liebe Mutter,« sagte er zu ihr, »es ist jetzt keine Zeit zu verlieren. Es kömmt sehr viel darauf an, daß du, noch ehe der Sultan seinen Diwan schließt, nach dem Palaste zurückkehrest, und das Geschenk und die Morgengabe, die er für die Prinzessinn Badrulbudur verlangt hat, hinbringest, damit er aus meiner Emsigkeit und Pünktlichkeit auf das heiße und aufrichtige Verlangen schließen kann, wo-

mit ich nach der Ehre einer Heiratsverbindung mit seinem Hause trachte.«

Dreihundert und drei und dreißigste Nacht.

Ohne erst die Antwort seiner Mutter abzuwarten, öffnete Aladdin die Thür nach der Straße, und ließ alle seine Sklaven, paarweise nach einander, immer einen weißen und einen schwarzen Sklaven mit einem goldenen Becken auf dem Kopfe, und sofort bis zum letzten, hindurchgehen. Nachdem auch seine Mutter hinter dem letzten schwarzen Sklaven hinausgegangen war, verschloß er die Thüre, und wartete ruhig in seinem Zimmer, in der Hoffnung, daß der Sultan nach diesem Geschenke, welches er gefordert hatte, ihn endlich zum Schwiegersohne annehmen würde.

So wie der erste weiße Sklave aus Aladdins Hause hervortrat, blieben alle Vorübergehenden, die ihn sahen, stillstehen, und ehe die achtzig weißen und schwarzen Sklaven alle heraus waren, wimmelte die Straße von Volk, welches von allen Seiten herbeiströmte, um ein so prachtvolles und außerordentliches Schauspiel anzusehen. Die Kleidung eines jeden Sklaven war so reich an Stoff und Edelgestein, daß die besten Kenner nicht zu fehlen glaubten, wenn sie jeden Anzug auf mehr als eine Million schätzten. Die Nettigkeit und das genaue Anpassen eines jeden Kleides, der Anstand, das angenehme Wesen, der ebenmäßige und stattliche Wuchs eines jeden Sklaven, ihr feierlicher Zug in gleichmäßig abgemessenen Zwischenräumen, der Glanz der außerordentlich großen Edelsteine, die in der schönsten Anordnung

rings um ihre Gürtel in ächtes Gold gefaßt waren, und die ebenfalls aus Edelsteinen zusammengesetzten Rosen an ihren Turbanen, die in einem ganz eigenthümlichen Geschmacke gearbeitet waren, setzten diese ganze Menge von Zuschauern in eine solche Verwunderung, daß sie nicht müde wurden, sie anzusehen, und sie mit den Augen so weit als möglich zu verfolgen. Die Straßen waren so mit Menschen eingefaßt, daß jeder genöthigt war, an der Stelle zu bleiben, wo er stand.

Da man mehrere Straßen entlang gehen mußte, ehe man zum Palaste gelangte, so machte dieß, daß ein guter Theil der Stadt, Personen aus allen Klassen und Ständen, Augenzeugen dieses bezaubernden Aufzuges waren. Endlich langte der erste dieser achtzig Sklaven an der Pforte des ersten Schloßhofes an. Die Pförtner, welche gleich bei Annäherung dieses wundervollen Zuges sich in zwei Reihen aufgestellt hatten, hielten ihn für einen König, so reich und prachtvoll war er gekleidet, und näherten sich ihm, um den Saum seines Kleides zu küssen. Doch der Sklave, vom Geist unterwiesen, hielt sie zurück, und sprach zu ihnen ganz ernst: »Wir sind bloß Sklaven; unser Herr wird erst erscheinen, wenn es Zeit sein wird.«

Der erste Sklave kam an der Spitze des ganzen Zuges hierauf in den zweiten Hof, der sehr geräumig, und worin der Hofstaat des Sultans während der Sitzung des Diwans aufgestellt war. Die Anführer eines jeden dieser Trupps waren sehr prächtig gekleidet, aber sie wurden weit verdunkelt, als die achtzig Sklaven erschienen und Aladdins Geschenk brachten, wozu sie selber mitgehörten. Im ganzen Hofstaate des Sultans gab es nichts so glänzendes zu sehen,

und der gesammte Schimmer und Glanz der ihn umgebenden Herren vom Hofe war nichts im Vergleiche mit dem, was sich hier ihren Blicken darbot.

Sobald dem Sultan der Zug und die Ankunft dieser Sklaven gemeldet worden war, hatte er Befehl gegeben, sie hereintreten zu lassen. Als sie nun erschienen, fanden sie den Eingang zum Diwan frei und offen, und sie traten daher in der vollkommensten Ordnung hinein, ein Theil zur Rechten, ein anderer Theil zur Linken. Nachdem sie alle herein waren, und vor dem Throne des Sultans einen großen Halbkreis gebildet hatten, setzte ein jeder der schwarzen Sklaven das Becken, welches er trug, auf den Fußteppich nieder. Sie warfen sich sämmtlich nieder, und berührten mit ihrer Stirne den Teppich. Die weißen Sklaven thaten dasselbe zu gleicher Zeit. Sie standen dann alle wieder auf, und die schwarzen enthüllten sehr geschickt die Becken welche vor ihnen standen, und alle blieben dann, die Arme auf der Brust gekreuzt, mit der größten Ehrerbietung stehen.

Aladdins Mutter, welche unterdessen bis zum Fuße des Throns vorgeschritten war, sagte zu dem Sultan, nachdem sie sich niedergeworfen hatte: »Herr, mein Sohn Aladdin weiß recht wohl, daß dieses Geschenk, welches er Euer Majestät sendet, weit unter dem steht, was die Prinzessinn Badrulbudur verdienen würde. Gleichwohl hofft er, daß Euer Majestät, so wie die Prinzessinn, es genehmigen und es anzunehmen geruhen werden, und zwar mit um so mehr Zuversicht, da er der Bedingung, die ihr ihm vorzuschreiben beliebtet, nachzukommen gesucht hat.«

Der Sultan war gar nicht im Stande, die Begrüßung der Mutter Aladdins aufmerksam anzuhören. Der

erste Blick, den er auf die vierzig goldenen, mit den glänzendsten und kostbarsten Kleinoden angefüllten Becken und auf die achtzig Sklaven warf, welche sowohl ihren Mienen nach, als wegen der erstaunlichen Pracht und Kostbarkeit ihrer Kleidung, Könige zu sein schienen, hatte ihn gleich so überrascht, daß er sich von seiner Verwunderung gar nicht erholen konnte. Anstatt auf die Anrede der Mutter Aladdins zu antworten, wandte er sich an den Großwesyr, der selber nicht begreifen konnte, wo ein solcher Ueberfluß von Reichthum wohl hergekommen sein möchte. »Nun, Wesyr,« sagte er jetzt ganz öffentlich, »was denkst du von dem, wer er auch sein mag, der mir ein so reiches und außerordentliches Geschenk schickt, und den wir beide nicht kennen? Hältst du ihn wohl für unwürdig, die Prinzessinn Badrulbudur, meine Tochter, zu heiraten?«

Wie viel Eifersucht und Betrübnis der Wesyr auch darüber empfand, zu sehen, daß ein Unbekannter vorzugsweise vor seinem Sohne der Schwiegersohn des Sultans werden sollte, so wagte er doch nicht, seine wahre Meinung zu verhehlen. Es war zu augenscheinlich, daß das Geschenk Aladdins mehr als hinreichend war, um ihn zu der Aufnahme in eine so hohe Verbindung würdig zu machen. Er antwortete also dem Sultan, indem er ganz auf dessen Ansicht einging: »Herr, ich bin so weit entfernt zu denken, als sei derjenige, der Euer Majestät ein so würdiges Geschenk dargebracht hat, der ihm zugedachten Ehre unwürdig, daß ich vielmehr wagen würde, zu behaupten, er verdiente noch weit mehr, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es auf der Welt keinen Schatz gibt, der die Prinzessinn, Tochter Euer Majestät, an Werth aufwiegen könnte« Die Herren

vom Hofe, welche dieser Sitzung beiwohnten, gaben durch ihre Beifallsbezeigungen zu erkennen, daß ihre Meinungen von der des Großwesyrs nicht verschieden waren.

Der Sultan verschob jetzt die Sache nicht länger, und dachte selbst nicht einmal daran, sich zu erkundigen, ob Aladdin auch wohl die übrigen erforderlichen Eigenschaften besäße, um sein Schwiegersohn werden zu können. Der bloße Anblick dieser unermeßlichen Reichthümer, und die Emsigkeit, womit Aladdin seine Forderungen erfüllt hatte, ohne wegen der ungeheuern Bedingungen, die ihm vorgeschrieben worden, die mindeste Schwierigkeit zu machen, überredete ihn leicht, daß ihm nichts fehlte, um ihn zu einem ganz vollkommenen Manne, und zu einem solchen zu machen, wie er ihn wünschte. Um daher Aladdins Mutter so befriedigt zu entlassen, als sie es nur irgend wünschen konnte, sagte er zu ihr: »Gute Frau, geh und sage deinem Sohne, daß ich ihn mit offenen Armen erwarte, und daß, je balder er kommen wird, um aus meiner Hand die Prinzessinn, meine Tochter, zu empfangen, um so mehr Vergnügen es mir machen wird.«

Sobald Aladdins Mutter sich mit jener Freude, deren eine Frau von diesem Stande, wenn sie ihren Sohn unerwartet auf eine so hohe Stufe gelangt sieht, nur irgend fähig sein kann, sich entfernt hatte, hob der Sultan die Sitzung dieses Tages auf, stand vom Throne auf und befahl, daß die zum Dienste der Prinzessinn verordneten Verschnittenen herbeikommen, die goldenen Becken aufheben und sie nach den Zimmern ihrer Gebieterinn tragen sollten, wo er dieselben mit Muße näher betrachten wollte. Dieser Be-

fehl wurde durch die Fürsorge des Oberhaupts der Verschnittenen auf der Stelle vollzogen.

Die achtzig weißen und schwarzen Sklaven wurden nicht vergessen. Man ließ sie in das Innere des Palastes hineinkommen, und kurze Zeit darauf befahl der Sultan, der von ihrer prächtigen Kleidung mit der Prinzessinn Badrulbudur gesprochen hatte, daß man sie vor ihrem Zimmer aufstellen sollte, damit sie dieselben durch die Gitterfenster betrachten und sich überzeugen könnte, daß er, weit entfernt in seiner Beschreibung irgend etwas übertrieben zu haben, vielmehr ihr weit weniger gesagt hatte, als an der Sache wirklich war.

Aladdins Mutter kam unterdeß nach Hause, und zwar mit einer Miene, welche die gute Nachricht, die sie ihrem Sohne brachte, genugsam ankündigte. »Mein Sohn,« sagte sie zu ihm, »du hast alle Ursache vergnügt zu sein; du bist, wider meine Erwartung, zur Erfüllung deiner Wünsche gelangt, und du weißt, was ich dir hierüber gesagt habe. Um dich nicht zu lange in gespannter Erwartung zu halten, will ich dir nur sagen, daß der Sultan, mit Zustimmung seines ganzen Hofes, dich für würdig erklärt hat, die Prinzessinn Badrulbudur zu besitzen. Er erwartet dich, um dich zu umarmen und die Heirath abzuschließen. Denke jetzt nur darauf, dich auf diese Zusammenkunft vorzubereiten, damit sie der hohen Meinung, die er von dir gefaßt hat, entspreche; allein nach den Wundern, die ich dich bisher habe vollführen sehen, bin ich fest überzeugt, daß du es hierin an nichts fehlen lassen wirst. Ich darf indeß nicht vergessen, dir zu sagen, daß der Sultan voll Ungeduld auf dich

wartet. Verliere daher keine Zeit, um dich zu ihm zu begeben.«

Dreihundert und vier und dreißigste Nacht.

Aladdin, der über diese Nachricht höchst erfreut und ganz von dem Gegenstande, der ihn bezaubert hatte, eingenommen war, sagte zu seiner Mutter bloß einige Worte und entfernte sich in sein Zimmer. Hier nahm er die Lampe, die ihm bisher in allen seinen Bedürfnissen und bei allen seinen Wünschen so hülfreich gewesen war, und hatte sie kaum gerieben, als auch schon der Geist durch sein unverzügliches Erscheinen seinen Gehorsam an den Tag legte. »Geist,« sagte Aladdin zu ihm, »ich habe dich gerufen, damit du mir schnell ein Bad zurechtmachen sollest, und sobald ich es genommen habe, will ich, daß du für mich die reichste und prachtvollste Kleidung, die nur jemals ein Fürst getragen, in Bereitschaft hältst.« Er hatte dieß kaum gesprochen, als der Geist ihn, so wie sich selbst, unsichtbar machte, ihn aufhob und in ein Bad trug, welches von dem feinsten buntgestreiften Marmor gebaut war. Ohne daß er sehen konnte, wer ihn bediente, ward er in einem sehr geräumigen und saubern Saale ausgekleidet; aus dem Saale ließ man ihn dann in ein Bad treten, welches eine mäßige Wärme hatte, und worin er gerieben und in verschiedenen wohlriechenden Wassern gebadet wurde. Nachdem er in den verschiedenen Badegemächern alle Grade der Wärme durchgegangen, ging er wieder heraus, aber ganz anders, als er hineingekommen war. Seine Gesichtsfarbe war frisch, weiß

und rosig geworden, und sein ganzer Leib viel leichter und behender, als zuvor. Er ging in den Saal zurück, und fand darin nicht mehr die Kleidung, welche er darin zurückgelassen; der Geist hatte an die Stelle derselben diejenige gelegt, welche er verlangt hatte. Aladdin war ganz erstaunt, als er die Pracht des Anzuges betrachtete, welcher für ihn hingelegt war. Er kleidete sich mit Hülfe des Geistes an, indem er jedes Stück, so wie er es anzog, bewunderte; so sehr übertraf alles seine höchsten Erwartungen! Als er fertig war, trug ihn der Geist nach seiner Wohnung zurück, und zwar in dasselbe Zimmer, woraus er ihn weggeführt hatte, und fragte ihn dann, ob er ihm noch etwas aufzutragen hätte. »Ja,« erwiederte Aladdin, »ich erwarte von dir, daß du mir auf der Stelle ein Pferd herbeiführest, welches an Schönheit und Trefflichkeit das kostbarste Pferd in dem Marstalle des Sultans übertrifft, und dessen Decke, Sattel, Zaum und Zeug über eine Million werth sein muß. Auch verlange ich, daß du mir zu gleicher Zeit zwanzig Sklaven herbeischaffest, ganz eben so reich und so zierlich gekleidet wie die, welche das Geschenk trugen, damit sie mir zur Seite und als mein Gefolge einher gehen können, ferner zwanzig andere der Art, um in zwei Reihen vor mir her zu ziehen. Auch meiner Mutter bringe sechs Sklavinnen zur Aufwartung, jede wenigstens eben so reich gekleidet, als die Sklavinnen der Prinzessinn Badrulbudur, und jede einen vollständigen Anzug auf dem Kopfe tragend, der eben so prächtig und so stattlich sein muß, als wäre er für die Sultaninn. Ferner bedarf ich noch zehntausend Goldstücke in zehn Beuteln. Das war es, was ich dir noch anzubefehlen hatte. Geh, und beeile dich.«

Sobald Aladdin dem Geiste seine Befehle gegeben hatte, verschwand der Geist, und erschien bald nachher mit dem Pferde, den vierzig Sklaven, von denen zehn ein jeder einen Beutel mit zehntausend Goldstücken trug, und mit sechs Sklavinnen, wovon jede auf ihrem Kopfe einen verschiedenen Anzug für Aladdins Mutter, in Silberstoff eingewickelt, trug. Der Geist übergab dieß alles an Aladdin.

Von den zehn Beuteln nahm Aladdin bloß vier, welche er seiner Mutter mit den Worten gab, sie möchte sich derselben in Nothfällen bedienen. Die sechs übrigen ließ er in den Händen der Sklaven, welche sie trugen, mit dem Befehle, sie zu bewahren, und während ihres Zuges durch die Straßen nach dem Palaste des Sultans dieselben handvollweise unter das Volk auszustreuen. Auch befahl er ihnen, sie sollten nebst den übrigen dicht vor ihm, und zwar drei zur Rechten und drei zur Linken, einhergehen. Zugleich stellte er seiner Mutter die sechs Sklavinnen vor, indem er ihr sagte, daß sie ihr gehörten und daß sie ganz als Gebieterinn über dieselben verfügen könnte, ferner auch, daß die Kleider, welche sie trügen, für sie bestimmt wären.

Als Aladdin alle seine Angelegenheiten geordnet hatte, entließ er den Geist, und sagte zu ihm, daß er ihn rufen würde, sobald er seiner bedürfte; der Geist verschwand augenblicklich. Jetzt dachte Aladdin bloß daran, dem Wunsche des Sultans, der ihn gern sehen wollte, zu entsprechen. Er fertigte einen von den vierzig Sklaven, — ich will nicht sagen den schönsten, denn sie waren alle gleich, — nach dem Palast ab, mit dem Befehle, sich an das Oberhaupt der Thürsteher zu wenden, und ihn zu fragen, wann er wohl die Ehre haben könnte, sich dem Sultane zu Füßen zu wer-

fen. Der Sklave hatte die Bothschaft sehr schnell ausgerichtet, und brachte die Antwort zurück, daß der Sultan ihn voll Ungeduld erwartete.

Aladdin stieg nun unverzüglich zu Perde und setzte den ganzen Zug in der schon angezeigten Ordnung in Bewegung. Obgleich er noch nie zuvor zu Pferde gesessen hatte, so benahm er sich dennoch auf demselben mit so viel Anstand, daß selbst der erfahrenste Reiter ihn nicht für einen Neuling gehalten haben würde. Die Straßen, durch welche er zog, waren fast in einem Augenblicke mit einer unermeßlichen Volksmenge angefüllt, welche die Luft von ihrem Beifallruf, ihrer Bewunderung und ihren Lobpreisungen wiederhallen ließen, besonders jedesmal, wenn die sechs Sklaven, welche die Beutel trugen, ganze Hände voll Goldstücke links und rechts in die Luft warfen. Der Beifallruf kam indeß nicht von denen her, welche sich drängten und niederbückten, um einige Goldstücke aufzulesen, sondern von Personen aus dem Mittelstande, die sich nicht enthalten konnten, der Freigebigkeit Aladdins öffentlich das verdiente Lob zu spenden. Nicht bloß die, welche ihn in der Jugend als Gassenjungen auf der Straße spielen gesehen hatten, erkannten ihn nicht wieder, sondern selbst die, welche ihn noch vor kurzem gesehen, hatten Mühe, ihn zu kennen; so sehr hatten sich seine Gesichtszüge verändert. Dieß kam daher, daß die Lampe die Eigenschaft hatte, ihren Besitzern allmählich alle die Vollkommenheiten zu verleihen, welche dem Range, zu dem sie durch Hülfe der Lampe gelangten, angemessen waren. Man schenkte nun Aladdins Person weit mehr Aufmerksamkeit, als dem ganzen ihn begleitenden Aufzug; auch hatten die Meisten an demselben Tage bereits das nämliche gesehen,

als der Zug von Sklaven dem Sultan die Geschenke überbrachte. Indeß wurde besonders das Pferd von den Kennern bewundert, welche die Schönheit desselben gar wohl zu unterscheiden wußten, ohne von dem Reichthum oder dem Schimmer der Diamanten und Edelsteine, womit es bedeckt war, sich im geringsten blenden zu lassen. Da das Gerücht sich verbreitet hatte, daß der Sultan ihm die Prinzessinn Badrulbudur zur Ehe gäbe, so war doch niemand, der in Hinsicht auf seine Herkunft ihm sein Glück oder seine Standeserhöhung im mindesten beneidet hätte, so sehr schien er dessen würdig zu sein.

Anmerkungen.

1) Obwohl der Koran den Wein verbietet, so machen sich doch viele Muselmänner kein Gewissen daraus, dieß Gesetz des Propheten zu übertreten, und sogar mehrere Sultane sind wegen ihrer Trunkliebe berüchtigt gewesen. Vergl. Mouradgea d'Ohsson Vol. I. E. G.

2) Stockschläge sind eine sehr gewöhnliche Strafe im Morgenlande. Man legt den Sträfling auf den Rücken, steckt seine Füße in eine Schlinge, die an einer langen Stange befestigt ist, hebt sie damit empor, bis sie die Fußsohlen darbieten, und dann schlagen vier tüchtige Kerle abwechselnd darauf. E. G.

3) Es ist hier die sogenannte Derwysch-Flöte gemeint, die einen weit sanfteren Ton hat, als die Querflöte. E. G.

4) Scheich's heißen nicht bloß die Lehrer und Erklärer des Gesetzes (Anm. 26. a. zu Bd. I.), sondern auch insbesondere gewisse Geistliche, die in den Moscheen predigen müssen. E. G.

5) Chalyf heißt, wie schon (Anmerk. 1. zu Bd. II.) bemerkt worden ist, so viel als: Stellvertreter. E. G.

6) Die Frauen im Morgenlande werden gewöhnlich in besonderen Basar's verkauft. Gewöhnlich sind es junge Mädchen, die in Georgien und Circassien aufgekauft worden, woselbst ein sehr schöner Menschenschlag ist, und wo sie von den Aeltern gewöhnlich schon in einem Alter von zwölf Jahren verhandelt wer-

den. Seitdem Rußland im Besitze dieser Länder ist, ist die Ausfuhr verboten; allein ein Reisender (Drouville), der kürzlich erst Persien durchreiste, versichert, daß der Schleichhandel die Märkte von Erivan, Kars und Erserum noch eben so reichlich mit Mädchen versorgt, als ehedem. Man findet in diesen Basar's sehr schöne Jungfrauen, das Stück zu 60 bis 100 Tumans (etwa 1200 bis 2000 Franken). E. G.

7) Galland übersetzt den Namen des Mädchens fälschlich durch: Force des coeurs; wir sind in unserer Uebersetzung der Arabischen Urschrift gefolgt.

8) Nushatul-awadat heißt soviel als: Reiz der Erinnerung. G.

9) Wenn ein Muselmann sich, nach dem Ausdrucke des Morgenländers, „mit seinem Kopfe aufs Sterbekissen hingelegt hat,“ so kömmt der Imam der Moschee, um neben ihm das sechs und dreißigste Kapitel des Korans und das Glaubensbekenntnis herzubeten. Er läßt die Leiche so legen, daß ihr Gesicht nach Mekka gewendet ist, und man stellt einen kleinen Heerd daneben, auf welchem man wohlriechendes Räucherwerk anzündet. Dann legt man einen Säbel auf den Todten, reibt seine Stirn, Nase, Hände und Kniee mit Kampfer, und den Kopf und Bart mit Seife ein. Hierauf bindet man den Bart zusammen, der nächste Anverwandte drückt ihm die Augen zu, und umhüllt ihn mit dem Leichentuche.

Sobald die Zeit der Beerdigung gekommen ist, trägt man die Leiche ohne alle Zeremonie auf den Begräbnisplatz hinaus. Bloß nach der Beerdigung knieet der Imam nieder und ruft dreimal dem Todten nach seinem mütterlichen Geschlechtsnamen. E. G.

10) Diese aus dem Koran entlehnte Formel kömmt sehr häufig in den Gebeten der Muselmänner vor. E. G.

11) Genauer A'la-ed-dyn, heißt im Arabischen wörtlich: Erhebung der Religion, Adel der Religion. E. G.

12) Es darf wohl nicht erst bemerkt werden, daß der Islam niemals in China als Religion eingeführt gewesen ist. E. G.

13) Badrulbudur heißt wörtlich: Vollmond der Vollmonde. G.

14) Im ganzen Morgenland ist es Sitte, daß die Neuvermählte sich aus allen Kräften gegen diejenigen sträubt, die sie ihrem Gatten zuführen wollen, und daß sie den heftigsten Widerstand leistet, wenn man sie zwingen will, das eheliche Lager mit ihm zu theilen. Bisweilen pflegen junge Frauen sich ganze Monate hindurch dagegen zu sträuben. E. G.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Habicht, Christian Maximilian, 1775-1839

Tausend und Eine Nacht Arabische Erzählungen

Bd.: 7

Breslau (1834)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 3573 -7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257985-5